

Neue Kolumne: Harald Martensteins Lichtblicke

Nummer 40 – 6. Oktober 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Neutralität bleibt unverzichtbar

IKRK-Präsident Peter Maurer über Krieg und Frieden.

Roger Köppel

Angriff auf die Alpen

Gescheiterte Politiker verschandeln die schönsten Landschaften. *Vera Weber*

Schweizer immer ärmer

Erschreckende neue Zahlen zur Zuwanderung.

Christoph Mörgeli und Marcel Odermatt

4
706900 107761
197407 006900
07

Grossartiger Geschmack. Weniger Zucker.



Wir wissen, dass zu viel Zucker für niemanden gut ist. Deshalb stehen Zuckerreduktion und Investitionen in Innovationen im Mittelpunkt unseres Handelns. Wir bieten eine Auswahl und wollen so den Menschen ermöglichen, ihren Zuckerkonsum zu reduzieren, während sie weiterhin Getränke mit grossartigem Geschmack geniessen können.

Wir reduzieren den Zuckergehalt in unseren Rezepten, entwickeln neue zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke und bieten kleinere Verpackungen an. Darüber hinaus fördern wir durch unser Marketing und unsere Kommunikation besonders zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke.

Heute sind 60% unserer in der Schweiz verkauften Getränke kalorienfrei oder kalorienreduziert.

Coca-Cola
in Europe

Gemeinsam mit unseren Branchenkolleg:innen vom Verband Schweizerischer Mineralquellen und Soft-Drink-Produzenten SMS haben wir den durchschnittlichen Zuckergehalt in unseren Getränken um 15% (2005-2020) reduziert.

© 2022 The Coca-Cola Company. Verantwortlicher Herausgeber Coca-Cola Services SA/NV, Chaussée de Mons 1424, 1070 Brüssel.

Die Sprengung Europas

Der mutmasslich staatsterroristische Anschlag auf die beiden Ostsee-Pipelines aus Russland rückt die Welt näher an einen Atomkrieg, der die Menschheit auslöschen könnte. Wer auch immer die Untat verübte: Sie ist ein Hammerschlag gegen vitale europäische Infrastrukturen, ein Axthieb auf wirtschaftliche Lebens- und Versorgungsadern, eine Kriegserklärung an Europa und, vor allem, an Deutschland.

Die beiden Gasleitungen standen bildmächtig für die intensivierte Wiederaufnahme uralter Beziehungsfäden zwischen Europa und Russland nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Mit den Pipeline-Sprengungen ist eine neue unsichtbare Trennwand, ein wirtschaftlicher Todesstreifen zwischen West und Ost hochgezogen worden. Brutal reisst sie Russland und Europa wieder auseinander. Hoffnungen auf eine Gas-Diplomatie zur Entschärfung des Kriegs sind dahin.

Am schwersten getroffen an ihren beiden Röhren und damit komplett ausser Gefecht ist Nord Stream 1, ein russisch-europäisches Partnerprojekt. Im Abstand von fünf Kilometern sind am Montag, dem 26. September, zeitgleich um ungefähr 19 Uhr MEZ zwei Sprengungen durchgeführt worden, eine in dänischen Hoheitsgewässern, eine auf schwedischem Gebiet, was allfällige Untersuchungen und forensische Forschungen aus logistisch-bürokratischen Gründen erschwert.

Die andere, aufgrund ihrer exklusiven russischen Eigentümerschaft sanktionierte Nord-Stream-2-Pipeline ist ebenfalls Opfer einer Doppelsprengung geworden. Allerdings traf diese zweimal die gleiche Röhre, so dass die Pipeline mit einem intakten Kanal theoretisch noch funktionsfähig wäre. Wahrscheinlich haben die Attentäter versucht, auch diese Gasleitung vollständig auszuschalten, sind aber bei ihrem Vorhaben um zwei Uhr morgens am Montag gescheitert.

Das in Zug domizilierte Nord-Stream-1-Management hat umgehend seine Bereitschaft erklärt, im Rahmen einer auch internationalen Mission die Schäden zu untersuchen. Für das schwedische Leck ist keine Bewilligung nötig, für die dänischen Gewässer allerdings schon. Obwohl die Nato «entschlossene Aufklärung» versprach, stehen die Nato-Dänen auf der Bremse. Sie brauchten eine Woche, um das Nord-Stream-Gesuch hinauszögernd zu beantworten. Ein Bürokratie-Kleinkrieg droht.

Wer kann es gewesen sein? Laut Militärexperten waren angesichts der betonummantelten Stahlröhren pro Explosion bis zu 500 Kilo TNT nötig. Aktionen dieser Art seien nur professionellen Akteuren zuzutrauen. Der US-Colonel und ehemalige Regierungsberater Douglas Macgregor nannte die US-Navy und die britische Marine. Ausserdem ist das Baltische Meer eine von der Nato lückenlos überwachte Zone im Kriegszustand. Kaum vorstellbar, dass sich da jemand unerkant einschleicht.

In westlichen Zeitungen kursiert die Theorie, befeuert von den Ukrainern, es seien die Russen selbst gewesen, die in Sowjetmanier ihre milliardenteure Gas-Infrastruktur, die ihnen Unmengen an Devisen ins Land spülte, in die Luft jagten analog zu verminten Brücken im Bodenkrieg. Denkbar ist alles, aber im Unterschied zu einer Brücke, die ein Feind nutzen kann, hätte Russland jederzeit die Röhren verriegeln und unbenutzbar machen können, eine Sprengung erscheint da unnötig.

Ausserdem müsste man zu recht abenteuerlichen Theorien greifen, um die These plausibel erscheinen zu lassen, dass Präsident Putin ausgerechnet einen wirksamen Hebel, sein Faustpfand und Druckmittel, aber auch seine lockende Quelle an günstiger Energie just in jenem Moment zerstört, da in Deutschland die politische

Stimmung zu kippen drohte und immer mehr Leute aus Angst vor Hunger und Kälte ein Ende der Sanktionen und eine diplomatische Lösung des Konflikts einforderten.

Polens früherer Aussenminister Radoslaw Sikorski, unversöhnlicher Anti-Russland-Falke, dankte in einem Tweet mit einem Bild des ins Meer blubbernden Nord-Stream-Gases nach dem Anschlag den USA. Das löste wilde Spekulationen aus. Tatsache ist, dass US-Präsident Biden und die prominente Mitarbeiterin des Aussenministeriums, Victoria Nuland, im letzten Januar und Februar erklärt hatten, die Russenröhren zu stoppen, sollte Putin einmarschieren.

Das sind keine Beweise, und das Weisse Haus dementiert inzwischen aufs Bestimmteste. Trotzdem breitet sich in der EU, vor allem in Deutschland ein fürchterlicher, unausgesprochener Verdacht aus. Unter allen Mächten hätten die USA das womöglich grösste Interesse an einer Demolierung der Leitungen. Sie profitieren jedenfalls davon, auch wirtschaftlich. Den Amerikanern war die freundschaftliche russisch-deutsche Verbindung seit langem und nachweislich ein Dorn im Auge. Man befürchtete wohl die Wiederaufrechterstellung einer jahrhundertealten Allianz, einer neuen europäisch-russischen Eurasien-Achse ausserhalb der transatlantischen Sphäre.

Diese Bestrebungen sind nun brachial gestoppt worden. Die Nord-Stream-Sprengung ist auch eine Art Sprengung Deutschlands, eine Sprengung europäischer Hoffnungen auf mehr Unabhängigkeit und Eigenständigkeit gegenüber den USA. Gefühle der Ohnmacht breiten sich aus. Viele Deutsche haben den Eindruck, sie seien Opfer, Spielball von Mächten, die sie nicht beeinflussen können. Die dunkle Ahnung, die amerikanischen Freunde, die Bundesgenossen könnten dahinterstecken, erzeugt den fauligen Geruch des Ressentiments und der Verzweiflung. Unabhängige Aufklärung ist dringlich.

Bidens Aussenminister Antony Blinken lobte den barbarischen Terrorschlag derweil als «grosse Chance» für Europa. Millionen Deutsche dürften es anders sehen. Sie wissen nicht, wie sie durch den Winter kommen. Wirtschaftskreise sprechen bereits von «De-Industrialisierung». Sie blicken in den Abgrund eines drohenden Weltkriegs, den unsere Medien und Politiker leichtfertig in Kauf nehmen. Die Sprache ist bedenklich aufmunitioniert, die Siegesgewissheit fiebrig gross. Wer für den Frieden ist, macht sich verdächtig. Daraus kann nichts Gutes kommen. R. K.



Zuwanderung, Putins Rede, Stalin-Biograf über den Ukraine-Krieg, Alex Baur über Brasilien, Harald Martenstein, Was ist Faschismus?

Es ist einer der wichtigsten Glaubenssätze der Schweizer Politik: die Behauptung, dass die massenhafte Zuwanderung von Menschen der letzten Jahre im Sinne der hier ansässigen Bevölkerung war und ist – dass alle davon profitieren. Diese Erzählung stimmte zwar nie, doch dieses Jahr wird die These ad absurdum geführt. Der Grund ist der toxische Mix von noch mehr Migration, Inflation, schwächelnder Wirtschaft und einem Einbruch der Finanzmärkte. Nächstes Jahr sind nationale Wahlen. Wie lange gelingt es den Parteien von links bis Mitte-rechts noch, das Thema zu tabuisieren? **Seite 22**

Mitreissend war die Rede nicht und ausserdem ziemlich lang. Einige Gäste im Georgssaal des Kreml hatten Mühe, den Worten von Wladimir Putin mit voller Aufmerksamkeit zu folgen. Aber die Ansprache anlässlich der Annexion von vier ukrainischen Gebieten an Russland erfüllte vermutlich ihren Zweck: Sie schweiss-te die Bevölkerung hinter ihrer Führung zusammen. Putin nannte unmissverständlich den Feind: Es ist nicht die Ukraine, sondern der Westen. Lesen Sie die leicht gekürzte Rede auf **Seite 38**

Stephen Kotkin, einer der besten Kenner der russischen Geschichte, rechnet mit einem längeren Ukraine-Krieg. Waffenlieferungen an Kiew würden das Elend zwar verlängern – aber die Eroberung der Ukraine durch Russland verhindern. Nur wer wolle, dass Putin andere Län-



Monatlicher Lichtblick:
Kolumnist Martenstein.

der mit Gewalt erobere, solle für ein Ende der Waffenlieferungen eintreten. Der Stalin-Biograf widerspricht der These, dass die Nato-Erweiterung gegen Osten eine Provokation für Moskau sei. **Seite 40**

Brasilien sorgt für Schlagzeilen in Europa, und das hat vor allem mit einem Mann zu tun: Jair Bolsonaro. Er steht im Ruf eines Rechtsextremen. *Weltwoche*-Reporter Alex Baur widersprach dieser Plattitüde von Anfang an. Vor vierzig Jahren hat er Brasilien erstmals bereist – den ganzen Amazonas hoch, von Boot zu Boot –, 1989 interviewte er den damals noch unbekanntem linken Bolsonaro-Herausforde-

rer «Lula» in dessen Heimat Pernambuco. Seine Erfahrungen, geprägt von zahllosen Reportagen, haben ihn gelehrt, dass in Südamerika die Dinge selten so sind, wie sie scheinen. Um über den aktuellen Wahlkampf in Brasilien zu berichten, reiste Baur wieder nach São Paulo und Rio de Janeiro. **Seite 54**

«Faschismus» oder «Fascho» sind Kampfbegriffe, die Medien gerne benutzen, wenn es darum geht, unliebsame Politiker zu diffamieren. Wobei sie den Begriff oft als Synonym für «rechtsextrem» verwenden. Jüngstes Beispiel ist Giorgia Meloni, die wohl demnächst als erste Frau Italien regieren wird. Nicholas Farrell hat sich während Jahren mit dem Faschismus befasst und ein Buch über dessen «Erfinder», Benito Mussolini, geschrieben. Für die *Weltwoche* geht er dem Phänomen auf den Grund und kommt zum Schluss: «Im Westen sind es die Erben Lenins, die man heute am ehesten als Faschisten bezeichnen kann.» **Seite 46**

In eigener Sache: Die *Weltwoche* freut sich, den Kolumnisten Harald Martenstein vorstellen zu dürfen. Der 69-Jährige zählt zu den originellsten Autoren Deutschlands. Seine langjährigen Kolumnen unter anderem in der *Tageszeitung*, der *Zeit* und der *Welt* geniessen Kultstatus. Für die *Weltwoche* wird er, obwohl der Zeitpunkt weltpolitisch etwas ungünstig ist, einmal monatlich einen Lichtblick herausgreifen. **Seite 29**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



AKKU POWER. BY STIHL.

**JEDER HERAUSFORDERUNG
GEWACHSEN**

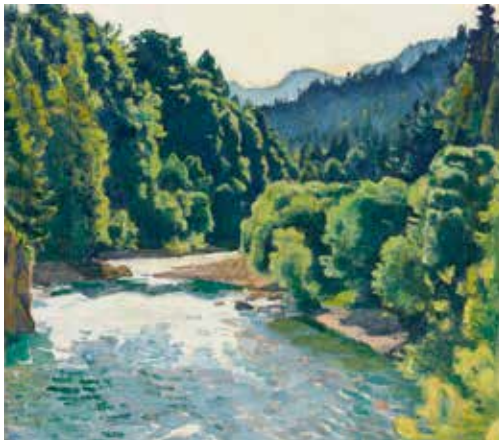
AKKU SYSTEM **DAS AKKU-SYSTEM AK** MIT LITHIUM-IONEN-AKKU

Der Herbst – die Jahreszeit, in der in Ihrem Garten nicht viel wächst. Ausser dem Berg an Arbeit. Seien Sie bereit – mit dem STIHL Akku-System AK. Zum Beispiel mit dem Akku-Blasgerät und der Akku-Motorsäge. Beide leicht und leise, ohne Kompromisse bei der Leistung einzugehen. Sie werden angetrieben vom extrastarken Lithium-Ionen-Akku, der in alle Geräte dieses Systems eingesetzt werden kann. Das ist echte Akku Power. By STIHL.

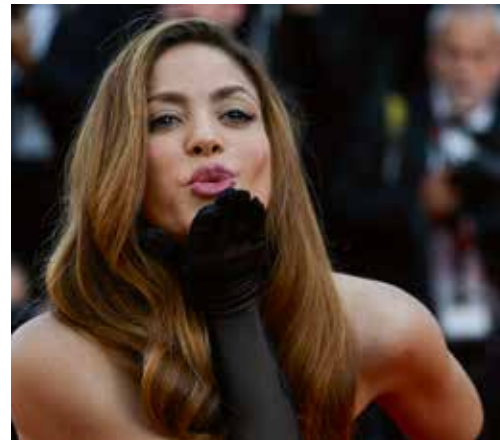
ERFAHREN SIE MEHR UNTER STIHL.CH ODER BEIM
FACHHÄNDLER IN IHRER NÄHE



Kunst der Diplomatie: Peter Maurer. Seite 12



Faszinierendste Kulturgrenze der Schweiz: Seite 50



Wie die Treue in die Welt kam: Seite 42

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Das Schweigen der Frauen
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Franziska Meinherz
- 10 Tagebuch Werner Zbinden
- 11 Bern Bundeshaus Mann des Volks
- 12 «Der Ukraine-Krieg markiert eine Trendwende» Interview mit IKRK-Präsident Peter Maurer
- 16 Erziehung der Gefühle
Allgegenwärtige Möglichkeit einer Insel
- 19 Personenkontrolle
- 19 News Ein Wermuth fliegt nach Budapest
- 20 Mörgeli
Streik der deutschen Swiss-Piloten
- 20 Martin Janssen
Wie der Franken stabil bleibt
- 21 Peter Bodenmann
Doppel-Wumms dank Bazooka 2.0
- 22 Schweizer werden immer ärmer
Folgen der ungedrosselten Zuwanderung
- 24 Die chinesische Sicht
Olivenzweig im schwarzen Sturm
- 25 Reto Knuttis Stimmungsfeldzug
ETH-Forscher auf politischer Mission
- 26 Washingtons Machtspiel
Die Wurzeln des Ukraine-Kriegs
- 27 News Toni Brunners Gespür für Frauen
- 28 ETH-Rat Hengartners Führungsversagen
- 29 Lichtblick
Zeit für Optimismus
- 30 Talent für Schlaumeiereien
EU-Kommissar Johannes Hahn

- 31 Inside Washington
Die Nase voll von Trump
- 33 Kurt W. Zimmermann
Viren, Nazis, Krieger, Männer
- 34 Land der Gräben und Grenzen
Röstigraben, neu besichtigt
- 37 Brief aus Berlin Geheiligte Kuh
- 38 «Es wird nie wieder so sein wie früher»
Putins Brandrede gegen den Westen
- 40 «Putin zerstört die Ukraine»
Interview mit Stalin-Biograf Stephen Kotkin
- 42 Warum selbst Frauen wie Shakira betrogen werden
Vertrautheit des Fremdgehens
- 44 Liz Truss' Steuerbombe
Kaum an der Macht, versenkt sie die Tories
- 45 Anabel Schunke
Feministische Aussenpolitik
- 46 Was ist Faschismus?
Geschichte eines Begriffs
- 48 Jesus putzt ihm die Schuhe
Plötzlich ist Xhaka Everybody's Darling
- 49 Tamara Wernli
Blamables Werk über Marilyn Monroe
- 50 Angriff auf Natur und Demokratie
Essay von Vera Weber
- 52 Schöne neue Welt
Stell dir vor, es ist schon lange Krieg und niemandem ist es aufgefallen
- 53 Bye-bye BH
Warum Frauen Büstenhalter weglegen
- 54 Trügerische Erfolge
Südamerikas wiederauferstandene Linke ist schwächer, als sie scheint
- 56 Leserbriefe
- 57 Nachrufe Jussuf al-Karadawi, Coolio
- 58 Beat Gygi
Verliert Deutschland seine Industrie?

PHILOSOPHIE IWAN ILJIN

- 59 Der Denker, der Putin inspiriert

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Grosses Kaleidoskop
Lebenswerk im 18-Farben-Druck
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Sprache
- 72 Weisser Ritter
«High Noon» wird siebzig
- 73 Generation Z und «High Noon»
- 74 Fernsehen Blochers Trümpfe
- 74 Film Sisis Leid
- 75 Pop Geniale Zumutung
- 76 Ausstellung Die Schweiz und die Verwerfungen Europas
- 77 Klassik Oper für alle
- 77 Jazz Double Vision/Triple Vision

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen
- 80 Thiel / Häuser
- 81 Was macht eigentlich? Birgit Steinegger
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto / Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten
Musical «Oh läck du mir!»
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 88 Menschen von Morgen Donat Hofer
- 90 Das indiskrete Interview
Viola von Scarpattetti

BEI UNS
BRECHEN
«GOLDENE
ZEITEN»
AN!



THURGAU
TRAVEL

NEU AB
2023

MS 
THURGAU
GOLD



Der Schiffsneubau MS Thurgau Gold wird ab Mai 2023 unter Thurgau Travel-Flagge unterwegs sein. Geniessen Sie auf diesem nachhaltigen Schiff Luxus pur in einem modernen Ambiente.

Unsere Schiffsneuheit – Vorhang auf für das 5-Sterne-Luxusschiff MS Thurgau Gold*****

- Maximal 182 Gäste finden auf Haupt-, Mittel- und Oberdeck Platz.
- 87 luxuriöse Kabinen (ca. 14-16 m²) und vier Gold Suiten (ca. 23 m²) mit Dusche/WC, Föhn, Safe, TV/Radio, Telefon, Tisch und Stühlen sowie individuell regulierbare Klimaanlage.
- Gold Suiten auf dem Oberdeck verfügen über eine Minibar, ein Sofa und ein Doppellavabo im Bad.
- Alle Kabinen und Suiten auf Mittel- und Oberdeck verfügen über einen französischen Balkon mit absenkbaaren Panoramafenstern.
- Restaurant, Panorama-Salon mit Bar und Tanzfläche, Brasserie sowie Fitness- und Wellnessbereich sorgen für genussvolle und erholsame Momente.
- Das Sonnendeck mit Wind- und Sonnenschutz ist mit komfortablen Liegestühlen und Sitzgelegenheiten, Whirlpool und Bar ausgestattet.
- MS Thurgau Gold ist ein Nichtrauchererschiff.



Restaurant



2-Bettkabine Deluxe Oberdeck (ca. 16 m²) mit franz. Balkon



Panorama-Salon

Der Umwelt zu liebe – Nachhaltigkeit

Da uns ganzheitliche Nachhaltigkeit wichtig ist, berücksichtigen wir bei unseren Entscheidungen sowohl ökologische als auch soziale und ökonomische Aspekte. Mit dem Bau der MS Thurgau Gold setzen wir Meilensteine in den Bereichen Nachhaltigkeit und umweltschonende Technik. Motoren der neuesten Generation tragen zu einer bis zu 20-prozentigen Kraftstoff einsparung bei und durch das eingebaute Katalysator-System werden Abgase reduziert. Modernste verbaute Technologien der an Bord genutzten Geräte verringern den Energieverbrauch bedeutend, wobei Energiespitzen zusätzlich mit einem Batteriespeicher überbrückt werden. Die in die Reling des Schiffes integrierten Solarzellen sammeln das natürliche Sonnenlicht und wandeln dieses in an Bord nutzbare Energie um. Hochisoliertes Glas reduziert den Wärmeverlust im Winter und die Hitzedurchlässigkeit im Sommer.



Badezimmer, Gold Suite

Flussreisen mit MS Thurgau Gold

Luxuriöse Rhein-Kreuzfahrt
BASEL-AMSTERDAM-BASEL

9 Tage ab CHF 1590 p.P.

Flusstrio auf Rhein, Main und Mosel
BASEL-WÜRZBURG-TRIER-BASEL

12 Tage ab CHF 2090 p.P.

Auf Rhein, IJsselmeer und Maas
BASEL-FLANDERN-HOLLAND-BASEL

15 Tage ab CHF 2890 p.P.

Luxuriöse Kurzfahrt auf Rhein und Main
BASEL-SPEYER-FRANKFURT-BASEL

5 Tage ab CHF 390 p.P.

Römische Baukunst und Winzerfreuden an
der Mosel
BASEL-COCHEM-TRIER-BASEL

9 Tage ab CHF 1590 p.P.

Auf dem Fluss zum vollen Genuss
BASEL-TRABEN-TRARBACH-BASEL

7 Tage ab CHF 1290 p.P.

Rheinklassiker trifft Moderne
BASEL-MANNHEIM-KOBLENZ-BASEL

6 Tage ab CHF 690 p.P.

TAGE DER OFFENEN SCHIFFE 2022

Freitag, 25. November und
Samstag, 26. November 2022
von 9.00 bis 17.00 Uhr
in Basel, Steiger St.Johann

Jetzt Ticket sichern!
www.thurgautravel.ch/
tagederoffenenschiffe



Das Schweigen der Frauen

Die Iranerinnen riskieren bei Protesten gegen den Schleierzwang ihr Leben. Was tut der Westen? Die Frauenrechtlerinnen schauen weg, und US-Präsident Biden bündelt mit den Mullahs an.

Masih Alinejad

Am 16. September reiste Mahsa Amini aus ihrer Heimatstadt in Saqqez nach Teheran, um Verwandte zu besuchen. Sie kehrte nicht mehr nach Hause zurück. In der Hauptstadt wurde sie von der Sittenpolizei aufgegriffen, weil ihr Haar angeblich nicht korrekt verschleiert war. Kurz nach ihrer Verhaftung vermeldete die Polizei Mahsas Tod. Nach Angaben der Behörden erlitt sie einen Herzinfarkt und einen Schlaganfall.

Ich glaube kein Wort davon. Mahsa war bloss 22 Jahre alt. Ihr Kopf wies Schlagspuren auf. Seit Jahren erhalte ich Videos von Frauen, die von der Sittenpolizei verprügelt wurden. Ich habe diese Aufnahmen unter #MyCameraIsMyWeapon in den sozialen Medien veröffentlicht.

Ich warne seit Jahren vor der Gefahr der iranischen Sittenpolizei, aber viele Politikerinnen und Medien haben diese Rufe ignoriert.

Jetzt wird die Welt Zeuge davon, wie tief die Wut iranischer Frauen sitzt. Seit dem Tod von Mahsa sind in Dutzenden iranischen Städten Frauen auf die Strasse gegangen. Viele haben ihren Hidschab verbrannt und ihre Haare abgeschnitten.

Symbol der Unterdrückung

Warum tun sie das? Weil das Kopftuch für viele Iranerinnen nicht bloss ein kleines Stück Stoff ist. Es ist das sichtbarste Symbol der Unterdrückung. Für Millionen Iranerinnen und Iraner ist der Schleierzwang wie die Berliner

Ich bin mir sicher, dass die Wut der Frauen zu einem Wendepunkt für die Islamische Republik werden wird.

Mauer. Wir sind überzeugt: Wenn wir diese Mauer niederreißen, wird die Islamische Republik nicht mehr existieren.

Ich bin mir sicher, dass die Wut der Frauen zu einem Wendepunkt für die Islamische Republik werden wird. Das Regime ist sich dessen bewusst, deshalb geht es mit aller Härte gegen Protestierende vor.

Die Frauen, die mir ihre Videos schicken, sagen alle dasselbe: «Jeden Tag, an dem wir auf die Strasse gehen, wissen wir nicht, ob wir lebend zurückkommen.» Aber sie sagen mir auch: «Sie können uns töten, aber die Idee hinter



Wir sehen ihre Doppelmoral: Autorin Alinejad.

unserem Protest, dem Kampf für ein säkulares demokratisches Land, können sie nicht auslöschen. Dies ist das 21. Jahrhundert, und die Frauen und Männer im Iran wollen wie normale Menschen leben.»

In diesem entscheidenden Moment unserer Geschichte vernehme ich vielerorts im Westen enttäuschendes Schweigen. Viele argumentieren, Kritik am Schleierzwang würde Islamophobie schüren.

Phobie ist irrational, aber unsere Angst vor der Sittenpolizei, die Mahsa Amini getötet hat, unsere Angst vor der Islamischen Republik, die Frauen schlägt, die Frauen ins Gefängnis steckt, die Menschen auf der Strasse tötet, weil sie sich nicht an die Scharia-Gesetze halten, diese Angst ist sehr real.

Ich frage: Wo sind all die Feministinnen im Westen? Als in den USA Frauen für das Recht auf Abtreibung auf die Strasse gingen und «Mein Körper, meine Wahl» skandierten,

solidarisierten sich Feministinnen im Westen. Jetzt wird mir klar, dass «Mein Körper, meine Wahl» nur für Frauen im Westen gilt. Wenn es um die Frauen im Iran und in Afghanistan geht, scheint es den Feministinnen egal zu sein, dass die Regime über deren Körper verfügen.

Und was tut die amerikanische Regierung? Während das iranische Volk versucht, die Islamische Republik loszuwerden, scheint es, als ob die Biden-Regierung versucht, sie zu retten. Sie versucht, das Atomabkommen wieder in Kraft zu setzen, das US-Präsident Trump aufgekündigt hat. Sie ist bereit, mit Milliarden von Dollar genau jenes Regime zu stärken, das sein Volk unterdrückt.

Unterstützung für Unterdrücker

Das ist ein totaler Verrat an unseren Idealen, die wir mit dem Westen teilen. Das ist Heuchelei.

Ich habe mich mit dem nationalen Sicherheitsberater von Präsident Biden, Jake Sullivan, getroffen. Ich habe ihm gesagt, dass die Islamische Republik nicht reformiert werden kann. Ganz gleich, wie sehr man es versucht: Dieses Regime wird sich nicht ändern.

Biden und die Demokraten sagen stets, dass sie für Fortschritt sind. Sie behaupten, dass sie sich mit ihrer Politik für Demokratie einsetzen. Für die Rechte der Frauen. Für Gleichberechtigung. Aber jetzt sehen wir ihre Doppelmoral.

Während die Menschen, angeführt von Frauen, gegen das Geschlechterapartheidregime auf die Strasse gehen, sendet Bidens Regierung kein Signal an die Kämpferinnen für Demokratie. Stattdessen unterstützt sie deren Unterdrücker und Mörder.

Masih Alinejad ist eine iranische Journalistin. Seit acht Jahren veröffentlicht sie aus ihrem Exil in den USA Videos von iranischen Frauen, die in der Öffentlichkeit gegen den Schleierzwang demonstrieren. Mit mehr als zehn Millionen Followern auf Social-Media-Plattformen ist Alinejad zu einer treibenden Kraft der iranischen Frauenbewegung – und damit zum Hauptziel der Mullah-Regierung – geworden. Letztes Jahr vereitelte das FBI ein iranisches Entführungskomplott. Seither lebt sie an einem geheimen Ort unter Polizeischutz.

Liebe Franziska Meinherz

Sie haben im Lausanner Stadtparlament den Sicherheitsdirektor Pierre-Antoine Hildbrand (FDP) mit einem Nazi-Vergleich angegriffen, der Sie eigentlich als Parlamentarierin disqualifiziert. In der Debatte über eine Revision des Bettelverbots hat Hildbrand, der einzige Bürgerliche in einer siebenköpfigen rot-grünen Stadtregierung, festgehalten, dass man sich «durch Arbeit emanzipieren sollte und nicht durch Bettel». Das hat Sie als Mitglied der radikalen Linken, Ensemble à Gauche, veranlasst, Hildbrand an den Kopf zu werfen: «Das erinnert mich an eine sehr, sehr dunkle Epoche der deutschen Geschichte, Hashtag «Arbeit macht frei.» Sie doppelten gleich nach, auch Pinochet habe die Bettel verboten.

Ich denke, in Zürich oder Basel wäre nach diesem Nazi-Vergleich Ihre politische Karriere abrupt zu Ende gegangen. In Lausanne hat Stadtpräsident Grégoire Junod (SP) zu Ihrer «Entgleisung» lediglich erklärt, «man kann



Wirrköpfe an der Hochschule:
Forscherin Meinherz.

nicht alles und jedes sagen». Hildbrand selbst zeigte sich sehr verletzt, denn er hat sich stets gegen Rassismus und Antisemitismus eingesetzt und findet, der Vergleich mit dem Genozid an den Juden sei eine Banalisierung von Kriegsverbrechen. Trotzdem verzichtet er auf eine Strafklage.

Erstaunlich ist, dass Sie nicht irgendeine Linksextreme mit mangelndem historischem Bewusstsein sind, sondern eine Frau Doktor, die an der EPFL zum Thema Zukunft der Mobilität forscht. Man fragt sich, wie viele politische Wirrköpfe an dieser Hochschule sonst noch auf die Studenten losgelassen werden.

Hildbrand kann man nur eines vorwerfen: Seine Polizisten sind zu tolerant mit der berufsmässigen Bettel, die die Lausanner Bevölkerung zunehmend empört. Die seit Jahren gut organisierten und immer gleichen Roma-Gruppen verteilen jeden Morgen die besten Plätze, weisen andere Bettler vom Platz, und in den Suppenküchen beanspruchen sie die besten Plätze.

Aber eben: Hildbrand sind die Hände gebunden, Links-Grün findet solche Zustände gut.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Werner Zbinden



Kaminfeger – oder «Chämifäger», wie wir auf *Züritüütsch* genannt werden – bringen bekanntlich Glück. Dieser Glaube geht auf das Mittelalter zurück – als immer wieder verheerende Feuersbrünste das Leben der Menschen bedrohten. Einer der Hauptgründe dafür waren verrusste und verstopfte Rauchabzüge und Schornsteine, die in Brand gerieten. Glück und Sicherheit trugen erst die Kaminfeger in die Häuser und Wohnungen zurück – wenn sie die Schornsteine, Kamine und Öfen reinigten und den Bewohnern das Gefühl von Sicherheit vermittelten. So galten die Kaminfeger sogar dann als Glücksbringer, wenn sie Ende Jahr die Rechnung vorbeibrachten – und dazu ein Kalenderblatt mit Glückwünschen legten.

Auch heute geniesst unser Berufsstand noch grosse Sympathien. In der Regel werden wir von den Kunden freundlich und dankbar empfangen. Und auch Einsätze an Hochzeiten sind keine Seltenheit. Wer einen Kaminfeger mit Zylinder und schwarzem Gewand zu seiner Trauung einlädt, hilft dem Schicksal mit grosser Wahrscheinlichkeit auf die Sprünge.

Kaminfeger zu sein, ist in gewissem Sinn eine Berufung – und ein Berufsweg, der viele Möglichkeiten offenlässt. Die dreijährige Ausbildung bietet eine optimale Grundlage für Weiterbildungen rund um die Gebäudetechnik. Wir sind Handwerker im Dienstleistungssektor und nehmen seit über 200 Jahren eine wichtige Funktion in der Brandprophylaxe und im Umweltschutz wahr. Unsere Kernkompetenz liegt in der Reinigung und im Unterhalt von Öl-, Gas- und Holzheizungen.

Doch leider ist unser Berufsstand in Gefahr – zumindest in der herkömmlichen Form. Seit den fossilen Rohstoffen von der Politik der Kampf angesagt wurde, geht die Zahl von Öl- und Gasheizungen kontinuierlich zurück – und damit auch die bisherige Kundschaft von uns Kaminfefern. Zwar wurde das CO₂-Gesetz im Juni 2021 abgelehnt, aber allein die Debatte hat schon manche Hausbesitzer zu einer Abkehr von den herkömmlichen Energiequellen bewegt. Und seit dem 1. September 2022 ist es verboten, in neuen Häusern Öl- oder Gasheizungen einzubauen. Die Anreize, die für einen Heizungs-

Kaminfeger galten sogar dann als Glücksbringer, wenn sie Ende Jahr die Rechnung vorbeibrachten.

wechsel geschaffen werden, sind teilweise schon fast absurd. Je jünger die Heizung, desto grösser sind die Kompensationszahlungen bei einer Ersetzung durch erneuerbare Energiequellen. Hier werden Anlagen verschrottet, die teilweise noch Jahrzehnte funktionieren könnten. Ob dies wirklich nachhaltig ist, muss jeder für sich selber entscheiden.

Unabhängig davon müssen wir uns schon seit längerem neu orientieren und unser Angebot den Gesetzen und dem Zeitgeist anpassen. Viele von uns bieten mittlerweile Dienstleistungen wie Lüftungsreinigungen, Filterwechsel, Lüftungskontrollen und das Reinigen von Solarpanels an. Schliesslich kennen wir den Weg auf die Dächer genau. Und auch die beste Solaranlage büsst durch Verschmutzung oder Beschädigung an Effizienz ein. Ausserdem leisten wir kleinere Hafner-Arbeiten bei Kachelöfen, einen Brenner-Service sowie generelle Energieberatungen.

Persönlich setze ich seit einiger Zeit auf eine Pelletheizung mit Holz als Brennstoff. Dies ist ein Trend, der auch uns Kaminfefern wieder Arbeit verschafft. Denn mit Angst vor der winterlichen Energiemangellage erinnern sich viele Menschen wieder an ihre Cheminées und Schwedenöfen. Und da sind vor der Inbetriebnahme Kontrolle und Reinigung allein aus Sicherheitsgründen unabdingbar.

Dem Zürcher Kaminfegermeister-Verband sind 55 Betriebe angeschlossen. Wir beobachten die Entwicklung der Branche und bemühen uns, auf neue Tendenzen und Einflüsse zu reagieren. Wir sehen dies als Herausforderung, der alle Branchen unterstellt sind. Schliesslich wurden Zeitungsartikel früher noch auf mechanischen Schreibmaschinen geschrieben – heute geht ohne Computer nichts mehr. In unserem Beruf wurde sogar die Änderung des Namens diskutiert – weil Kamine früher oder später vielleicht ausgedient haben. Vor allem ältere Berufskollegen wehrten sich aber vehement gegen diesen Schritt – was ich durchaus verstehen kann. Ein *Chämifäger* bleibt schliesslich ein *Chämifäger*.

So blicken wir mit Optimismus, aber auch mit Neugier in die Zukunft. Was werden uns die kommenden Monate und Jahre noch bringen? Etwas kann ich Ihnen aber versprechen: Sie werden auch in zehn Jahren noch auf die Dienste der schwarzgewandeten Helfer zählen können – was immer unsere Aufgabe dann auch ist. Und das Glück bleibt unser treuer Begleiter. Daran können weder Klimakrise noch Energiemangellage etwas ändern.

Werner Zbinden, 58, betreibt in Illnau-Effretikon die Zbinden Kaminfeger AG.

Mann des Volks

Als Sohn eines einfachen Pachtbauern schaffte Ueli Maurer den Aufstieg ins höchste Staatsamt. Ende Jahr tritt er zurück. Seine Spontanität wird dem Berner Politikbetrieb fehlen.

Das war Maurer, wie er lebt und lebt: Zum Schluss seiner Rücktrittserklärung feuerte er nach einer Journalistenfrage noch eine Breitseite gegen die Medien ab. Er lese nur den Teletext und keine Zeitungen, sagte der Finanzminister. Mit seinem Informationsdienst habe er die Abmachung, dass sie ihm erst über ein Thema berichten sollten, wenn es länger als eine Woche von Aktualität sei. «Das kam selten vor», so Maurer mit einem Lächeln auf den Stockzähnen.

Der Zürcher Politiker pflegte während seiner ganzen Karriere ein ambivalentes Verhältnis zu den Medien. Er nahm sie eher als lästige Begleiterscheinung wahr und ging ihnen, so oft es sich einrichten liess, lieber aus dem Weg. Es gibt zum Beispiel keine netten Homestories über die Familie Maurer, über seine Frau und seine sechs Kinder.

Die Antwort, die der SVP-Bundesrat einem Journalisten von Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) gab, der ihn nach seiner glänzenden Wiederwahl 2015 interviewen wollte, ist längst zum geflügelten Wort geworden: «Kä Luscht».

Scharfmacher und Organisationstalent

Sein schwieriges Verhältnis zu den Medien lässt sich womöglich auch damit erklären, dass er Kritik immer auch als persönlich empfand und vielleicht auch die Auffassung vertrat, man würdige seine Leistungen nicht fair. Ueli Maurers Schicksal war, dass er sich anstrengen konnte, wie er wollte, immer gab es mit Christoph Blocher einen, der ihn überstrahlte. Maurer war zwar lange Parteichef, die Linie gab jedoch Blocher vor. Erlaubte sich Maurer zuweilen einen Sololauf, brachte ihn Blocher mit einer öffentlichen Korrektur schnell wieder auf Kurs.

Wahrscheinlich brauchte es aber beide, um die SVP zu dem zu machen, was sie heute ist: die wählerstärkste Partei der Schweiz. Einerseits den charismatischen SVP-Übervater Christoph Blocher, andererseits den unermüdlichen Schaffer und Scharfmacher Ueli Maurer. Diese Kombination war ein Glücksfall. Womöglich



«Aus dem wird wohl nie etwas»: Bundesrat Maurer.

haben viele Medienleute und Gegner, die sich über ihn gerne den Mund zerrissen, Maurers Rolle und seine Leistung unterschätzt. Was man lange in Bern nicht wahrhaben wollte, war sein Organisationstalent. Häufig geht vergessen, dass er als SVP-Präsident schweizweit über 600 neue SVP-Sektionen gegründet hat. Dies führte zu einem extrem starken Wachstum der Partei und zu vielen Sitzgewinnen in den kantonalen Parlamenten wie im Nationalrat.

Auf Tuchfühlung mit der Basis, so sah sich der Sohn eines einfachen Zürcher Pachtbauern am liebsten, egal ob als Bundesrat oder als Parteichef. Bei Adolf Ogi, einem anderen volksnahen SVP-Bundesrat, geriet die Spontanität im Umgang mit der Bevölkerung zeitweise zur Show. Maurer hingegen kultivierte sie wie eine schrullige Eigenart. Was die beiden verbindet: Sie haben den amerikanischen Traum made in Switzerland verwirklicht – den Aufstieg aus einfachen Verhältnissen ins höchste Amt, das in unserem Land möglich ist.

«Aus dem wird wohl nie etwas», soll der einflussreiche SVP-Bauernpolitiker Carl Bertschinger gesagt haben, als er 1983 den neu ins Zür-

cher Kantonsparlament gewählten Ueli Maurer aus der Ferne beurteilte. Offenbar tat Bertschinger den Spruch wegen Maurers etwas wilder Kraushaarfrisur. Die liess er sich als Parteichef später zurückstutzen. Die SVP Zürich merkte aber schnell, dass der junge Maurer eine schnelle Auffassungsgabe und hohe Einsatzbereitschaft besass. Rasch stieg er auf – obwohl er stets behauptete, er habe seine Karriere nie geplant, das habe sich halt so ergeben.

Prügel für Parteikollegen

Maurers Rezept als SVP-Präsident: Angriff und Attacke. Er prügelte auch auf Parteikollegen ein. SVP-Bundesrat Samuel Schmid drohte er einmal mit der Abwahl, den Zürcher SVP-Regierungsrat Christian Huber bezichtigte er des Verrats, weil dieser eine Steuervorlage nicht unterstützen wollte.

Als Bundesrat musste er dann selber von seiner Partei Kritik einstecken. Zuerst als Verteidigungsminister: Die von ihm geplante Halbierung der Streitkräfte von 200 000 auf 100 000 Soldaten bereitete der SVP Magenkrämpfe. Dann verlor er die Abstimmung über den neuen Kampffjet.

Als Finanzminister lag er mit seiner Partei wegen verschiedener internationaler Steuervorlagen über Kreuz. Mit unerschütterlicher Überheblichkeit versuchten die Linken, gemeinsam mit den ihnen wohlgesinnten Medien *Blick*, den Zeitungen von CH Media, Tamedia

Häufig geht vergessen, dass er über 600 SVP-Sektionen gegründet hat.

und dem Schweizer Fernsehen, Maurer während der Corona-Krise ins Abseits zu stellen. Dies, weil er es gewagt hatte, die Corona-Massnahmen öffentlich in Frage zu stellen. Damit brachten sie ihn aber nicht aus der Ruhe.

Welche Schmach muss es für die Journalisten gewesen sein, als er ihnen vor einigen Tagen offenbarte, dass er ihre Artikel gar nicht gelesen hat.

«Der Ukraine-Krieg markiert eine Trendwende»

Als Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz besuchte Peter Maurer die Konfliktherde dieser Welt. Im letzten Interview seiner Amtszeit zeigt er sich vorsichtig optimistisch. Im Ukraine-Konflikt werde das humanitäre Völkerrecht wieder stärker beachtet. Die Rolle des neutralen Vermittlers bleibe unverzichtbar im Ringen um den Frieden.

Roger Köppel

Weltwoche: Herr Maurer, wir erleben dramatische Tage. Die Erdgas-Pipelines Nord Stream 1 und 2 sind durch einen mutmasslich staatsterroristischen Akt beschädigt worden. Russlands Präsident Wladimir Putin rechnet in einer signifikanten Ansprache mit dem Westen ab. Wir reden wie selbstverständlich über die Möglichkeit eines Atomschlags. Sie sind ein kriegs- und krisenerprobter Mann, langjähriger Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK): Wie ordnen Sie diese Ereignisse ein? Wohin steuert die Welt?

Peter Maurer: Kriege und Konflikte gehören für das IKRK zum Alltag. Von daher bin ich nicht übermässig erschrocken, als ich von diesen Ereignissen hörte. Das heisst nicht, dass ich sie auf die leichte Schulter nehmen würde. Wohin sich die Welt bewegt, kann ich nicht sagen. Die tiefsten Absichten der politischen und militärischen Entscheidungsträger bleiben ein Geheimnis, auch für einen IKRK-Präsidenten. Was ich allerdings aus Erfahrung weiss: Je radikaler die Sprache des Krieges in der Öffentlichkeit gegenwärtig ist, desto schwieriger wird eine Kehrtwende hin zu Frieden und Versöhnung sein.

Weltwoche: Verstehe ich Sie richtig: Als Diplomat, als Worteschmied der internationalen Beziehungen, der immer die Goldwaage im Gepäck hat, beobachten Sie eine gefährliche Entfesselung des Vokabulars, eine Entgrenzung der Sprache im Ukraine-Krieg?

Maurer: Ja, das ist richtig. Der Krieg in der Ukraine wird rhetorisch seit 2014 ohne Rücksicht geführt. Wenn politische Führer der einen oder anderen Seite mit radikalen Konzepten eine indirekte Legitimität für eine verschärfte Kriegführung geben, ist das immer gefährlich. Es führt oft dazu, dass sich die Kommandanten im Feld berechtigt fühlen, im Rahmen ihrer Möglichkeiten den Krieg zu eskalieren. Darum sind wir immer besorgt, wenn der Krieg nicht nur mit Waffen, sondern auch mit Worten geführt wird.

Weltwoche: Warum ist gerade der Ukraine-Krieg rhetorisch so aufgeladen?

Maurer: Der Ukraine-Krieg ist seit Februar 2022 im globalen Kommunikationssystem angekommen. Das war bei den Kriegen der vergangenen zehn Jahre eigentlich nie der Fall. Die syrischen Kriegsparteien äusserten sich auch kontrovers, ohne dass die Weltöffentlichkeit so gebannt hinsah. In der Ukraine geht es,

«Wir beobachten eine Diskrepanz zwischen der Radikalität der Worte und der Taten im Feld.»

geopolitisch gesprochen, um viel mehr. Entsprechend ist die Aufmerksamkeit grösser.

Weltwoche: Was können Sie als IKRK-Präsident gegen die aufgepeitschte Kriegsrhetorik tun? Können Sie überhaupt etwas tun?

Maurer: Unser Instrumentarium ist das etwas technokratische Vokabular der Genfer Konventionen. Wir mahnen es gegenüber allen Beteiligten immer wieder an. Man kann das Gegenüber zum Beispiel als «Kriegspartei» bezeichnen oder als «folternden und schrecklichen Feind». Das macht einen Unterschied. Die Eskalationsrhetorik befriedigt gewisse Unterstützerguppen. Das mag vielleicht eine Weile ohne direkte Folgen bleiben. Doch plötzlich verlangen diese Gruppen dann die Realisierung der martialischen Worte. Darum ist die rhetorische Überhöhung eine stete Gefahr. Und wenn diese Rhetorik in einem globalen Kommunikationssystem weitergegeben wird,

ist es umso schwieriger, die Diskussion wieder auf die Fakten herunterzubrechen.

Weltwoche: Kommen wir zu den Fakten. Reden wir über den Krieg in der Ukraine. Wie ist er einzuordnen? Wie unterscheidet er sich von anderen Kriegen, die Sie erlebt haben, abgesehen vom globalen Interesse?

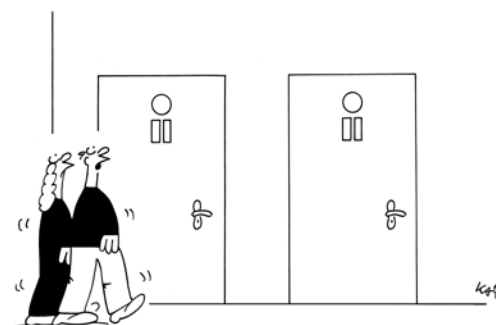
Maurer: Es ist ein zwischenstaatlicher Konflikt mit regulären Armeen. In den letzten zehn Jahren hatten wir es oft mit Kriegsparteien zu tun, die von den Genfer Konventionen noch nie etwas gehört hatten. Das ist im Ukraine-Krieg anders. Die meisten Teilnehmer gehören einer regulären Armee an. Das heisst, sie sind in humanitärem Völkerrecht ausgebildet. Sie kennen die international anerkannten Normen der Kriegsführung. Wir stellen fest, dass es auf beiden Seiten echte Bemühungen gibt, diesen Konflikt nicht völlig eskalieren zu lassen. Auf Englisch sagt man *precautions*. Es gibt Vorsichtsmassnahmen gegenüber der Zivilbevölkerung. Wir beobachten eine Diskrepanz zwischen der Radikalität der Worte einerseits und der Taten im Feld andererseits.

Weltwoche: Die *New York Times* berichtete kürzlich unter Berufung auf amerikanische Offizielle, im Ukraine-Krieg sei die Zahl der zivilen Opfer, verglichen mit der Zahl der militärischen Opfer, ungewöhnlich tief. Es kämen, relativ gesprochen, nur wenige Zivilisten in diesem Krieg ums Leben. Deckt sich das mit Ihren Erkenntnissen?

Maurer: Ja, das deckt sich mit meinen Informationen. Seit dem Ersten Weltkrieg ist der Anteil der zivilen Opfer in Kriegen stetig gestiegen, erst recht in den destrukturierten, terroristisch geprägten Konflikten der letzten zehn, fünfzehn Jahre. Ich habe einmal mit Blick auf Syrien gesagt: «Wenn man in diesem Krieg überleben will, zieht man am besten eine Uniform an.» Tatsächlich kamen im Syrien-Krieg nur wenige Kombattanten ums Leben, dafür umso mehr Zivilisten. Der Ukraine-Krieg markiert eine Trendwende. Das ist eindeutig.

Weltwoche: Interessant. Das wird in der Öffentlichkeit kaum gespiegelt.

Maurer: Ja, diesen Eindruck habe ich auch.



„Das neue Corporate Design ist mittlerweile in allen Bereichen zu finden...“



«Diplomatie ist die Kunst des Möglichen»: Peter Maurer im Berner Kocherpark.

Weltwoche: Stattdessen ist viel von angeblichen Gräueltaten zu lesen. Können Sie dazu etwas sagen? Haben Sie Erkenntnisse, dass es in diesem Krieg zu mehr Verletzungen des humanitären Völkerrechts kommt als in vergleichbaren Konflikten?

Maurer: Wenn wir uns rein mit dem humanitären Völkerrecht beschäftigen – also mit der Frage, wie der Krieg geführt wird und ob die Normen der Genfer Konventionen eingehalten werden –, dann stellen wir fest: Ja, es gibt Verstösse. Aber: Solche Verstösse gibt es in jedem Krieg. Wie schwer sie in der Ukraine sind und wer im jeweiligen Fall dafür verantwortlich ist, dazu will ich nichts sagen. Wenn wir einen Verstoss gegen das humanitäre Völkerrecht feststellen, unterrichten wir die verantwortliche Partei in einem vertraulichen Bericht darüber. Wir sind überzeugt, dass wir auf diesem Weg eher zur Verbesserung der Lage beitragen können als durch öffentliche Schuldzuweisungen.

Weltwoche: Wie gehen Sie bei so heiklen Gesprächen vor?

Maurer: Mein Standardsatz stammt von Gotthelf: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.» Ich sage den Kriegskommandanten: «Ich möchte nicht mit euch diskutieren, ob die anderen etwas falsch gemacht haben. Ich möchte mit euch diskutieren, ob ihr etwas falsch gemacht habt. Unser aller

Ziel muss sein, Verletzungen des humanitären Völkerrechts künftig zu verhindern. Und seid versichert, der Gegenseite sage ich dasselbe.»

Weltwoche: Sie schildern das, als wäre es ein Gespräch mit einem renitenten Mitarbeiter, unangenehm, aber doch alltäglich. Dabei müssen Sie als IKRK-Präsident auch einem Schlächter die Hand schütteln, um einem Gefangenen zu helfen. Wie sind Sie damit zurechtgekommen?

Maurer: Man muss pragmatisch bleiben, andere Ansichten akzeptieren, auch extreme.

Weltwoche: In einer Welt des pandemischen Moralismus wird ein solches Vorgehen misstrauisch beäugt. Schnell heisst es: Das Rote Kreuz unterwandert die Bekämpfung

«Heisst das, Sie haben in Ihrer Arbeit dem Bösen nie ins Gesicht geblickt?»

– «Ich glaube nicht.»

und Ächtung jeder Art von Krieg, indem es die Kriegführung humanisiert. Was antworten Sie darauf?

Maurer: Dieser Vorwurf ist so alt wie das Rote Kreuz selber. Alle Präsidenten des IKRK waren damit konfrontiert. Schon Florence Nightingale hat Henry Dunant vorgeworfen, er habe den Krieg mit der Gründung des IKRK humanisiert. Dunants Antwort lautete sinngemäss:

«Nein, wenn wir versuchen, den Krieg ein paar einfachen Regeln zu unterwerfen und zu humanisieren, machen wir einen ersten Schritt hin zum Frieden. Versöhnung geschieht, wenn wir Kriegsparteien dazu bringen, ihre Konflikte im humanitären Sinne zu lösen.»

Weltwoche: Wie nehmen Sie die Debatte heute wahr?

Maurer: Ich beobachte rund um den Ukraine-Krieg eine notorische Vermischung von *ius ad bellum*- und *ius in bello*-Argumenten. Als humanitäre Akteure beschäftigen wir uns nicht mit den Gründen eines Krieges. Es ist nicht unser Auftrag, nach dessen Ursachen zu suchen, dessen Verantwortliche zu benennen. Das humanitäre Völkerrecht beschäftigt sich mit den Normen im Krieg. Und da gilt es festzuhalten: Nicht jeder Tote in der Ukraine ist das Ergebnis einer Verletzung des humanitären Völkerrechts. Als neutraler Intermediär müssen wir da genau sein, sonst gefährden wir unsere Glaubwürdigkeit.

Weltwoche: Angesichts des Bösen könne man nicht neutral sein, entgegen Neutralitätskritiker. Sie sind promovierter Historiker. Was halten Sie von diesem Argument?

Maurer: Ich operiere ungern mit Gut-Böse-Gegensätzen. Je genauer man über eine Sache Bescheid weiss, desto schwieriger wird es, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Es

gibt eine feine Linie zwischen Verstehen und Entschuldigen. Verstehen ist wichtig, da bewegen wir uns im Bereich der Hermeneutik. Auf diesem Feld kann man auch versuchen, Einfluss zu nehmen. Ich kann nicht zu einem kriegführenden Oberbefehlshaber oder Verteidigungsminister gehen, um ihn zu beschimpfen. Man muss Worte finden, die es ihm erlauben, etwas zu verstehen, etwas zu verändern. Wenn man hingegen in das manichäische Schwarz-Weiss-Denken einsteigt, findet man nur schwer wieder hinaus.

Weltwoche: Heisst das, Sie haben in Ihrer Arbeit dem Bösen nie ins Gesicht geblickt?

Maurer: Ich glaube nicht. Aber das liegt vielleicht auch an mir, am Betrachter. Wenn man sich stark an Personen orientiert – sie als entscheidende Treiber geschichtlicher Ent-

«Früher galt der Schweizer Pass als Garantie für Neutralität, heute eher der IKRK-Arbeitsvertrag.»

wicklungen identifiziert –, neigt man wohl eher dazu, das Böse zu erkennen. Sobald man aber Strukturen in seine Betrachtung einbezieht, wird es schwieriger, in solchen Kategorien der Eindeutigkeit zu denken. Allenfalls entpersonalisiert man dafür zu sehr.

Weltwoche: Die Kritiker der Neutralität halten Ihnen genau das vor: dass Sie die Wolfsnatur des Menschen unterschätzen. Es gebe einen Typus Politiker, dessen Landhunger unersättlich sei, den man nur bekämpfen könne.

Maurer: Dieses Argument folgt einer Extremlogik der politischen Theorie, einer Logik der politischen Radikalität. Ich halte sie für unverantwortlich. Kriege sind eine Tatsache, sind es immer gewesen, schon lange vor der Gründung des IKRK. Unser Auftrag ist es, in Kriegen einen humanitären Schutzraum zu gewährleisten. Das können wir nur tun, wenn wir neutral sind und von allen Kriegsparteien anerkannt werden. Ich habe noch nie jemanden erlebt, der uns die Neutralität vorwarf, nachdem wir ihm das Leben gerettet hatten. Kriege werden nicht durch Zuschreibungen wie «gut» und «böse» beendet, sondern durch konkrete Versöhnungs- und Vermittlungsarbeit, etwa durch einen neutralen Intermediär. Ohne es überbewerten zu wollen: Das IKRK hat immerhin vier Mal den Friedensnobelpreis erhalten. Ganz falsch kann unser Ansatz nicht sein.

Weltwoche: Der Schweizer Diplomat Paul Widmer schrieb über das irritierende Moment der Neutralität: «In Kriegszeiten gemahnt sie durch das Abseitsstehen an den Frieden, und im Frieden erinnert sie leise an die Möglichkeit eines Kriegs.» Solche differenzierten Sichtweisen sind heute aus der Öffentlichkeit praktisch verschwunden. Wer neutral ist, macht sich verdächtig, den Aggressor zu unterstützen.

Auch die Schweiz sieht sich mit diesem Vorwurf konfrontiert. Welche Bedeutung hat die Schweizer Neutralität für die Arbeit des IKRK?

Maurer: Lange Zeit wurde das IKRK als Teil der offiziellen Schweiz wahrgenommen. Ob sich ein Bundesrat oder ein IKRK-Präsident über die Neutralität äusserte, lief für die Öffentlichkeit fast auf dasselbe hinaus. Meinen beiden Vorgängern Cornelio Sommaruga und Jakob Kellenberger ist es gelungen, eine eigenständige Neutralität des IKRK zu etablieren. Das ist ihr historisches Verdienst.

Weltwoche: Warum ist das so wichtig?

Maurer: Weil die Nähe des IKRK zur Schweiz oft zu Verwirrung geführt hat. Man berief sich auf das IKRK, wenn man die Schweizer Politik meinte und umgekehrt. Das ist heute kaum mehr der Fall. Das erleichtert uns die Arbeit. Allerdings hat das IKRK nach wie vor seinen Sitz in der Schweiz, die auch Depositarstaat der Genfer Konventionen bleibt. Es gibt historisch reiche Verbindungen. So gesehen nützt es dem IKRK, wenn die Schweiz ihre Neutralität einigermassen konsistent auslegt.

Weltwoche: Russlands Aussenminister hat die Schweiz öffentlich aufgefordert, zur Neutralität zurückzukehren. Offensichtlich erkennt Russland die Schweiz nicht mehr als neutral an. Ist das ein Problem für das IKRK?

Maurer: Das mag hier und dort ein Thema sein, beeinträchtigt unsere Arbeit aber nicht. Wir konnten bisher allen Kriegsparteien erklären, dass wir unabhängig sind und von einem allfälligen Bedeutungswandel der Schweizer Neutralität unberührt bleiben.

Weltwoche: Bis 1993 waren nur Schweizer für das IKRK im Einsatz. Heute stammen 35 Prozent der Mitarbeiter aus anderen Ländern. Wie hat sich das IKRK dadurch verändert?

Maurer: Wir haben 22 000 Personen aus über 130 Ländern in unserer Belegschaft. Alle oder



«Bedeutungswandel der Neutralität»: Maurer in Syrien, 2012.

sicher zumindest fast alle haben unsere Grundprinzipien Neutralität, Unparteilichkeit, Unabhängigkeit verinnerlicht. Das IKRK hat eine starke Betriebskultur. Das erfüllt mich mit Freude, Stolz. In vielen Ländern haben wir lokale Mitarbeiter, die vom Krieg familiär betroffen sind, ihr Herz also berechtigterweise an die eine oder andere Kriegspartei vergeben könnten. Trotzdem leisten sie humanitäre Arbeit im Feld. Früher galt der Schweizer Pass als Garantie für Neutralität. Heute ist es vielleicht eher der IKRK-Arbeitsvertrag. An der jüngsten Delegiertenversammlung wurde nochmals per Resolution festgehalten: Neutralität, Unparteilichkeit und Unabhängigkeit bleiben unverrückbare Prinzipien der Rotkreuz- und Rothalbmondbewegung. Auch die russischen und ukrainischen Ländergesellschaften unterstützten diese Resolution.

Weltwoche: Das IKRK hat stets diskret gearbeitet und nicht einmal Nazideutschland mit seinen Vernichtungslagern öffentlich angeklagt. Erst Ihr Vorgänger Jakob Kellenberger ist von diesem Prinzip abgerückt. Er kritisierte die USA wegen Bombardierungen von Zivilisten und des mangelnden Zugangs zu Kriegsgefangenen im Irak oder in Guantánamo. Wie stehen Sie zu öffentlichen Aktionen?

Maurer: Das Ziel des IKRK muss immer sein, einen Fortschritt für die Betroffenen im Krieg zu erzielen. Das ist im vertraulichen Gespräch mit den Kriegsparteien meist eher möglich als mit öffentlichen Anklagen. Es kann Ausnahmen geben. Nehmen wir die Vernichtungslager der Nazis. Wenn man privilegierte Informationen über so schreckliche Verbrechen hat, ist es besser, an die Öffentlichkeit zu treten. Das ist heute Konsens im IKRK. Das Schweigen damals war ein Fehler. Ob Öffentlichkeit zu mehr Schutz für Betroffene führt oder Betroffene im Gegenteil stärker gefährdet, wird von Fall zu Fall entschieden. Das gehört zu den schwierigsten Aufgaben eines Präsidenten.

Weltwoche: Stimmt der Eindruck, dass Sie eher der zurückhaltende Typ sind?

Maurer: Ja, das stimmt wohl. Wenn ich auch nur eine minimale Chance sehe, über Vertraulichkeit einen Schritt weiterzukommen, dann wähle ich diesen Weg.

Weltwoche: Andere in Ihrer Position wären versucht, den Erzengel in sich zu entdecken und in den Kampf gegen den Teufel zu ziehen.

Maurer: Der Weg, den ich wählte, entspricht meinem Rechtsverständnis. Ich glaube an Recht durch Einsicht, nicht an Recht durch Zwang. Und Einsicht ist im vertraulichen Gespräch einfacher zu erreichen als mit öffentlichen Ermahnungen. Ich stelle allerdings fest: Das IKRK ist praktisch die einzige Organisation, die diese Hypothese noch aufrechterhält. Recht wird meist nur noch in der Perspektive seiner möglichen Verletzung und seiner not-

wendigen Ahndung durch höhere Instanzen gesehen. Das halte ich für falsch. Dann gibt es noch eine zweite Überlegung: Das IKRK wird oft aufgefordert, endlich etwas zu sagen. Ich bin erstaunt, wie viele Leute glauben, es sei etwas erreicht, wenn man etwas sagt. Was mich interessiert, sind konkrete Verbesserungen der Lebensbedingungen von Menschen in Kriegsgebieten.

Weltwoche: Muss man als IKRK-Präsident ein unerschütterlicher Optimist sein? Jemand, der unter allen Umständen an das Gute im Menschen glaubt?

Maurer: Ob man das sein muss, weiss ich nicht. Ich persönlich habe immer eher das Positive gesucht und versucht anzusprechen. Ich bin kein Mensch, der über das Schlimme jammert. Das ist nicht meine Art. Es ist letztlich unsere Aufgabe, immer neue Mittel und Wege aufzuspüren, die das Leben einfacher machen.

Weltwoche: Haben Sie darum noch Völkerrecht studiert? Die Historiker betrachten die Welt. Die Juristen verändern sie.

Maurer: Das ist schon so. Das Völkerrecht, vor allem das humanitäre Völkerrecht, ist der Versuch, dem Recht über Konsens zum Durchbruch zu verhelfen. Es geht um freiwillige Übereinstimmung aus Einsicht in die Vernünftigkeit.

Weltwoche: Leider funktioniert das nicht so richtig, sonst gäbe es ja keine Kriege mehr. Oder sehen Sie einen allgemeinen Fortschritt zum Frieden?

Maurer: Es gibt in weiten Teilen der Welt eine Verrechtlichung, mehr Berechenbarkeit. Auf der anderen Seite haben wir in den vergangenen zehn, fünfzehn Jahren viele unregulierte Konflikte erlebt. Ob es einen all-

«Alles ist Theater, aber manchmal spielt man Komödie, manchmal Melodrama.»

gemeinen Fortschritt gibt? Positiv formuliert: Noch nie waren so vielen Menschen gesund und gut ausgebildet. Die Kehrseite ist: Für die Ärmsten der Welt geht die Gleichung nicht auf. Und wir reden hier von einer bis zwei Milliarden Menschen.

Weltwoche: Herr Maurer, Sie treten per Ende Septemer als Präsident des IKRK zurück. Damit endet Ihre lange, ausserordentlich erfolgreiche Karriere in der Welt der Diplomatie. Sie waren, bevor Sie Ihr heutiges Amt antraten, Staatssekretär im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten. Davor hatten Sie die Schweiz bei der Uno vertreten. Auf den Punkt gebracht: Was haben Sie als Diplomat fürs Leben gelernt?

Maurer: Die Fähigkeit, in Verhandlungen einen gemeinsamen Landepunkt zu identifizieren. Es gibt unterschiedliche Stile und



«Ich war immer beeindruckt von der Widerstandskraft der Menschen.»

Erlebnisse. Alles ist Theater, aber manchmal spielt man Komödie, manchmal Melodrama. Erstens lernte ich, die eigenen Interessen zu erkennen. Zweitens lernte ich, die Interessen des anderen zu erkennen. Drittens ist Diplomatie ein Handwerk, aber auch eine Kunst, die Kunst des Möglichen. Dieser künstlerische, der kreative Aspekt fasziniert mich am meisten.

Weltwoche: Was haben Sie durch Ihre Arbeit in den Kriegsgebieten dieser Welt gelernt?

Maurer: Ich war immer beeindruckt von der Widerstandskraft, der Leidensfähigkeit und der Anpassungsgeschwindigkeit von Menschen und Gesellschaften unter schwierigsten, ja eigentlich unmenschlichen Bedingungen. Als man mir nach einer Rückkehr aus Syrien ein Mikrofon hinstreckte und mich fragte, wie es sich anfühle, hier am Flughafen Zürich anzukommen, sagte ich: «Das ist ein Skandal.» Damit meinte ich das Geschlechte, das Intakte, die Luxusprobleme, mit denen man sich hier herumschlägt, während Menschen in anderen Ländern um ihr nacktes Leben kämpfen.

Weltwoche: Das klingt nun doch ziemlich emotional. Sie wirken sonst ausgesprochen nüchtern, wenn Sie über Ihre Arbeit sprechen. Dabei haben Sie in menschliche Abgründe gesehen, waren mit Gewalt, Folter und Tod konfrontiert. Wie gingen Sie damit um?

Maurer: Diese Bilder des Schreckens, die Sie ansprechen, perlten an mir nicht ab wie ein Regentropfen an einem Ölanzug. Das wäre ein falscher Eindruck. Die Kunst ist es, sich davon nicht niederdrücken zu lassen, sondern daraus Motivation für die eigene Arbeit zu ziehen. Was ich an mir beobachtete: Die direkte Konfrontation mit dem Schrecken war für mich meist weniger schlimm als die mediale Kon-

frontation damit. Die mediale Vermittlung ist fast immer eindimensional auf das Elend gerichtet. Wenn ich ein schreckliches Gefängnis oder ein schlechtausgerüstetes Spital besuchte, traf ich dort auch auf Leute, die lachten und miteinander assen. Untersuchungen zum Holocaust zeigen, dass die zweite Generation der Betroffenen oft schwerere Traumata hatte als die erste Generation. Die Erzählungen wirkten stärker als die Erlebnisse. Gerade Journalisten sollten sich dessen bewusst sein: Zuspitzungen können Traumata verstetigen und verschlimmern.

Weltwoche: Oder auch eine falsche Politik verstetigen und verschlimmern. Wir haben das Gespräch mit den Hiobsbotschaften der Gegenwart begonnen. Ich möchte es gern mit einer Botschaft der Zuversicht beschliessen: Wie organisiert man in der Ukraine den Frieden?

Maurer: Es gibt das bekannte amerikanische Sprichwort: «Wer als Werkzeug nur einen Hammer hat, sieht in jedem Problem einen Nagel.» Auf die Gefahr hin, dass Sie mich als den Mann mit dem Hammer sehen, gebe ich Ihnen die klassische Antwort des Diplomaten: Es ist wichtig, miteinander im Gespräch zu bleiben. Wir wissen von Hunderten anderen Konflikten auf der Welt: Irgendwann kommt der Augenblick, in dem man wieder miteinander reden muss. Und dieser Augenblick ist schwierig zu gestalten, wenn er aus dem Nichts kommen soll. Deshalb braucht es, was man gemeinhin als Track II bezeichnet, inoffizielle Gesprächskanäle, die es den Kriegsparteien ermöglichen, die Gegenseite besser zu verstehen. Diplomatie muss am aktivsten sein, wenn die Lage am hoffnungslosesten scheint. Das IKRK leistet hier unverzichtbare Dienste.

Allgegenwärtige Möglichkeit einer Insel

Auf der Suche nach Eilanden jenseits der Seen, Meere und Ozeane.



Seither bin ich ein Apologet des Moments.

Das Wichtigste, was man über Inseln wissen muss, sind zwei Dinge. Das Erste ist, dass sie fast alle zauberhaft sind, Perlen und Traumorte in den Seen, Meeren und Ozeanen. Das Zweite ist, dass es die eine, jene, die einem alles gibt – Geborgenheit, Heimat, Glück, Sanftmut, Versöhnung, Euphorie, Ekstase, Energie –, dass es diese eine nicht gibt, nirgends, nicht für Menschen.

Das ist bedauerlich, sehr. Im Grunde braucht der Mensch die Hoffnung auf einen Ort, einen Topos vielmehr, der ihm ein andauerndes und stabiles Paradies sein kann. Religionen fassen auf der Paradies-Idee, auf den Hoffnungen und Sehnsüchten, aber es sind bloss Versprechen und Vertröstungen, um den vom Daseinslauf geplagten und geschundenen Seelen ein Licht am Ende des Tunnels aufflackern zu lassen, damit sie die Last des Lebens im Hier und Jetzt weiter schultern können. Um weiterzugehen, auch wenn die Füße geschunden sind und der Geist voller Blasen und Sinnlosigkeit den letzten Sinn bedrängt.

Ich bin besessen von Inseln, seit ich als Kind Robert Louis' «Die Schatzinsel» gelesen habe, und ich wäre gerne Jim Hawkins gewesen und als Schiffsjunge auf der «Hispaniola», dem Expeditionsschiff, das sich aufmachte, Captain Flints Schatz zu finden, irgendwo in einer Höhle einer Insel, die es nur auf einer Schatzkarte gab. Und ich hätte wie Jim gelitten unter all den Gräueltaten um den

Schatz, dessen Gold das Morden und Sterben nie aufwiegen konnte. Nie mehr kehrte Jim, nachdem er fliehen musste mit nur einem Teil des Schatzes, zur Insel zurück, um den Rest des Goldes zu bergen.

Die Schatzinsel war meine erste Insel, seither bin ich ein Inselsucher, ich suche sie überall. Auf Inseln, so scheint mir immer noch, verdichtet sich alles, das Gute ebenso wie das Böse, das Hässliche und das Schöne. Ich weiss nicht, ob man sagen kann, dass das Leben auf Inseln in irgendeiner Form existenzieller ist, aber wahrscheinlich schon.

Es gibt Menschen, die fühlen sich auf einer Insel gefangen, weil ihr Verlassen nicht so einfach ist. Es braucht ein Boot, eine Fähre, einen Flugplatz. Man kann sich nicht einfach in ein Auto setzen und losfahren mitten in der Nacht. Das ist tatsächlich ein Nachteil, aber er ist es natürlich nur, wenn man unglücklich auf der Insel ist und man taub und stumpf geworden ist gegenüber ihrem Zauber als letzter Zuflucht.

Ich habe nie lange auf einer Insel gelebt, nie länger als ein paar Monate. Ich bedauerte das lange Zeit, weil ich dachte, meine innere Heimat sei die Insel und diese Distanz sei es, die mich nicht in mir selbst heimisch werden liess, aber inzwischen bin ich sogar froh darum. Weil ich mir so den Inseltraum bewahren konnte wie einen Schatz. Und weil ich andere Inseln suchen musste.

Ich suchte sie in Menschen und in Dingen, im Nüchternen und im Rausch, im Gegenwärtigen und im Vergangenen, an möglichen und unmöglichen Orten, wie wir alle, und meist fand ich jene Inseln, die im Zauber gestrickt worden sind und von ein klein bisschen Ewigkeit schienen, im Moment, in Momenten, den guten.

Seither bin ich ein Apologet des Moments, der wie kein anderer ein Zuckerbäcker von Inseln ist. Der Moment ist die allgegenwärtige Möglichkeit einer Insel, er kennt keinen Ort, hat nur eine leise Ahnung von Zeit, deshalb auch birgt er einen Hauch von gefühlter Unendlichkeit in sich.

Vielmehr als an Inseln erinnere ich mich an Momente, die waren wie Inseln. Die Gewässer meines Seins sind inzwischen durchsetzt von diesen Eilanden, und wenn es mir nicht gelingt, eine neue Insel zu schaffen, hüpfte ich in der Erinnerung von der einen zur andern, tauche ein in diesen Archipel und finde, mit ein wenig Glück, was auf keiner Insel der Welt so gut gedeihen würde, ein bisschen mich selbst.

Es fühlt sich manchmal an, als ob ich aus lauter kleinen Inseln beschaffen sei, die zusammengehören und doch voneinander entfernt liegen, aber hin und wieder geschieht es, dass aus diesen Inselgruppen ein ganzer Kontinent wird, eine Pangäa, und dass all die innere Tektonik wie von einem universellen Klebstoff zusammengehalten wird, der sie vom Wegdriften ins Nichts abhält.



VIP-Leserangebot: «Maserati meets Chedi» Zwei Welten – ein Traum

Der Maserati Grecale ist der Hingucker auf unseren Strassen und ein wahrlich aussergewöhnlicher SUV. Wer sich für das neueste Modell der traditionsreichen Automarke aus Modena entscheidet, verfügt ganz offensichtlich über Stilbewusstsein und hohe Ansprüche. Das hat uns zu diesem einmaligen VIP-Angebot inspiriert: Beim Kauf bis Ende dieses Jahres fahren Sie als VIP-Gast standesgemäss im Luxusresort «Chedi» in Andermatt vor.

Alles begann 1963 mit dem legendären Mistral. Ihm folgten Modelle wie Ghibli, Bora und viele mehr. Fahrzeuge nach Winden zu benennen, hat bei Maserati eine lange Tradition. Jetzt ist der Maserati Grecale an der Reihe, ein kräftiger Nordostwind im Mittelmeerraum. Mit neuer Technologie verbindet der Grecale Vielseitigkeit, Komfort und Sicherheit mit Geländegängigkeit und kompromisslosem Fahrspass. Seine äussere Erscheinung setzt neue Massstäbe. Die Frontpartie beeindruckt mit dem imposanten Kühlergrill und dem Dreizack-Maserati-Emblem, während die Seitenansicht von sauberen Linien und kurvenreichen Formen geprägt ist. Im Innenraum überzeugen edle Materialien wie Holz, Karbon und Leder. Zu den herausragenden Details gehört die traditionelle Maserati-Uhr. Erstmals digital, verwandelt sie sich dank Sprachsteuerung in einen Concierge.

Seine äussere Erscheinung setzt neue Massstäbe. Die Frontpartie beeindruckt mit dem imposanten Kühlergrill und dem Dreizack-Maserati-Emblem, während die Seitenansicht von sauberen Linien und kurvenreichen Formen geprägt ist. Im Innenraum überzeugen edle Materialien wie Holz, Karbon und Leder. Zu den herausragenden Details gehört die traditionelle Maserati-Uhr. Erstmals digital, verwandelt sie sich dank Sprachsteuerung in einen Concierge.

Der GT wird angetrieben von einem Vierzylinder-Mild-Hybridmotor mit 221 kW (300 PS), während das Modell Modena einen Vierzylinder-Mild-Hybridmotor mit 243 kW (330 PS) besitzt. Spitzenversion ist der leistungsstarke Trofeo mit einem 3,0-Liter-V6-Benzin-

motor mit 390 kW (530 PS). Jede Fahrt im Grecale wird zum einzigartigen Erlebnis, das dynamischen Komfort und unvergessliche Fahrfreude verbindet.

Willkommen im «Chedi» – exklusiv für Weltwoche-Abonnenten! Die familiengeführte Maserati-Vertretung Premium Automobile in Biel und die Weltwoche sind partnerschaftlich verbunden. Die beiden Inhaber von Premium Automobile Thomas und Barbara Eichelberger, haben sich deshalb dazu entschlossen, Weltwoche-Neukunden mit diesem VIP-Angebot ins «The Chedi Andermatt» einzuladen.

Entdecken Sie das wohl faszinierendste Hotel in den Schweizer Bergen, das seit Jahren zu den begehrtesten Luxusunterkünften der Welt gehört. «The Chedi Andermatt» ist ein architektonisches Meisterwerk im Herzen der Alpen. Es vereint alpinen Chic mit asiatisch inspiriertem Design und klassischem europäischem Komfort. Mit dem neuen Maserati Grecale erleben Sie unvergessliche Momente in diesem aussergewöhnlichen Fünfsternehotel.

Mehr Infos: www.thechedianderematt.com

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot:
«Maserati meets Chedi»

Beim Kauf eines Maserati Grecale bis am 31. Dezember 2022 erhalten Sie zusätzlich folgende Leistungen:

- 2 Übernachtungen für 2 Personen im «The Chedi Andermatt»
- Deluxe Room mit eigenem Kamin und Balkon
- Frühstück
- 3-Gang-Dinner in «The Restaurant» für zwei Personen (exkl. Getränke)
- Eintritt in The Spa & Health Club inkl. 50 min Massage pro Person

Gültigkeit:
Das Angebot ist ab Ausstellungsdatum ein Jahr lang gültig. Bitte Stichwort «Platin-Club» und Weltwoche-Abo-Nummer angeben.

Exklusiv bei:
Premium Automobile AG
Orpundstrasse 77, 2504 Biel
Telefon 032 341 57 57
info@premiumautomobile.ch
www.premiumautomobile.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

PERSONENKONTROLLE

Wanner, Maurer, Brunner, Salzgeber, Schneider, Spoljaric Egger, Maurer, Kim, Harris, Charles III., 50 Cent, Sommaruga



«Dringend erforderlich»: Spoljaric Egger.

Peter Wanner, Superfan, hat eine klare Meinung, wer Nachfolger von **Ueli Maurer** im Bundesrat werden soll. Der Verleger schreibt einen flammenden Appell: «Brunner for President». Der Aargauer outet sich als Superfan des früheren SVP-Präsidenten **Toni Brunner**: «Der Mann hat einen politischen Instinkt und aussergewöhnlichen Scharfsinn, er hat Humor und ist ein überragendes Kommunikationstalent.» Diese Euphorie sei Wanner unbenommen. Ob es sein politisches Idol tatsächlich in die Landesregierung schafft, wird sich weisen. Es ist auf jeden Fall besser, wenn der Herausgeber von CH Media über Toggenburger Bauern schreibt als über die Ukraine-Politik. Beim letzten Mal, als er in die Tasten griff, gab er zu Protokoll, es sei falsch gewesen, dass die Nato Putin signalisiert habe, «dass man keinesfalls in einen Krieg hineingezogen werden will». Dann schon lieber weitere Jubelbeiträge über die Papabili der Volkspartei. (odm)

Rainer Maria Salzgeber, Charity-König, wird seinem Ruf als Geldsammler für gute Zwecke weiterhin gerecht. Neben der «Laureus Charity Night» tat der Moderator dies auch bei der Gala der Schweizer Sporthilfe in Dübendorf. Bei der vom beliebten Walliser zusammen mit der immer witzigen Comedienne **Helga Schneider** präsentierten Auktion, plus Spenden und Verkauf von *Schoggi*-Medaillen, kamen satte 510 000 Franken zugunsten der Sportjugend zusammen. Salzgeber: «Toll, dass es Menschen gibt, die mit ihrem Engagement den Schweizer Sport so grosszügig unterstützen.» (ah)

Mirjana Spoljaric Egger, Spitzendiplomatin, löst nach zehn Jahren **Peter Maurer** als Präsident des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK) ab, als erste Frau an



Inflation: Rapper 50 Cent.

der Spitze der humanitären Organisation. Spoljaric Egger: «Ich fühle mich geehrt. In einer Zeit, in der langwierige Konflikte unermessliche menschliche Tragödien auslösen und der Klimawandel die Schwächsten bedroht, ist die humanitäre Arbeit dringend erforderlich.» (ah)

Kim Jong Un, Raketenfreund, scheint einen mächtigen, wenn auch überraschenden Verbündeten gefunden zu haben – die USA. Dies geht jedenfalls aus den Worten der US-Vizepräsidentin **Kamala Harris** hervor. Bei einem Besuch Südkoreas lobte sie die «starke und dauerhafte Allianz» – mit Nordkorea. Dessen Führer Kim wird sich gewundert haben. (ky)

Charles III., Neuling, blickt stramm nach links – auf Münzen, die künftig das Porträt des Königs tragen. Damit folgt die Münzprägestalt **Royal Mint** einer Tradition, wonach sich die Blickrichtung von Souverän zu Souverän ändert. Die Queen schaute nach rechts. Anders setzt sich der amerikanische Rapper **50 Cent** mit der Britenwährung auseinander. Im Königreich heisse er ab sofort «1 Pound» – wegen der Inflation. (ky)

Simonetta Sommaruga, Oberlehrerin, hat ihre Energiesparempfehlungen jetzt medial aufbereitet. Mit kurzen, aber teuren Videoclips wird den Bürgerinnen und Bürgern Nachhilfeunterricht darin erteilt, was alle schon längst wissen. Dass man, um Energie zu sparen, nur kurz duschen und aufs Baden besser verzichten solle. Das Einzige, was einem bei diesen Sequenzen durch den Kopf geht, sind die verschwendeten Steuergelder für diese PR-Gags. Anders als bei der Energie scheint bei uns – zumindest im Moment – das Geld noch nicht knapp zu sein. (hmo)

Ein Wermuth fliegt nach Budapest

Als er 2019 um einen Ständeratssitz kämpfte, spuckte **Cédric Wermuth** an einem Podium der Aargauer Umweltverbände ganz grosse Klima-Töne.

Er forderte ein Flugverbot für alle Ziele, die innert zwölf Stunden mit dem Zug erreichbar sind. Das Nachrichtenportal *Nau* wollte es von Wermuth genau wissen: «Betroffen wären unter anderem Berlin, Brüssel, Barcelona, Amsterdam, Prag, Rom oder Budapest.»

Im Brustton der tiefsten Überzeugung antwortete der wahlkämpfende SP-Präsident: «Ja, diese Flüge gehören verboten.» Denn Verbote seien «das einzige demokratische Mittel im Kampf gegen den Klimawandel.»

Auch gegenüber den AZ-Medien bekräftigte der höchste Sozialdemokrat: «Flüge an Ziele, die in zehn bis zwölf Stunden mit dem Zug erreichbar sind, müssen künftig verboten werden.»

Cédric Wermuths Flugverbot betraf ausdrücklich auch Budapest. Diesen Samstag, dem Tag nach der Herbstsession, flog



«Diese Strecken gehören verboten»: SP-Präsident Wermuth.

er dennoch mit Flug LX 2254 in diese verbotene Stadt. Obwohl Budapest – wie jeder Fahrplan bestätigt – mit dem Zug in gut zehn Stunden bequem zu erreichen wäre.

Auf Twitter blieb Wermuth während seiner Flugreise schön stumm. Kaum aber ging's in Richtung Ukraine, wo er sich auch noch etwas präsentieren will, veröffentlichte er für seine Fans bewegte Bilder – selbstverständlich nicht aus einer Swiss-Kabine, sondern aus einem rollenden Zug.

Christoph Mörgeli

MÖRGELI

Streik der deutschen Swiss-Piloten

Die Pilotengewerkschaft Aeropers droht der Fluggesellschaft Swiss seit längerem mit Streiks. Sie verlangt einen Kündigungsschutz, exakt geplante Einsätze, kein Nachholen von Krankheitstagen – und selbstverständlich mehr Lohn. Rund 400 uniformierte Piloten sind letzte Woche medienwirksam mit Transparenten vor den Hauptsitz der Swiss gezogen. Ihre erpresserische Hauptforderung lautet so: Wir verzichten während der flugintensiven Herbstferien auf einen Streik, sofern der Kündigungsschutz bis April 2023 verlängert wird.

17 574 Franken pro Monat beziehungsweise 228 462 Franken im Jahr kann ein Langstreckenpilot heute bei der Swiss verdienen. Was uns die Tränen des Erbarmens nicht wirklich in die Augen treibt. Zudem besteht die Gewerkschaft Aeropers zu zwei Dritteln aus Deutschen. Zur Demo in Kloten fuhren denn auch manche Piloten im schnittigen Mercedes mit deutschem Kennzeichen vor. Mit dem starken Franken, den sie hierzulande verdienen, lässt sich ennet der Grenze mit einem schwachen Euro recht komfortabel leben.

Das sei unseren tüchtigen Piloten gegönnt. Ärgerlich ist aber, dass die deutschen und überhaupt die ausländischen Swiss-Piloten die Streikmentalität ihrer Länder in die Schweiz einschleppen. Die Swiss wurde dereinst mit staatlichen Geldern gegründet und ist bis heute Teil des öffentlichen Verkehrs. Auch wenn die Gesellschaft mittlerweile der Lufthansa gehört: Streiks sind als Mittel des Arbeitskamps seit dem Friedensabkommen von 1937 hierzulande verpönt.

Die Schweiz steht wirtschaftlich nicht zuletzt deshalb besser da, weil die Streikunkultur weniger verbreitet ist als anderswo. Viele Zuwanderer, die von der hiesigen besseren Situation profitieren, spielen jetzt Klassenkampf. In der Gewerkschaft Unia tragen die Funktionäre italienische Namen. Bei den Piloten tragen Deutsche die Transparente. Gewerkschaften kämpfen dafür, dass immer mehr Menschen für immer mehr Geld immer weniger arbeiten. Ziel der Gewerkschaften ist es, am Vormittag recht zu haben und am Nachmittag frei zu haben.

Christoph Mörgeli

Wie der Franken stabil bleibt

Im EU-Raum steigt die Inflation – teilweise steil. In der Schweiz sinkt sie. Warum?

Martin Janssen

Im Euro-Raum steigt die Inflation auf 10 Prozent, in einzelnen Ländern auf deutlich mehr – und in der Schweiz sinkt sie auf knapp über 3 Prozent pro Jahr. Was passiert da?

Lassen wir die unterschiedlichen Inflationsdefinitionen und die Art, wie die Konsumentenpreise konkret gemessen werden, ausser Acht, gibt es für diese unterschiedlichen Preisentwicklungen nur eine Erklärung: das Verhalten

Was das für die Banken und die Staaten der Euro-Zone bedeutet, mag ich mir lieber nicht vorstellen.

der Europäischen Zentralbank (EZB) und das Verhalten der Schweizerischen Nationalbank (SNB), das unterschiedlicher nicht sein könnte.

Zwar haben beide Zentralbanken seit der Finanzkrise in nie gekanntem Umfang Wertpapiere gekauft, welche die Bilanz der SNB von weniger als hundert auf über tausend Milliarden Franken ansteigen liess. (Das entspricht etwa einem Viertel des gesamten Volksvermögens der Schweiz!)

Aber die EZB hat Staatsobligationen gekauft, mit denen Staatsausgaben der EU-Länder finanziert wurden, während die SNB im Wesentlichen keine Staatsausgaben finanziert hat.

Zwar hat auch die SNB in der Schweiz ein Inflationspotenzial (gemessen an einer breiten Geldmengendefinition) geschaffen. Aber sie hat es in der Hand, dieses wieder abzubauen und die Inflation unter Kontrolle zu halten, wenn sie sich entschliesst, ihre Wertschriften zu verkaufen.

Es ist zu erwarten, dass sich dabei der Schweizer Franken auf- und insbesondere der Euro abwerten wird. Aber das ist im Rahmen der Inflationsdifferenzen kein echtes Problem für die Exportindustrie in der Schweiz.

Etwas könnte die SNB vom guten Pfad, die Inflation unter Kontrolle zu halten, abbringen: der Drohfinger der EZB. Diese wird es angesichts ihrer höchst ungemütlichen Lage wohl kaum ohne vernehmbare Drohungen akzeptieren, dass die SNB im grösseren Stil Euro-An-

leihen verkauft und den Druck auf die Euro-Zinsen nach oben weiter erhöht.

Wie es weitergeht? Die Lage ist vor allem für die EZB ohne Zweifel mehr als ungemütlich. Und die Lage wird sich weiter zuspitzen, wenn die Zinsen ansteigen. Sehr lange wird es die EZB bei dieser Inflation nicht mehr schaffen, gleichzeitig Strukturpolitik im Süden Europas und Vermeidung eines Zinsanstiegs unter einen Hut zu bringen.

Was das für die Banken und die Staaten der Euro-Zone alles bedeutet, mag ich mir am frühen Morgen lieber nicht vorstellen. Und die Schweiz ist zu klein, um sich von diesen Entwicklungen längerfristig abzukoppeln. Es wird «interessant» bleiben.

Martin Janssen ist Unternehmer (Ecofin-Gruppe) und emeritierter Professor für Banking und Finance an der Universität Zürich.

liebe ist...



... das Bett gemeinsam zu machen.

Doppel-Wumms dank Bazooka 2.0

Aus die Maus: Deutschland liquidiert die Schuldenbremse.
Dank 200 Milliarden Euro neuer Schulden wird die Inflation sinken.



Versuchen wir zu begreifen, was in Deutschland abläuft. Die Ampel hat die Bazooka aus dem Schrank geholt. Und will mit einem Doppel-Wumms die Pläne des Erpressers Putin durchkreuzen. Die CDU/CSU signalisiert Zustimmung, obwohl das erste Opfer der neuen Politik die von ihr bisher hochgehaltene kontraproduktive Schuldenbremse ist.

Parallel dazu will die EU ein Drittel der Übergewinne der Energiekonzerne abschöpfen, die faktisch nichts anderes sind als Kriegsgewinne. Gesamthaft hat Deutschland somit vorab einmal 250 Milliarden Euro bereitgestellt. Um so die Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen sowie die energieintensiven Gewerbe- und Industriebetriebe zu entlasten.

Die Fäden bei diesem Projekt zieht die bei Gott alles andere als linke Wirtschaftsweise Veronika Grimm. Sie muss jetzt mit ihrer Kommission bis am 15. Oktober die Ausgestaltung dieses Doppel-Wumms konkretisieren.

Wird es bei den 250 Milliarden bleiben? Vermutlich nicht, denn so schnell kommt es in der Ukraine nicht zu einem Waffenstillstand nach dem Vorbild des Koreakriegs, der einst vier Millionen Tote forderte.

Wie viel von diesen 250 Milliarden erhalten die Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen? Vorsichtig geschätzt, mindestens die Hälfte. Also 130 Milliarden. Macht pro Kopf 1500 Euro. *Nid nüt.*

Wie wird der Mechanismus funktionieren, wenn man halbwegs sozialen Ausgleich mit Energiesparen kombinieren will? Pro Haushalt gibt es pro Jahr durchschnittlich 3000 Kilowattstunden Strom und 9000 Kilowattstunden

Gas zu doppelt so hohen Preisen wie vor dem Angriff auf die Ukraine und zu halb so hohen Preisen wie heute. Konkreter: zehn Cent pro Kilowattstunde Gas. Für alles, was mehr konsumiert wird, muss man den Marktpreis von gegenwärtig zwanzig Cent bezahlen.

Werden dank diesem Mechanismus alle Energie sparen? Sicher nicht alle, aber doch sehr viele. Sicher nicht die Mehrheit der Reichen,

Etwas mehr Gewinn geht in Ordnung. Kriegsgewinne in Milliardenhöhe gehen gar nicht.

der Superreichen und der Stinkreichen, denn sie schwimmen im Geld. Und sie werden mehrheitlich weiterhin in ihren Pools baden wollen.

In der Schweiz ist alles noch reichlich unsortiert, wie man in Deutschland zu sagen pflegt.

Die Nationalbank schießt mit Zinserhöhungen nicht nur den Unternehmen in die Beine, sondern auch sich selbst in die eigenen Oberschenkel. Das Ganze blutet stark, und unser Billionen-Staatsfonds schmilzt um 150 Milliarden Franken. Der Trost: Der Staatsfonds schmilzt stark in Franken und weniger stark in Euro. Zwecks Bestrafung der Falschen sollen die Kantone, denen die Nationalbank mehrheitlich gehört, kein Geld mehr von Jordan bekommen.

Die Schweiz benötigt nach dem überraschenden und bundesratsfreien Solar- und Grimsel-Wumms in Bern weitere Weichenstellungen.

Weichenstellung 1: Der Preisüberwacher braucht dringend zusätzliche Kompetenzen. Er muss neu die Preise festlegen, die Axpo, Alpiq, BKW und Co. von den 600 Stromverteilern verlangen dürfen. Etwas mehr Gewinn geht in Ordnung. Kriegsgewinne in Milliardenhöhe gehen gar nicht. Das Elektrizitätswerk der roten Stadt Zürich beweist, dass man keine Übergewinne auf Kosten der Haushalte und des Gewerbes machen muss.

Weichenstellung 2: Die Kriegsgewinne, die bei Gas, Benzin, Diesel und Heizöl anfallen, müssen wie in der EU zu einem Drittel abgeschöpft werden. Und sollen über die Reduktion der Krankenkassenprämien allen mit kleinen und mittleren Einkommen zugutekommen.

Weichenstellung 3: Die Nationalbank muss weiterhin Geld ausschütten. Mit diesem Geld sollen Bund und Kantone energieintensive Betriebe entlasten, damit es nicht zu einer schleichenden Deindustrialisierung kommt. Und zu unnötigen Konkursen.

Gefordert wäre unser «Kei Luscht»-Bundesrat Ueli Maurer. Bei seinem Rücktritt beschimpfte er die Medien wie ein deutscher AfD-Rohrspatz. Und jetzt will er in den kommenden drei Monaten vorzeitig abtauchen und keine Interviews mehr geben. Der zuständige Bundesrat mutiert mitten im Sturm zu einem überaus gutbezahlten Dauerdienstverweigerer.

Das Parlament hat dank Ruedi Noser, Beat Rieder und Albert Rösti bewiesen, dass es blitzschnell handeln kann. Auch ohne Bundesrat.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Schweizer werden immer ärmer

Die ungedrosselte Zuwanderung haben nur Vorteile für unser Land, heisst es seit Jahren. Tatsächlich? Jüngste Zahlen fördern Erschreckendes zu Tage.

Marcel Odermatt und Christoph Mörgele

Eine reiche Ernte an rotbackigen Äpfeln, das versprach Economiesuisse flächendeckend auf Plakaten. Zwei Mal erkämpfte sich der Wirtschaftsdachverband mit dieser frohen Verheissung die Zustimmung zu den jeweiligen Vorlagen über die Personenfreizügigkeit mit der EU. Nicht nur den Konzernen und Unternehmen sollte es bessergehen, indem sie Angestellte aus Hunderten von Millionen EU-Bürgern rekrutieren konnten (und nebenbei auf die Löhne drücken). Nein, auch der hiesigen Bevölkerung versprochen die gesunden Äpfel auf dem kräftig belaubten Baum mehr Wohlstand und mehr Glückseligkeit.

Zuwanderung ins Sozialsystem

Diese hochgemuten Träume haben sich nicht verwirklicht. Sogar die Economiesuisse-Spitze macht sich mittlerweile Sorgen über die unerwartet massenhafte Zuwanderung und deren ökonomische und politische Folgen. Denn gerade auch beim konservativen, früher wirtschaftsfreundlichen Stimmvolk offenbarte sich bei verschiedenen Steuervorlagen, bei der «Abzocker»-Initiative oder in Fragen der Konzernverantwortung, ein tiefes Misstrauen. Wenn es der Wirtschaft und deren Manager immer besser gehe, so hört man, holten sie nur immer noch mehr Ausländer ins Land. Diese seien dann eine unerwünschte Konkurrenz bei den Arbeitsplätzen und bei der Wohnungssuche und würden unsere Infrastrukturen belasten. Auch sei es nicht wahr, dass dem Durchschnittsschweizer die Personenfreizügigkeit zu mehr Wohlstand gereiche. Im Gegenteil, der Einzelne werde durch die Zuwanderung immer ärmer.

Doch lassen sich solche subjektiven Empfindungen auch erhärten? Alle Anzeichen sprechen dafür. Die Schweizerische Nationalbank sagt für das Jahr 2022 ein Wachstum des Bruttoinlandsprodukts von rund 2 Prozent voraus. Nur ist zu befürchten, dass die Bevölkerung allein in die-



Schöne rote Äpfel:
Abstimmungsplakat von Economiesuisse, 2005.

sem Jahr um 2,3 oder gar 2,5 Prozent ansteigt. Was heisst, dass wir immer mehr Wohlstand mit den Zuwanderern teilen, deren Vorfahren aber nicht dazu beigetragen haben. Das Ifo-Institut hat für Deutschland errechnet, dass die durchschnittlichen Zuwanderer 25 Jahre dort leben müssten, bevor sie dem Staat mehr geben,

Wegen der Zuwanderung haben viele Kantone und Gemeinden die Steuern erhöhen müssen.

als sie von ihm erhalten. Doch kehren 80 Prozent vor dieser Zeit wieder in ihre Heimat zurück oder sterben. Auch wenn der Bundesrat die entsprechenden Zahlen für die Schweiz trotz

parlamentarischer Vorstösse nicht nachrechnen will, scheint klar: Die freie Zuwanderung mit sofortigem Zugang zum Sozialsystem bietet den Zuwanderern Zugriff zu einem über Jahrzehnte und Jahrhunderte aufgebauten Volksvermögen. Immer mehr Schweizer merken zu Recht, dass sie immer mehr mit den Migranten teilen müssen.

Boden, Infrastruktur, Umwelt

Das war nicht immer so. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat die Schweiz eine rasante wirtschaftliche Entwicklung mit jährlichen Wachstumsraten von bis zu 6 Prozent erlebt. Zahlreiche hiesige Firmen stiegen zu global agierenden Konzernen auf – wohlverstanden ohne Personenfreizügigkeit. Ein Rückgang erfolgte lediglich in den frühen 1970er Jahren wegen Überhitzung durch die anhaltende Hochkonjunktur und wegen gewisser Anpassungsschwierigkeiten der exportierenden Industrie an die Einführung flexibler Wechselkurse. 1984 bis 1989 betrug die jährliche Wachstumsrate durchschnittlich 3,3 Prozent. In den neunziger Jahren erlebte das Land wegen einer

Immobilienkrise, hoher Zinsen, hektischer Lohn- und Preissteigerungen sowie einer restriktiven Geldpolitik wiederum eine empfindliche Rezession. Doch insgesamt erfreute sich die Schweiz seit Ende des Zweiten Weltkriegs bis 2001 trotz vorübergehender Rezessionsphasen eines durchschnittlichen Wachstums von immerhin 2 Prozent pro Kopf und Jahr.

Im wirtschaftlich defensiven Klima der neunziger Jahre begann die Schweiz mit der EU über ein Bündel sektorieller Abkommen zu verhandeln. Als diese bilateralen Verträge 1999 im Parlament beraten wurden, verlief die Wirtschaftsentwicklung unseres Landes bereits wieder positiv. 2001 platzte aber die «Internetblase», was an den Börsen vorübergehend Kursstürze und Wertvernichtungen auslöste. Seit

Einführung der vollen Personenfreizügigkeit 2007 ist der prozentuale Anteil der EU-Exporte massiv zurückgegangen. Gleichzeitig hat sich exakt mit der vollen Personenfreizügigkeit der Wohlstand – gemessen am Bruttoinlandprodukt pro Kopf – nicht mehr erhöht. Die freie Zuwanderung aus der EU vergrössert zwar mit der Bevölkerung auch die Gesamtwirtschaft, verknüpft und verteuert aber gleichzeitig die schwer vermehrbaren Faktoren wie Boden, Infrastruktur, Umwelt und Energie, wodurch der Wohlstand sinkt. Die über Generationen angesparten öffentlichen Vermögen in Form von Grundbesitz, Immobilien, Anteilen an staatsnahen Unternehmen, Reserven der Nationalbank und so weiter hat zu vergleichsweise tiefen Steuern geführt. Die Aufteilung dieser Vermögenserträge auch an massenhaft Zuwandernde verletzt die Eigentumsrechte der bisherigen Einwohner am angesparten Nettovermögen.

Wegen der Zuwanderung haben viele Kantone und Gemeinden die Steuern erhöhen müssen, speziell für den Ausbau und Erhalt von Infrastrukturen, bei den Gemeinden für höhere Sozialkosten und neue Schulhäuser. In den Nachkriegsjahrzehnten kannte die Schweiz praktisch keine Arbeitslosigkeit. Im August 2022 waren 1,5 Prozent der Schweizer arbeitslos, bei den Ausländern betrug die Quote 3,4 Prozent. Im Jahr 2020 betrug die Erwerbslosenquote (also der Anteil Erwerbsloser an allen Erwerbspersonen) 5 Prozent. Die Bevölkerung ohne Migrationshintergrund wies eine Quote von 3 Prozent auf, diejenige mit Migrationshintergrund eine solche von 7 Prozent – und dies unabhängig von der Generation!

Autofahrer zahlen die Zeche

Nur etwas mehr als 48 Prozent der Zuwanderer der ständigen Wohnbevölkerung kamen zum Zweck der Erwerbstätigkeit; mehr als die Hälfte der Zuwanderer geht keiner Erwerbstätigkeit nach, sondern betrifft den Familiennachzug, Studierende und Arbeitsuchende. Zwei Drittel des Beschäftigungswachstums geht zugunsten des staatlichen Sektors (Bildung, Gesundheit, Verwaltung und öffentlicher Verkehr). Die Zuwanderung hat zu einer Aufblähung des Staates geführt.

In diesem Jahr hat sich nun der perfekte Sturm zusammengebraut. Die Schweiz wird Ende Jahr nicht nur gegen eine Viertelmillion neue Einwohner zählen. 2022 kommen weitere Faktoren dazu, die alle Einheimischen ärmer machen. Auf der einen Seite steigen die Krankenkassenprämien. Wer zum Mittelstand gehört, wird die happigen Aufschläge von 6,6 Prozent im Schnitt selber berappen müssen. Dazu gesellen sich die Energiepreise: Die Benzinpreise zogen 2022 kräftig an. Menschen, die auf das Auto angewiesen sind, zahlen die

Zeche. Aber auch viele Produkte werden teurer, weil die Transportkosten höher sind. Noch viel gravierender ist der Absturz an den Finanzmärkten. Der Swiss Market Index (SMI) büsste in diesem *annus horribilis* rund einen Fünftel seines Wertes ein.

«Lebensqualität sinkt»

Betroffen sind davon fast alle: die Arbeitnehmer, deren Rentengelder in börsenkotierten Firmen investiert sind, die Kleinsparer, aber auch die Unternehmen selber, deren Handlungsspielraum kleiner wird. Sinken ihre Gewinne, werden die Firmen auch weniger Geld an den Fiskus abliefern. Recht dramatisch präsentiert sich die Situation der Nationalbank. Geschätzte 140 bis 150 Milliarden Franken Verluste hat sie seit Januar eingefahren. Die Kantone und der Bund

Jetzt droht zudem eine Rezession. 2023 soll die Schweizer Wirtschaft noch um 1,1 Prozent zulegen.

können die Gewinnausschüttungen vergessen.

Jetzt droht zudem eine Rezession. Das Staatssekretariat für Wirtschaft hat bereits die Aussichten reduziert. 2023 soll die Schweizer Wirtschaft noch um 1,1 Prozent zulegen. Angesichts dieser verdüsterten Aussichten müsste jetzt die Zuwanderung sofort gedrosselt werden. Der Trend geht aber weiter in die andere Richtung.

Doch die ökonomische Entwicklung ist nur das eine. Wirtschaftsprofessor Reiner Eichenberger beschäftigt sich schon lange mit dem Thema. Seine Analyse: «Das grosse Bevölkerungswachstum senkt die Lebensqualität.» Der Ausbau der Infrastruktur, von

Wohn- und Arbeitsraum et cetera senkte den Konsum – weil die Ressourcen für Investitionen gebraucht würden. Der Wissenschaftler nennt dazu ein konkretes Beispiel: «Die Wohnraumknappheit infolge Bevölkerungswachstums führt dazu, dass die bisherigen Einwohner ihre Wohnsituation nicht mehr allfälligen Wechseln des Arbeitsplatzes oder familiären Veränderungen anpassen können und weiter aus den überfüllten Zentren wegziehen müssen. Dadurch wachsen die Distanzen und der Zeitverbrauch für Arbeitswege. Das sind Aufwendungen, die positiv ins Bruttoinlandprodukt einfließen, aber natürlich die Lebensqualität senken.»

Politiker lieben hohe Ausgaben

Auch auf die Frage, warum eine Mehrheit der Politiker einfach tatenlos zuschauen und die Bevölkerungsexplosion wie ein Naturgesetz behandeln, hat Forscher Eichenberger eine interessante Erklärung: «Ihre Bedeutung hängt vom Budget des Staates ab. Sie lieben hohe Steuereinnahmen und hohe Ausgaben. Mit der Bevölkerung wachsen das gesamte BIP, die Steuereinnahmen und die Ausgaben sowie der Bedarf an Ausgaben – zum Beispiel Infrastrukturinvestitionen.»

Im nächsten Jahr finden nationale Wahlen statt. Es wird interessant zu beobachten sein, ob es Grünen, SP, Mitte und FDP zusammen mit den Wirtschaftsverbänden weiter gelingt, das Thema Zuwanderung und deren Auswirkungen für die ansässige Bevölkerung zu umschiffen und totzuschweigen. Angesichts der dramatischen Situation scheint die Zeit von dümmlichen Apfelkampagnen jedoch endgültig vorbei.



«Wer seinen eigenen Weg kennt, kann auch anderen die Richtung aufzeigen.»

Roman Stein
CFO Schweiz

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



Olivenzweig im schwarzen Sturm

In Peking blickt man nüchtern auf die Sabotage an den Nord-Stream-Pipelines. Für die *Global Times* bergen die Attacken auch die Chance auf Frieden.

An den russischen Nord-Stream-Pipelines, die Erdgas nach Europa transportieren, wurden am selben Tag insgesamt drei Lecks entdeckt, die von «starken Unterwasserexplosionen» begleitet worden waren, was allgemein als «vorsätzlicher Akt» angesehen wird. Ein Ergebnis ist, dass sich Europas Hoffnung, in diesem Winter russisches Gas über die Nord-Stream-Pipelines zu erhalten, in Luft aufgelöst hat. Auch die ohnehin schon komplizierten Beziehungen zwischen Russland und dem Westen wurden durch diesen «Unfall» weiter erschwert.

Analysten gehen davon aus, dass es sich um eine besondere Folge des Russland-Ukraine-Konflikts handelt. Wer hat es getan? Niemand hat sich dazu bekannt. In den internationalen und sozialen Medien wurden Spekulationen geäussert, für die es jedoch keine glaubwürdigen Beweise gibt – was indes die Spannungen zwischen allen Beteiligten weiter verschärft und das gegenseitige strategische Misstrauen zwischen den Grossmächten verstärkt hat.

Schuldige ermitteln und bestrafen

In jedem Fall ist der Angriff auf wichtige grenzüberschreitende Infrastrukturen für zivile Zwecke abscheulich. Seit dem Ausbruch des Russland-Ukraine-Konflikts hat er einen gefährlichen Präzedenzfall geschaffen. Einem solchen Trend darf nicht nachgegeben werden. Sowohl die Europäische Union als auch Russland haben die zuständigen Behörden aufgefordert, eine umfassende Untersuchung durchzuführen und die Ergebnisse zu veröffentlichen. Da sich der Vorfall innert der Wirtschaftszonen Dänemarks und Schwedens ereignet hat, untersuchen Deutschland, Dänemark und Schweden die Ursache des Unfalls. Da jedoch viele Länder von diesem Vorfall betroffen sind, müssen die zuständigen internationalen Gremien aufgefordert werden, ein gemeinsames Untersuchungsteam einzusetzen, um so schnell wie möglich die Wahrheit herauszufinden, die Schuldigen zu ermitteln und sie entsprechend zu bestrafen. Es muss verhindert werden, dass der Vorfall zu einem Szenario der verschiedenen Wahrheiten wird.

Peking

Auch wenn die Wahrheit noch nicht bekannt ist, eines ist sicher: Unabhängig davon, welche Seite die Nord-Stream-Pipelines zu beschädigt hat – er hat der russisch-europäischen Energiekooperation einen schweren Schlag versetzt. Die EU hat grosse Anstrengungen unternommen, um die Energiepreise zu stabilisieren; die Lecks in den Nord-Stream-Pipelines werden diese Bemühungen wahrscheinlich zunichtemachen. Der Hohe Vertreter der EU für Aussen- und Sicher-

Aber warum kommt es immer wieder zu Vorfällen, die «in niemandes Interesse» sind?

heitspolitik, Josep Borrell, gab eine Erklärung ab, in der er ausführte, dass «jede absichtliche Störung der europäischen Energieinfrastruktur völlig inakzeptabel ist». Der «kälteste Winter», der auf den «Sommer der Unzufriedenheit» gefolgt ist, hat eine grössere Welle von Firmenpleiten und Rezession nach Europa gebracht. US-Aussenminister Antony Blinken sagte, eine Sabotage der Nord-Stream-Pipelines sei «in niemandes Interesse». Aber warum kommt es immer wieder zu Vorfällen, die «in niemandes Interesse» sind? Darüber sollte die internationale Gemeinschaft ernsthaft nachdenken.

Das unglückliche Schicksal der Nord-Stream-2-Pipeline selbst erklärt eine ganze Reihe von Problemen. Das grosse, für beide Seiten vorteilhafte und gewinnbringende Kooperationsprogramm zwischen Russland und der EU ist von Anfang an auf den Widerstand der USA gestossen. Von wiederholten verbalen Drohungen bis hin zu zahlreichen Sanktionsrunden haben die USA ihre Haltung bewiesen – sie werden nicht aufhören, bis sie Nord Stream 2 vereiteln.

Die vorsätzliche Sabotage hat die Möglichkeit einer Wiederbelebung zunichtegemacht. Es ist, als würde eine unsichtbare Schere die Interessenbande zwischen Russland und Europa durchschneiden. Diejenigen, die diese Schere kontrollieren, prägen die Politik. Wenn die Interessenverflechtungen gekappt werden, wird es zu einer tragischen Konfrontation zwischen

Russland und Europa kommen, deren grösstes Opfer das Leben zahlreicher Menschen sein wird.

Der Nord-Stream-Zwischenfall zeigt erneut, dass sich die Auswirkungen des russisch-ukrainischen Konflikts nicht auf das militärische Schlachtfeld beschränken, sondern sich auch auf die Bereiche Energie, Wirtschaft, Lebensmittel und sogar auf die öffentliche Meinung ausweiten. Der Zwischenfall in Butscha im April dieses Jahres warf einen schweren Schatten auf die Waffenstillstandsverhandlungen, die sich in einer kritischen Phase befanden. Nun hat der Pipeline-Vorfall den Spielraum der Konfliktparteien für eine politische Einigung erneut eingengt. Noch beunruhigender ist, dass niemand weiss, ob die Planungen für den nächsten Zwischenfall bereits im Gange sind. Diese Ungewissheit wird das Damoklesschwert sein, das über Europa und über der ganzen Welt hängt.

Sanfte Landung

Alle Parteien sollten nun ein Sicherheitsnetz knüpfen, damit der Konflikt zu einer sanften Landung kommt. Der stellvertretende russische Aussenminister Alexander Gruschko erklärte, dass Russland bereit sei, allfällige Anfragen von EU-Ländern nach einer gemeinsamen Untersuchung der Vorfälle bei den Nord-Stream-Pipelines zu prüfen. Wenn Russland und die europäischen Länder bei der Untersuchung von Unfällen zusammenarbeiten können, wäre dies ein grüner Olivenzweig im schwarzen Sturm, der dazu beitragen würde, die Konfrontation zu entschärfen.

Es muss darauf hingewiesen werden, dass – vom Butscha- bis zum Nord-Stream-Zwischenfall – Krieg und Chaos die Hauptschuldigen für all diese Tragödien sind. Es ist zu hoffen, dass das Geräusch der Pipelines-Explosionen mehr Menschen aufrütteln kann, sich dem Streben nach Frieden anzuschliessen, um den Zwischenfall in eine Chance zu verwandeln, den Krieg zu stoppen und den Frieden zu fördern, und nicht in einen Zünder, der die Lage verschlimmert.

Beim vorliegenden Text handelt es sich um einen Leitartikel der Pekingener Zeitung *Global Times*, die mit der Kommunistischen Partei Chinas verbunden ist.

Reto Knuttis Stimmungsfeldzug

Der bekannte ETH-Wissenschaftler begibt sich auf politische Mission.
Es gibt kein Problem, das nicht auch ein Klimaproblem ist.

Beat Gygi

Es ist wieder kühl geworden, der warme Sommer ist bei vielen schon fast vergessen, die Klimadebatte in der Schweiz nicht mehr hitzig. Nun hat sich für den bekannten ETH-Klimaforscher Reto Knutti aber doch die Gelegenheit ergeben, dem Publikum den Klimawandel in dramatischen Farben auszumalen. In einem Interview mit der *Sonntagszeitung* von vergangener Woche und einem Auftritt in der Sendung «10 vor 10» des Schweizer Fernsehens am Donnerstag davor hat er Klimagefahren aufs Neue beleuchtet. Knutti: «Heiss, trocken, Gletscherschmelze, Flut.»

Eine Art klimapolitischer Stimmungsfeldzug war es, bei dem er in seinen Bemerkungen den Klimawandel möglichst in die Nähe anderer Ereignisse und Probleme rückte, ohne aber allzu direkte Ursache-Wirkung-Zusammenhänge zu behaupten. Damit schaffte er es, Energie- oder Lieferkettenprobleme quasi in die Klimafärbung zu tauchen. Etwa so: «Die heutige Zeit zeigt, wie schnell sich die Welt verändert: von der Energie über Klima, Pandemie bis Krieg. Und wie verwundbar wir sind, also schlecht vorbereitet.» Besonders krass war der Hinweis auf das Ahrtal-Hochwasser 2021 in Deutschland und Belgien mit 220 Toten, kein Wort davon, dass da das Warnsystem völlig versagt hatte. Der berühmte Klimawissenschaftler der ETH mobilisierte für sich die Dramatik des ganzen Spektrums von Riesenthemen.

Geneigte TV-Moderatorin

Dies tat er in der Woche, in der das Parlament auf hektische Art und Weise dem massiven Ausbau von Solar- und Windenergie den Weg bereitete und im indirekten Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative das Verringern der Treibhausgas-Emissionen der Schweiz auf netto null bis 2050 beschloss.

In der Sendung «10 vor 10» vom Donnerstag kam es Knutti entgegen, dass die Moderatorin selbst bestrebt war, an möglichst vielen Stellen den Klimaeinfluss am Werk zu sehen. Der Wirbelsturm Ian, der Florida heimsuchte, war ein geeigneter Anlass. Knutti



«Nahe am Optimum»:
Professor Knutti.

wurde als Experte im Studio gefragt, ob das einfach ein Extremwetterereignis oder Klimawandel-bedingt sei. «Der menschengemachte Klimawandel hat da natürlich einen grossen Einfluss», sagte Knutti, die stärksten Stürme würden intensiver, es verdunste mehr Wasser,

«Unsere Simulationen zeigen, dass der Klimawandel Ereignisse bringt, die unvorstellbar waren.»

warme Luft könne mehr Wasser transportieren. Und es habe immer mehr Infrastruktur und mehr Leute in den Gebieten, die betroffen seien. Hat das mit Klima zu tun?

Zwischendurch gab es eine Reportage über eine kleine Insel im Golf von Mexiko, die allmählich abbröckelt, und über «Klimavertriebene», die sie verlassen hatten. Im Kommentar kam dann zwar durch, dass die Insel zerfalle, weil Erdölförderer Kanäle gebohrt hätten und der nahe Mississippi eingedämmt wor-

den sei, aber «Klima» und «Klimavertriebene», das hielt sich. Und «am schlimmsten trifft es immer die Schwächsten».

Knutti sagte: «Eigentlich wüssten wir wahn-sinnig viel und hätten viele Lösungen, aber wir stehen uns selber im Weg.»

Knutti, der jeweils sagt, die Wissenschaft stelle lediglich die Informationen bereit und solle sich nicht in politische Debatten einmischen, meldet sich bewertend zu Wort. Er hatte sich schon bei der Abstimmung über das CO₂-Gesetz 2021 stark politisch auf der Pro-Seite engagiert. Die Vorlage wurde damals abgelehnt, der Bundesrat beschloss nachher aber Vorschläge in Eigenregie, die in die gleiche Richtung gingen. Im Interview in der *Sonntagszeitung* wurde Knutti darauf hingewiesen.

Rekorde pulverisiert

Knuttis Antwort wird politisch: «Diese waren aber allein wenig tauglich, weil sie die gleichen Ziele ohne Abgaben und Verbote erreichen wollten. Deshalb Hut ab vor allen, die nun innerhalb und ausserhalb des Parlaments zusammenfanden und in kürzester Zeit einen indirekten Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative zimmerten. Der kann die Schweiz wieder auf Kurs bringen. Ich glaube, damit sind wir nahe am Optimum dessen, was sich an Klimaschutz gesellschaftlich und politisch umsetzen lässt.»

Dann sprach er auch von seinen neuesten Sorgen: «Unsere Modellsimulationen zeigen, dass der Klimawandel mitunter Rekordereignisse bringt, die zuvor unvorstellbar waren.» Bisherige Höchstmarken würden massiv übertroffen, Rekorde pulverisiert. 39-Grad-Rekord in der Schweiz, 47 Grad in Kalifornien, 49 Grad in Kanada. Argumentieren mit Einzelfallausreissern, das erzeugt Stimmung. Man fände sicher noch heissere Orte. Aber es reicht eigentlich auch, wenn Knutti davor warnt, was das mit unseren Kommunikationsnetzen, Stromleitungen, unserer Verkehrsinfrastruktur anstellen könnte: Klimaprobleme in jeder Nische. Und vor dem Hintergrund der Energieknappheit wirkt dies doppelt eindrücklich.

Washingtons Machtspiel

Die Wurzeln des Ukraine-Kriegs reichen bis zum Ersten Weltkrieg zurück.
Der Westen agiert konfus, weil er sich nicht mit seiner Vergangenheit auseinandersetzt.

Frank Furedi



Zynische Ziele: Präsident Biden mit Eskorte.

Die dramatischen Ereignisse in der Ukraine rufen uns in Erinnerung, dass Geschichte nicht rückgängig gemacht werden kann und wir früher oder später der Wahrheit ins Auge sehen müssen. Als 2014 mein Buch «First World War. Still No End in Sight» erschien, wurde meine These, das Erbe dieses blutigen Konflikts könne unser Leben noch immer beeinflussen, von vielen Rezensenten verlacht. Mehrere Kommentatoren meinten, dass mit dem Ende des Kalten Krieges auch das Ende der Geschichte gekommen sei. Nachrufe auf eine untergegangene, konfliktbeladene Vergangenheit sollten diese Endgültigkeit zum Ausdruck bringen.

Der britische Historiker Mark Mazower schrieb, mit dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums 1989 sei nicht nur der Kalte

Krieg zu Ende gegangen, sondern die Zeit ideologischer Rivalitäten insgesamt, die 1917 begann. Aber der «unablässige Kampf um die Definition des modernen Europas», von dem Mazower spricht, zeigt sich in fortdauernden erbitterten Konflikten um Werte und Kultur. Er wird auch in den blutigen Schlachten ausgetragen, die über die Zukunft der Ukraine entscheiden werden.

Teilung Europas

Es ist ein Krieg, den beide Seiten weder gewinnen können noch verlieren dürfen. Es geht um existenzielle Fragen, denn auf dem Spiel stehen die Souveränität der Ukraine und die Integrität und der Fortbestand der Russischen Föderation. Nach aktuellem Stand scheint keine der beiden Seiten einen entscheidenden Sieg erringen zu können. Bislang hat sich die

Ukraine den russischen Invasoren erfolgreich widersetzt und insofern einen wichtigen moralischen Sieg errungen. Aber ungeachtet der militärischen Erfolge ist die Ukraine nicht in der Lage, Russland entscheidend zu schlagen.

«Wir sind hier in einem Krieg gegen Russland engagiert. Es ist ein Stellvertreterkrieg.»

Was in den nächsten Monaten passiert, wird nicht zu einem stabilen Frieden führen. Sollte es einen Waffenstillstand geben, so wissen beide Seiten, dass er provisorisch sein wird und der Konflikt, der seit 2014 ein klassischer Grenzkrieg ist, erneut ausbrechen wird.

Hinter den Kulissen dieses Dramas, das sich auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der

Ukraine abspielt, gibt es noch einen anderen, potenziell weitaus gefährlicheren Konflikt, der jederzeit ausbrechen könnte.

Im 20. Jahrhundert war es die deutsche Frage, an der sich so viele Konflikte entzündeten. Als letzte europäische Nation erlangte Deutschland im 19. Jahrhundert seine Einheit. Aus verschiedenen Gründen war Deutschland aber zu schwach, um im 20. Jahrhundert seine geopolitischen Ambitionen zu verwirklichen. Weil es aber auch zu stark war, konnte es sich im globalen Gleichgewicht der Kräfte nicht mit einer Nebenrolle begnügen. Dass auf die deutsche Frage keine befriedigende Antwort gefunden werden konnte, führte zu einer Destabilisierung Europas und letztlich zum Zweiten Weltkrieg. Erst nach der Teilung Europas in Jalta und der späteren deutschen Wiedervereinigung wurde die deutsche Frage gelöst.

«Vernichtung Russlands»

Seit dem Ende des Kalten Kriegs wird die Stabilität in Europa und darüber hinaus durch die russische Frage bedroht. Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist es Russland nicht gelungen, seinen Platz in der Welt zu finden. Die einstige Supermacht, inzwischen auf Zweitrangigkeit reduziert, sieht sich permanent bedroht.

Der Russischen Föderation fehlt der innere Zusammenhalt, und der Kreml steht unablässig vor der Herausforderung, die Kontrolle über die diversen ethnischen Gruppen und Nationalitäten auf seinem Staatsgebiet aufrechtzuerhalten. Sollte Russland den Krieg in der Ukraine verlieren, stünde seine Integrität als multinationale Föderation in Frage. Russlands Position auf der Weltbühne ist zwangsläufig instabil.

Mitunter sieht es so aus, als würde Washington den Krieg in der Ukraine nutzen, um seine eigenen Ziele zu verwirklichen. Douglas Macgregor, ehemaliger Berater des US-Verteidigungsministers unter Präsident Trump, beschrieb im März 2022 die amerikanische Position wie folgt: «Gegenwärtig müssen wir davon ausgehen, dass jede Friedensvereinbarung, die mit einer Anerkennung russischer

Erfolge einhergeht, auf allgemeinen Widerstand stossen wird. Vielmehr sieht es, wenn überhaupt, immer mehr so aus, als wären die Ukrainer quasi nebensächlich für die Operation, in dem Sinne, dass sie einfach da sind und sich in den Kampf gegen die russische Armee stürzen. Und in grosser Zahl sterben, denn das eigentliche Ziel der ganzen Sache ist die Vernichtung des russischen Staates und Wladimir Putins.»

Macgregors zynische Einschätzung der amerikanischen Kriegsziele wird von anderen Experten in Washington geteilt. Leon Panetta, CIA-Direktor (2009–2011) und Verteidigungsminister unter Barack Obama, erklärte im März 2022: «Mit Putin können wir in der jetzigen Situation nur so verfahren, dass wir unsere eigenen Anstrengungen verstärken. Wir müssen den Ukrainern so viel militärische Hilfe wie nötig zukommen lassen, damit sie ihren Kampf gegen die Russen auch weiterhin führen können. Wir sind hier in einem Krieg gegen Russland engagiert. Es ist ein Stellvertreterkrieg, ob wir das so benennen oder nicht. Genau das passiert aktuell. Und aus diesem Grund müssen

Ungeachtet der militärischen Erfolge ist die Ukraine nicht in der Lage, Russland entscheidend zu schlagen

wir so viel Waffen wie nur irgend möglich liefern... Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass Diplomatie nur dann etwas bringt, wenn wir Druck ausüben. Und dieses Druckmittel gewinnt man, indem man reingeht und Russen tötet. Das müssen die Ukrainer tun. Und wir müssen die Kriegsanstrengungen weiterhin unterstützen. Weil es ein Machtspiel ist.»

Tatsächlich finden zwei Kriege statt

Panetta verschwiegen nicht nur, dass das «Rein gehen und Töten von Russen» den Tod von Abertausenden Ukrainern bedeuten würde – unerwähnt blieb auch, dass die Amerikaner in ihrem Stellvertreterkrieg gegen Russland nicht zwangsläufig dieselben Ziele verfolgen wie die Ukrainer.

Tatsächlich finden hier zwei Kriege parallel statt: der russische Krieg gegen die Ukraine, die ihre nationale Souveränität verteidigt, und der Stellvertreterkrieg Amerikas und einiger seiner Verbündeter gegen Russland mit dem Ziel, die globale Macht Russlands erheblich zu schwächen.

Frank Furedi, 1947 in Budapest geboren, ist Professor für Soziologie an der University of Kent in Canterbury, Grossbritannien. Der vorliegende Text beruht auf seinem neuen Buch: «The Road to Ukraine. How the West Lost Its Way». DeGruyter. 113 S., Fr. 38.90

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Toni Brunners Gespür für Frauen



Nebensächlich? Brunner, Friedli (l.).

Wer wird Nachfolgerin oder Nachfolger von Ueli Maurer im Bundesrat? Die interessanteste Rolle in der bisherigen Debatte spielt Toni Brunner: Der ehemalige SVP-Parteichef sagte der NZZ am Sonntag, das Geschlecht stehe für seine Partei nicht im Vordergrund. «Aber es wäre aus meiner Sicht angebracht, eine Frau auf dem Ticket zu haben.» Obwohl er nicht mehr im Nationalrat ist, spielt der St. Galler Landwirt hinter den Kulissen immer noch eine wichtige Rolle in der Volkspartei.

Nur: Eine Frauenverstärkung im Bundesrat war dem Ex-Parlamentarier nicht immer so wichtig. Am Vorabend der letzten Bundesratswahlen vom 5. Dezember 2018 sagte Brunner im SRF-«Club»: «Die Geschlechterfrage ist nebensächlich.» Hat sich der bauernschlaue Toggenburger in den vergangenen vier Jahren wirklich zum Frauenförderer gemausert? Seiner Partnerin Esther Friedli, die ihre politische Karriere bei der Berner CVP begonnen hat und seit Herbst 2019 für die SVP im Nationalrat politisiert, werden Chancen eingeräumt, es auf das Bundesrats-Ticket zu schaffen. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. Marcel Odermatt



© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

Was Ihre Anlagen bewirken, ist uns wichtig

Vorausschauend seit Generationen

Führung ohne Verantwortung

Der ETH-Rat hat viele offene Baustellen. Präsident Michael Hengartner lenkt mit Jammern über «Horizon Europe» von den Problemen ab.

Rudolf Walser

Im Februar 2020 hat Professor Michael Hengartner das Präsidium des ETH-Rats angetreten. Es waren einige Baustellen offen, etwa die 2019 gross angekündigte Zusammenlegung des Wasserforschungsinstituts Eawag und der Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) zu einem Superinstitut. Die Fusion ist still begraben worden, ohne dass die Öffentlichkeit genau über die Gründe orientiert worden wäre, nun scheint sich an der WSL neues Ungemach anzubahnen. Führungskräfte verlassen das Institut, und das Arbeitsklima habe sich unter der neuen Direktorin Beate Jessel, deren Ernennung 2021 bezüglich Führungs- und Wissenschaftsqualität schon Fragen aufgeworfen hatte, erheblich verschlechtert. Wer trägt für diese Entwicklung die Verantwortung?

Stark in Genderfragen

Der ETH-Rat ist das strategische Führungs- und Aufsichtsorgan des ETH-Bereichs (ETH Zürich und Lausanne sowie die vier Forschungsanstalten Paul-Scherrer-Institut, Empa, Eawag und WSL). Es ist ein Komplex mit über 10 000 Beschäftigten und rund 35 000 Studierenden sowie einem Jahresbudget von gegen vier Milliarden Franken. Der Rat glänzte in den letzten Jahren nicht gerade durch glückliche Entscheide und Vorkommnisse. Erinnerung sei an die Aufgabe des europäischen Flagship-Projekts «Human Brain», die fragwürdige Entlassung einer langjährigen Professorin, die Unterstützung für die Verlängerung des Gentech-Moratoriums gegen

Der Rat glänzte in den letzten Jahren nicht gerade durch glückliche Entscheide.

eigene Wissenschaftler. Personelle oder finanzielle Konsequenzen für solche Misserfolge oder Fehlentscheide gab es jedoch im Unterschied zu grossen privatwirtschaftlichen Unternehmen kaum.

Von daher interessiert ein Blick auf die Funktionsweise und die Zusammensetzung dieses wichtigen Gremiums. Ernannet werden die

Mitglieder des ETH-Rats zwar vom Bundesrat, aber hinter den Kulissen gibt es jeweils eine politische Ausmarchung. Links und rechts sowie regionale Interessen müssen vertreten sein, hinzu kommt die Genderfrage. Da zeichnet sich der elfköpfige Rat mit einer Frauenmehrheit sogar besonders aus. Vizepräsidentin Professor Barbara Haering ist schon seit fast fünfzehn Jahren im Gremium. Eine Amtszeitbeschränkung



Fusionsprojekt:
ETH-Rats-Präsident Hengartner.

wie in ausserparlamentarischen Kommissionen scheint es nicht zu geben. Und praktische Führungserfahrung und Vertrautheit mit dem globalen Wissenschafts- und Innovationssystem scheinen bei der Auswahl nicht immer an erster Stelle zu stehen.

Wichtig für die Akzeptanz und Führungskraft des ETH-Rats in Politik, Wissenschaft und Gesellschaft ist zudem die Reputation des Gremiums. Einsitz nehmen sollten deshalb bekannte Persönlichkeiten mit praktischer unternehmerischer Führungserfahrung in wissensintensiven Unternehmen. Auffallend ist heute, dass im Unterschied zu früheren Zeiten kaum mehr Repräsentanten aus der Wirtschaft im Rat vertreten sind, die aus eigener Erfahrung wissen, was strategische Entscheidungen in Forschung, Wissenschaft und Organisation sind,

und dafür auch die Verantwortung tragen. Stattdessen dominieren die Vertreter aus den beiden ETH und den Forschungsanstalten, aus Governance-Sicht problematisch, sowie Fachexperten, die kaum je eigene Verantwortung tragen, dafür aber für allerlei Hyperaktivitäten zu haben sind, oft auch für mehr Bürokratie. Die Frage stellt sich, ob sich heute noch Forschungsdirektoren aus innovationsstarken Unternehmen für solche anspruchsvollen «Nebenaufgaben» zur Verfügung stellen.

Kritik von Nobelpreisträgern

Der ETH-Rat stand seit seiner Einführung immer wieder in der Kritik. So fand kein Geringerer als Nobelpreisträger Professor Richard Ernst vor rund fünfzehn Jahren, dass die ETH «keinen argwöhnischen Schulvogt benötigen, wie er heute in der Form des ETH-Rats die Schulen gängelt und ihnen Grenzen setzt» (NZZ, 4. 6. 2007). Als Lösung schlug er die Abschaffung des ETH-Rates vor und zwei selbständige ETH mit eigenem Hochschulrat.

Dessen ungeachtet bleibt für den ETH-Rat die zeitlose Herausforderung, den ETH-Bereich stets bestmöglich zu organisieren und personell auszustatten, um in Forschung und Wissenschaft immer wieder Grenzen zu überwinden und in neue Bereiche vorzustossen. Vor diesem Hintergrund lenkt das inszenierte Jammern des ETH-Rats-Präsidenten Hengartner über den schleichenden Untergang des hiesigen Forschungs- und Wissenschaftsplatzes wegen des Ausschlusses der Schweiz aus «Horizon Europe» nur von Problemen im eigenen Laden ab. Tröstlich deshalb die Worte des jüngsten Schweizer Nobelpreisträgers, Professor Didier Queloz, unlängst in der NZZ (3. 9. 2022): «Als Wissenschaftler mache ich meine Entscheidungen nicht davon abhängig, was in Brüssel entschieden wird ... Die Wissenschaftler der Top-Universitäten kennen sich und tauschen sich aus.» Dies aus berufenem Mund zu hören, ist tröstlich.

Rudolf Walser war Chefökonom von Economiesuisse und anschliessend bei Avenir Suisse tätig.

Lob der freien Wissenschaft

Die Industrialisierung macht unsere Welt kaputt.
Aber sie erschafft auch die Werkzeuge, sie wieder zu flicken.

Harald Martenstein

Die *Frankfurter Allgemeine* hat Gespräche mit Zwanzigjährigen geführt. Ähnlich wie Haushunde bekommt auch jede Generation einen Namen, die Jahrgänge ab 2000 heißen «Generation Z». Was also erhofft sich die Generation Z für die Zukunft? Hier ein paar typische Wünsche: mehr Unabhängigkeit. Mehr Selbstbestimmung. Die Besiedelung des Mondes. Ein Heilmittel gegen Krebs. Einen Nahverkehr, der so gut funktioniert, dass Autos überflüssig sind. Es sind, auf den ersten Blick, unpolitische Wünsche. Viele davon haben mit Wissenschaft, Technik und persönlicher Freiheit zu tun.

Ich bin Kolumnist. Meistens fällt mir zur Gegenwart etwas Kritisches ein. Nein sagen ist Kern meines Geschäftsmodells. Die Redaktion dieser Zeitung hatte die Idee, ausgerechnet mich um Texte zu bitten, die positiv sind, ich soll loben, etwas gut finden, laut ja sagen. Ich soll endlich mal lieb sein. Manchmal haben auch Partnerinnen das von mir verlangt, nicht immer erfolgreich, fürchte ich.

Wilhelm Tell und Winnetou

Der Zeitpunkt für Optimismus ist gerade ein bisschen ungünstig, oder? Ein Atomkrieg droht, während bei uns in Deutschland die Corona-Massnahmen kein Ende nehmen. In den wenigen deutschen Atombunkern wird, wenn es hart auf hart kommt, vermutlich Maskenpflicht herrschen. Inflation und Energiekosten fressen die Ersparnisse, und unser Nationalheld, das Rollenmodell vieler Deutscher, unser Wilhelm Tell, soll wegen Rassismus aus dem Verkehr gezogen werden. Ich meine natürlich Häuptling Winnetou.

Aber kürzlich ist etwas Grossartiges passiert.

Vor einigen Jahren habe ich meine DNA checken lassen, während eines Urlaubs in den USA. Angeboten wurde dieser Service für ein paar Dollar von dem Unternehmen 23andMe. In Deutschland war dieser Check verboten, wie so vieles. Man rührt mit einem Wattestäbchen im Mund herum und schickt es dann ein.



Fünf Prozent Neandertaler.

Mit Hilfe der Speichelprobe finden sie allerlei heraus. Zum Beispiel jede Menge entfernte Verwandte, einer meiner entfernten Cousins war im Zweiten Weltkrieg in Europa einer der US-Luftwaffenkommandeure. Ich weiss jetzt auch, dass ich zu 5 Prozent Neandertaler bin,

In den wenigen deutschen Atombunkern wird vermutlich Maskenpflicht herrschen.

das ist über dem Durchschnitt. Ausserdem habe ich ein dreifach erhöhtes Risiko, an Alzheimer zu erkranken.

Dreifach ist eine ganze Menge. Meine Frau sagte: «So etwas will man doch gar nicht wissen.» Stimmt eigentlich.

Gegen Alzheimer kann man zurzeit nicht viel machen. Der Geist verlischt. Von den 70-Jährigen haben es 3 Prozent, nicht jeder von ihnen hat es schon mitbekommen. Bei den 85-Jährigen sind 20 Prozent betroffen. Je älter die Gesellschaft im Durchschnitt wird, desto mehr Alzheimer gibt es. Der weltweit bisher jüngste Patient war allerdings erst 27. Angeblich hilft

Vitamin E ein bisschen oder Insulin. Wunder darf man sich nicht erhoffen.

Nun scheint es zum ersten Mal ein echtes Alzheimer-Medikament zu geben. Es heilt die Krankheit zwar nicht, aber bremst ihren Verlauf ab. Die Entwicklung von Lecanemab war ein Gemeinschaftsprojekt der Firmen Biogen, USA, und Eisai, Japan. Am 29. November soll das Mittel auf einem Alzheimer-Kongress vorgestellt werden. Es könnte ein weiterer Triumph des medizinischen Fortschritts werden. Erinnern wir uns noch an die Zeit, als die Diagnose «HIV» ein sicheres Todesurteil bedeutete? Gar nicht so lange her. Auch die Corona-Impfstoffe kamen schneller als erwartet. Dieser Fortschritt hat auch damit zu tun, dass Pharmakonzerne viel Geld verdienen. Ein Teil davon landet bei den Managern. Manche stört das. Und Millionen von Kranken hoffen wieder. Letzteres wiegt etwas schwerer.

Bei den meisten Problemen, mit denen wir uns herumschlagen, wird die Lösung eher von Wissenschaft und Technik kommen als aus der Politik. Das gilt auch für die Energieversorgung. Dass Industrieländer in Zukunft allein mit Wind und Sonne zurechtkommen, glaubt nur, wer es unbedingt glauben will. Geforscht wird an Kernkraftwerken neuen Typs oder an Wasserstoff als neuer Energiequelle. Wie begrenzen wir die Erderwärmung? So, wie wir unsere Flüsse wieder sauber bekommen haben, durch Technik. Industrialisierung hat unsere Welt verdreckt, aber sie erschafft auch die Werkzeuge, mit denen wir sie wieder sauber bekommen.

Ich habe ähnliche Hoffnungen

Naturwissenschaftler suchen Antworten auf begrenzte, klar definierte Fragen. Im Idealfall sind sie nicht an Erlösungslehren interessiert und lassen sich nicht durch politische Tabus in eine bestimmte Richtung lenken. Es ist ihre Freiheit, die sie stark macht. Das ist mein Lichtblick: die freie Wissenschaft, die bald auch Alzheimer besiegt haben wird. Ich habe ähnliche Hoffnungen wie die Generation Z.

Talent für Schlaumeiereien

Erst gegen die Schweiz, nun gegen Ungarn: Der österreichische EU-Haushaltschef Johannes Hahn gibt den Reinemacher Europas – trotz Flecken auf dem eigenen Hemd.

Kurt W. Zimmermann

In den ungarischen Zeitungen hat EU-Kommissar Johannes Hahn derzeit eine ganz gute Presse. Hahn sei «ein echtes politisches Mammut aus Brüssel», lobte ihn etwa das einflussreiche Nachrichtenmagazin Mandiner.

Nun muss man wissen, dass Mandiner zu den besonders regierungsnahen Medien Ungarns gehört. Das Blatt wird verlegt von Fidesz, der Mehrheitspartei von Premierminister Viktor Orbán.

Das Wohlwollen ist auf den ersten Blick erstaunlich. Denn der österreichische EU-Kommissar Johannes Hahn, in Brüssel für den Haushalt zuständig, gehört zu den scharfen Kritikern der ungarischen Regierung. Soeben überbrachte er ihr die Drohung, die EU werde Ungarn 7,5 Milliarden Euro streichen, die dem Land aus dem Kohäsionsfonds zustehen. Auch 6 Milliarden an versprochenen Corona-Hilfen sind eingefroren.

«Wir müssen davon ausgehen», begründete Hahn den Finanzstopp, «dass die EU-Gelder in Ungarn nicht ausreichend geschützt sind.» Auf Deutsch übersetzt: Es besteht ein hoher Verdacht auf Korruption.

Orbán sank in die Knie

Ungarn hat tatsächlich ein Problem mit seiner politisierten Vetternwirtschaft. Gelder aus Brüssel, etwa für Strassenbau oder Stromversorgung, enden verdächtig häufig bei Unternehmern, die Orbáns Fidesz-Partei oder dem Ministerpräsidenten selbst nahestehen. Firmen mit Verbindungen in die Politik, so zeigt die Statistik, haben eine zwei- bis dreimal so hohe Chance, bei öffentlichen Ausschreibungen den Zuschlag zu bekommen.

Nun ist Orbán aber nicht blöd. Er weiss, dass es Zeit für eine Wende ist, wenn er die Milliarden aus Brüssel retten will. Er sank darum vor EU-Kommissar Hahn in die Knie, oder tat

zumindest so, und kündete die sofortige Errichtung einer Anti-Korruptions-Behörde an. Zugleich ändert er im Eilverfahren Gesetze ab, um mehr Transparenz in politische und juristische Abläufe zu bringen.

Den spektakulärsten Kratzfuss aber inszenierten die Ungarn in Brüssel selbst. Als die 26 EU-Kommissare über die Sperre der EU-Gelder gegenüber Ungarn abstimmten, war das Resultat einhellig. 26:0. Auch der ungarische

es mit der Sperre der ungarischen EU-Gelder weitergehen.

Kommissar Hahn, 64-jährig, so wissen die Ungarn, passt nicht schlecht in diese Austria-Schablone. Er war als ÖVP-Mitglied in zwei Regierungen in Wien Wissenschafts- und Justizminister, bis er 2009 EU-Kommissar wurde. Hahn, der sich von allen «Gio» nennen lässt, gilt als machtbewusst, aber auch als wendig und eher phlegmatisch. Er pflegt einen Habitus als Bon vivant, den er mit Dreitagebart und häufigen Besuchen in Gourmetrestaurants unterstreicht.

Die Ungarn wissen das. Sie sind darum fleissig daran, dem Kommissar den bei Gourmets berühmten ungarischen Akazienhonig um den Stoppelbart zu schmieren.

Die Schweizer lernten Hahn beim Rahmenabkommen kennen, für das er auf EU-Seite verantwortlich war. Mit Bundesrat Ignazio Cassis traf er sich etwa im Zürcher Hotel «Savoy», inklusive ausgiebigem Mittagessen. Hahn markierte dabei den Machtpolitiker und schüchterte den unerfahrenen Cassis mit der Drohung ein, wenn man sich heute nicht einigt, dann breche er die Verhandlungen ab. Und zudem gehe sein Flugzeug schon am Nachmittag.

Cassis knickte dann in etlichen Punkten ein. Aber der Gesamtbundesrat beerdigte 2021 schliesslich das Rahmenabkommen.

Hahn sah kurz danach die Chance, sich dafür zu rächen. Die Europäische Volkspartei des EU-Parlaments, der auch Hahn angehört, formulierte eine «Freundschaftserklärung» an die Schweiz. Hahn versuchte hintenherum eine harte Haltung gegen die Schweiz in die Erklärung zu schmuggeln, scheiterte aber mit seinem Trick.



«Die österreichische Lösung»: Polit-Mammut Hahn.

sche Kommissar Olivér Várhelyi, zuständig für die EU-Erweiterung und ein enger Orbán-Vertrauter, sagte ja zur Sanktion gegen sein eigenes Land. Kommissar Hahn, der danebensass, war angetan.

Die Ungarn, seit der gemeinsamen Zeit in der habsburgischen Monarchie, wissen schon, wie österreichische Politiker funktionieren. Österreichische Politik besteht in der Regel darin, mit grossem Gestus allerlei Kampfansagen auszustossen und dann das Getöse mit einem wohlfeilen Kompromiss wieder abzufedern. Genauso, sagt sich Orbán, soll

Das passte in die Wahrnehmung Hahns. Er gilt als Talent der Schlaumeiereien. Seine ganze Karriere lang begleiteten ihn Untersuchungen, bei denen ihm Korruption und Schwindel vorgeworfen wurden.

Vor seinem Wechsel in die Regierung war Hahn 2003 Vorstandsvorsitzender des Wett- und Casinokonzerns Novomatic. «Novomatic zahlt alle», ist seitdem in Österreich zum geflügelten Wort geworden, weil das Unternehmen quer durch alle Parteien seinen Geldsegen auf die Politik niederprasseln liess, Hahn selbst kam wegen Manipulation bei Spielautomaten und Schwarzgeldzahlungen unter Beschuss. Hängen blieb letztlich nichts.

Tradition der Fragezeichen

Dann, Hahn war inzwischen Minister, wurde bekannt, dass seine Dissertation zu schönen Teilen ein Plagiat war. Wieder kam Hahn davon. Die Universität Wien beließ ihm die Doktorwürde, betonte aber, eine Arbeit wie diese «würde heute nicht mehr angenommen».

Auf europäischer Ebene hielt die Tradition der Fragezeichen an. Hahn, nun für den EU-Haushalt zuständig, musste sich einer Be-

Er pflegt einen Habitus als Bonvivant, den er mit Dreitagebart und Besuchen in Gourmetrestaurants unterstreicht.

fragung des Europaparlaments stellen. Es hatte sich herausgestellt, dass er grössere Aktienpakete von internationalen Unternehmen besass. Das EU-Parlament liess ihn ungeschoren davonkommen.

Der jüngste Fall kam Ende letzten Jahres. Die französische Libération publizierte Unterlagen, laut denen sich Hahn von einer Lobby europäischer Grossgrundbesitzer zu mindestens einer Jagdpartie hatte einladen lassen. Seine Freundin nahm er mit, unterliess es aber, die Teilnahme, wie zwingend gefordert, im EU-Transparenzregister anzugeben. «Korruptionsvorwürfe gegen Hahn», titelten Österreichs Blätter von den Salzburger Nachrichten bis zum Kurier aus Wien.

Das Europäische Amt für Betrugsbekämpfung leitete dann eine Untersuchung gegen Hahn wegen Korruption ein. Die Untersuchung schief bald wieder ein. Nicht sehr verwunderlich, denn das Europäische Amt für Betrugsbekämpfung untersteht EU-Kommissar Johannes Hahn.

Hahn ist ein alter Fuchs, mit schon ein paar Blessuren im Fell. Er weiss aus eigener Erfahrung, dass der Vorwurf der Korruption eine prächtige Allzweckwaffe ist.

Im Kampf Brüssels gegen Ungarn aber geht es nicht nur um Korruption. Länder wie Rumänien, Bulgarien und Griechenland sind in diesem Sündenregister mindestens so korrupt

wie Budapest. Das weitaus korrupteste Land in Europa ist die Ukraine, die schon bald edles EU-Mitglied werden soll.

Mit der Korruption in Rumänien, Bulgarien oder Griechenland hat die EU kein Problem. Auch in Ungarn geht es denn nur scheinbar um Fragen der Käuflichkeit. In Wirklichkeit ist es eine Straffaktion gegen Viktor Orbán. Er ist ungenügend im Fach Betragen und muss darum von den Schulmeistern in Brüssel erzo-gen werden.

Orbán, anders als die stets brav nickenden Regierungen in Rumänien, Bulgarien oder Griechenland, widersetzt sich der Doktrin der EU. Er findet Migranten nicht so toll, er findet sexuelle Diversität nicht so toll, er findet den Islam nicht so toll, er findet die Energie-sanktionen gegen Russland nicht so toll, und er findet den Zentralismus der EU nicht so toll.

Dennoch stehen die Chancen Ungarns nicht so schlecht, die Finanzblockade aus Brüssel doch noch abzuwehren. Denn Orbán hat seine Verbündeten. Bereits kündete Polens Premier Mateusz Morawiecki an, er werde sich «mit aller Kraft» gegen die Bestrafung Ungarns wehren. Auch die Freunde aus der Visegrád-Gruppe, aus Tschechien und der Slowakei, können im Notfall zur Stelle sein. Und mit der kommenden Premierministerin Giorgia Meloni hat in Italien nun eine alte Kameradin von Orbán das Sagen. Er gibt unzählige gemeinsame Selfies der beiden.

Flötentöne nach Budapest

EU-Kommissar Hahn, der erfahrene Profi, weiss das natürlich auch. Bereits hat er darum erste Flötentöne nach Budapest geschickt, dass dort ernsthafte Reformen angepackt würden. «In Ungarn gibt es bedeutende Fortschritte», rühmte Hahn, und das sei ein «Game-Changer». Orbáns Seite flötete zurück, Hahn sei ein «echtes politisches Mammut» und die Gespräche mit ihm und der EU seien «sehr konstruktiv».

Ein wohlfeiler Kompromiss, bei dem niemand das Gesicht verliert und bei dem sich hinterher beide Seiten als Sieger präsentieren können. Dafür gibt es im Heimatland von Johannes Hahn einen treffenden Ausdruck, Man nennt es «die österreichische Lösung».



INSIDE WASHINGTON

Die Nase voll von Trump

«Wird uns niemand von diesem turbulenten Trump befreien?» Es gibt zwar keine direkten Beweise dafür, dass der Vorsitzende der Fox Corporation, Rupert Murdoch, dieses shakespearesche Klagelied jemals geäussert hat, aber sein Medienimperium scheint des ehemaligen Präsidenten Donald J. Trump überdrüssig zu sein. Letzte Woche griff dieser auf seiner Social-Media-Plattform Truth Social den Minderheitenführer der Republikaner im Senat, Mitch McConnell, an.

Trump beschuldigte seinen Erzfeind, mit den ausgabefreudigen Demokraten zusammenzuarbeiten, weil McConnell «Donald J. Trump hasst» oder «bereit ist, das Land mit ihm untergehen zu lassen». Wie auch immer, Trump zeterte: «Er hat einen Todeswunsch.»

Die Redaktion des Murdoch-eigenen *Wall Street Journal* griff zur Feder, um den Wutausbruch als «selbst für Mr Trumps Verhältnisse hässlich» zu verurteilen. «Es ist nur allzu leicht vorstellbar, dass ein Fanatiker Herrn Trump ernst und wörtlich nimmt und versucht, Herrn McConnell zu töten», erklärten die tadelnden Journalisten.

Die *New York Post* – auch sie Teil des Murdoch-Imperiums – spottete derweil: «Der Ex-Präsident ist glücklich, als Handlanger der Demokraten zu dienen, solange es ihm die Schlagzeilen bringt, nach denen er sich sehnt.» Die *Post* stellt fest, dass die Demokraten Millionen für die Trump-Show ausgegeben haben, um die Wähler bei den Zwischenwahlen von ihrer eigenen glanzlosen Leistung abzulenken.

Die rechten Meinungsmacher sind bereit, den «Make America Great Again»-Meister über Bord zu werfen und sich dem Sonnenscheinkind, Floridas Gouverneur Ron DeSantis, zuzuwenden. Darin sind sich Trump und seine Kritiker einig.

Amy Holmes

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon +41 43 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



Viren, Nazis, Männer, Krieger

Heute ein Ranking. Die grössten Verschwörungstheoretiker unter den Schweizer Journalisten.



Verschwörungstheorien sind in den Medien der grosse Trend der Gegenwart. Wir stellen die vier erfolgreichsten Vertreter vor.

Überall nur Viren: Marc Brupbacher, *Tages-Anzeiger*. Als es in der Schweiz im Frühling ein paar Fälle von Affenpocken gab, blühte Marc Brupbacher auf. «Das wird eine grösse-re Geschichte», jubelte der Ressortleiter beim *Tages-Anzeiger*. Brupbacher, das führende Ein-Mann-Panikorchester bei Corona, bekam eine zweite Trompete in die Hand.

Mit den Affenpocken wurde es dann nichts, und so kehrte Brupbacher zu seinem alten Weltuntergangs-Szenario von Corona zurück. «Ansturm auf die Notfallpraxen» schrieb er zuletzt. Und «Versorgungskollaps» und «Rekord-Übersterblichkeit» und «Herbstwelle beginnt». Alle anderen hatten davon wenig bemerkt.

Und wer ist schuld, dass wir alle an Corona zugrunde gehen, obwohl man das hätte verhindern können? Es ist eine Verschwörung im Bundesrat, der gezielt auf unseren Tod hinarbeitet. Denn der Bundesrat, so Brupbacher, ist «komplett übergeschnappt».

Überall nur Nazis: Fabian Eberhard, *Blick*. Im Toggenburg steigt ein «Nazi-Konzert». In Birsfelden lebt ein «Nazi-Rentner». In der Nähe von Uster gibt es ein «Nazi-Tattoo-Studio». In den SBB patrouilliert ein «Nazi-Polizist». Und in Basel boxt ein «Nazi-Boxer».

Wenn Fabian Eberhard, der «Recherche-Chef» bei der Blick-Gruppe, am Morgen aufsteht, dann denkt er zuerst an Nazis. Seine letzten Gedanken vor dem Einschlafen sind Nazis.

Eberhard bezieht seine Informationen über die überall lauernenden Nazis gern von der links-extremistischen Antifa-Bewegung. Denn die Antifa, sagt er, arbeite «sauberer als gewisse Journalisten in der Schweiz». Die «gewissen Journalisten» sind natürlich jene, die nicht von morgens bis abends die Nazis jagen.

Und wer ist schuld an dieser endlosen Nazi-Schwemme? Im *Sonntagsblick* lasen wir zu einem Eberhard-Artikel die Erklärung. «Im Umgang mit Nazis» gibt es eine breit angelegte Verschwörung von ganz oben. Wörtlich: «Behörden und Politik haben diese Bedrohung auf die leichte Schulter genommen.»

Überall nur Frauenfeinde: Patrizia Laeri, Finanzjournalistin. Vor ein paar Wochen wurde der Swiss Diversity Award verliehen. Unter den Gewinnern, sorry, den Gewinnenden, war natürlich Patrizia Laeri.

Laeri, als TV-Moderatorin bekannt geworden, hat aus der ältesten Verschwörungstheorie der Neuzeit ein Geschäftsmodell gemacht. Es ist

All diese Lügenblätter, so Ryser, erzeugen «ein Grundrauschen der Desinformation».

die These, dass Männer nichts anderes im Sinne haben, als die Frauen an die Wand zu drücken. Laeri ist der bekannteste Lautsprecher dieser Theorie. Wenn zum Beispiel die Sendung «Benissimo» mit dem männlichen Bernard Thurnheer wieder ins TV-Programm kommt, findet Laeri das «Penissimo».

Laeri hat sich auf die These spezialisiert, dass Frauen vor allem in der Wirtschaft ständige Opfer sind. Sie leiden unter «männlichen Kapitalgebern». Sie leiden unter dem «Pay-Gap». Sie leiden unter «Männer-Konzernen». Und sie leiden auch beim Lesen, denn Journalismus ist «in Männerhand».

Laeri hat ein eigenes Finanzportal gestartet, mit drei eigenen Finanzprodukten. Bleibt nur die Frage: Wie kann eine Frau in einer Wirtschaft, die alle Frauen unterdrückt, nur so erfolgreich sein?

Überall nur Krieger: Daniel Ryser, *Republik*. Daniel Ryser, Reporter beim linken Online-Magazin, ist derzeit auf Schweiz-Tournee, zuletzt in Luzern. Dort erklärt er den Zuhörern, wer die «Infokrieger» sind. Den Ausdruck benutzt er unablässig, um damit eine rechtslastige Weltverschwörung aufzuzeigen.

Die Infokrieger sind ein «ganzes mediales Ökosystem», so Ryser, und sie sind gemeinsam auf «einer Reise ans Ende der Demokratie». Das Ende der Demokratie ist darum nah, weil die Infokrieger etwas anderes schreiben, als in den linken und linksliberalen Mainstream-Medien steht. Zum Clan der Übeltäter gehören kleinere Anbieter wie der *Nebelspalter*, *Schweizer Monat* und *Die Ostschweiz* bis hin zu grösseren Blättern wie *Weltwoche*, *NZZ* und *Sonntagszeitung*. All diese Lügenblätter, so Ryser, erzeugen verschworen «ein Grundrauschen der Desinformation». Angeleitet werden sie von fern von Donald Trump.

Ryser, als er weniger verwirrt war, war einmal «Journalist des Jahres». Nun ist er «Verschwörungstheoretiker des Jahres».

Land der Gräben und Grenzen

Der Röstigraben bleibt die faszinierendste Kulturgrenze der Schweiz. Jetzt ist er neu zu besichtigen.

Christophe Büchi

Lausanne

Gespenster sterben nicht, sie verstecken sich nur. So verhält es sich auch mit dem berühmten Röstigraben. In den vergangenen Jahren hatte man das Gefühl, die ominöse Kluft zwischen deutscher und welscher Schweiz sei mehr oder weniger vergessen. Seit nur noch eine kleine Minderheit der Romands von einem Beitritt der Schweiz zur EU träumt und auch andere umstrittene Fragen wie das Frühfranzösisch in den Deutschschweizer Primarschulen nicht mehr für heisse Köpfe sorgen, konnte man annehmen, dass die Grabenkämpfe an der Röstifront weitgehend der Vergangenheit angehören. Auch kam es bei den eidgenössischen Abstimmungen der letzten Jahre nur in wenigen Fällen zu drastischen Abweichungen zwischen deutscher und welscher Mehrheit (die Gripen-Abstimmung gehörte zu den Ausnahmen).

Frankenfüssler gegen Guldenfüssler

Vorletzten Sonntag war es aber wieder so weit. Bei der Abstimmung über das Rentenalter 65 für Frauen stimmten alle welschen Kantone – zudem die Stände Tessin, Schaffhausen und Solothurn – dagegen, die übrigen Kantone dafür. Eine knappe Mehrheit von 50,6 Prozent der Stimmbürger verhalf der Vorlage über die Hürde. Dass die lateinische Schweiz in die Minderheit versetzt wurde, kam eigentlich kaum überraschend: Bereits bei früheren AHV-Abstimmungen waren die Abweichungen erheblich. Überraschender war aber, dass der Röstigraben, anders als dies früher sicher der Fall gewesen wäre, von den welschen Medien nach einem kurzen Aufschrei kaum thematisiert wurde.

Es sieht ganz so aus, als ob Divergenzen zwischen deutscher und welscher Schweiz sogar in der Romandie, angesichts von dringenden Fragen wie der Gleichheit zwischen den Geschlechtern und der Woke-Bewegung, nur noch ein zerstreutes Interesse fänden. Sehr rasch ging auch die unterlegene Linke über das Thema hinweg. Die bernische SP-Nationalrätin Tamar Funciello macht lieber gegen «reiche alte

weisse Männer» mobil: Ein Geschlechter- und Generationengraben wird jetzt bewirtschaftet. Dies entspricht einer Konstante der Schweizer Geschichte: Ein Graben schüttet den anderen zu. So, wie der Sprachengraben 1918 vom «sozialen Graben» verdrängt wurde, so scheinen heute neue Konfliktlinien die sprachregionalen Divergenzen vergessen zu lassen.

Dabei sind die Spannungen zwischen Sprachregionen so alt wie der 1848 gegründete Schweizer Bundesstaat. Erste Konflikte traten gleich nach der Verabschiedung der Bundesverfassung

«Ich bin auf vielen deutschen Universitäten herumgerutscht und nicht germanisiert worden».

auf. Diese sah die Schaffung einer einheitlichen Schweizer Währung vor. Als es um die Umsetzung der neuen Verfassungsnorm ging, richtete sich eine Mehrheit der Deutschschweizer nach dem (auf dem Sechzersystem beruhenden) Guldensystem Süddeutschlands aus, während die Romands nach Frankreich blickten und den (auf dem Dezimalsystem basierenden) Franken einführen wollten. Unterstützt wurden sie dabei von den Baslern, besonders vom einflussreichen Bankherrn Johann Jakob Speiser. Die «Frankenfüssler» behielten gegenüber den «Guldenfüsslern» die Oberhand – mit dem Resultat, dass die Frankenwährung, die in den EULändern dem Euro inzwischen gewichen ist, nur noch in der Schweiz überlebt.

Bei der Vereinheitlichung der Masse und Gewichte, die ebenfalls von der Bundesverfassung vorgesehen war, mussten die Romands hingegen eine Niederlage einstecken. Sie wollten die in der Französischen Revolution erfundenen Masseneinheiten – Meter, Kilometer, Kilogramm – auf nationaler Ebene zur Norm machen. Die Mehrheit der Deutschschweizer hingegen wünschte bei den alten Massen – Fuss, Mass, Pfund – zu bleiben. Und diesmal hatten die Romands das Nachsehen. Es wurde den Kantonen überlassen, welche Normen bei ihnen gelten sollten. Erst nach der Totalrevision der Bundesverfassung

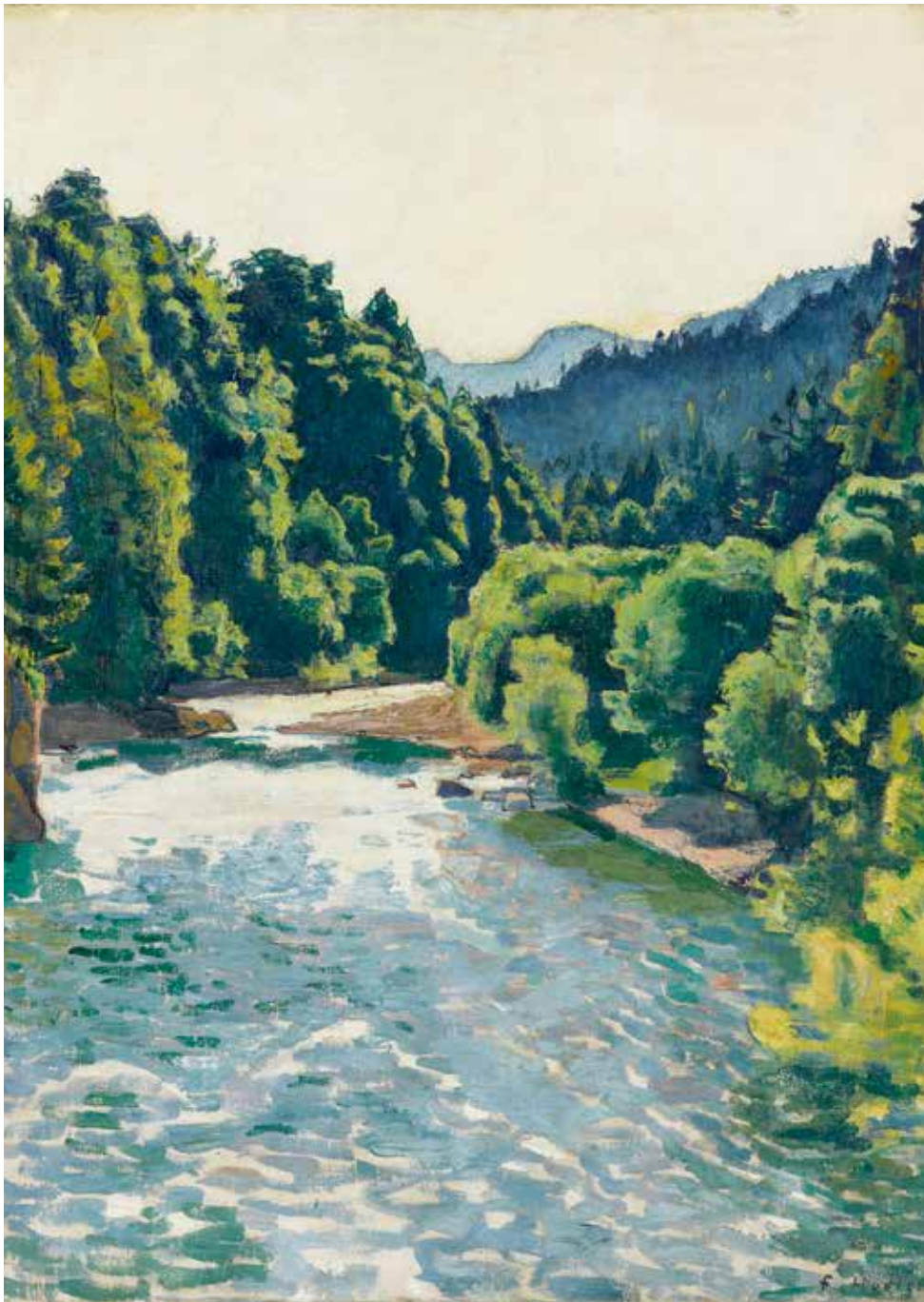
im Jahr 1874 wurde in der ganzen Schweiz das revolutionäre Metermass landesweit für obligatorisch erklärt.

In den ersten Jahren des Bundesstaates kam es zu einem weiteren Streit zwischen Romands und Deutschschweizern. Die Bundesverfassung hatte nämlich den Bund «befugt», eine Landesuniversität, ein Polytechnikum und ein nationales Lehrerseminar zu gründen, um die Bildung einer eidgenössisch fühlenden Elite zu begünstigen. Als es aber darum ging, die Forderung umzusetzen, ging das Theater los. Vorgesehen war, die Landesuniversität an Zürich zu vergeben, das bei der Wahl der Bundesstadt gegenüber Bern unterlegen war. Doch 1849 kam es in der Westschweiz zu einer Protestbewegung. Zürich sei zu weit entfernt, war ein Argument; auch Ängste vor einer «Germanisierung» spielten eine Rolle. Der freisinnige Waadtländer Bundesrat Henri Druey, der in Deutschland studiert hatte, versuchte das Projekt zu retten: «Ich bin auf vielen deutschen Universitäten herumgerutscht und nicht germanisiert worden», erklärte er. Aber auch er konnte seine Landsleute nicht beruhigen.

Bundesgericht als Geschenk

Schliesslich zog die Bundesversammlung die Vorlage zurück. In einem Brief wettete der Zürcher Schriftsteller Gottfried Keller, die Idee einer schweizerischen Universität habe nach harten Kämpfen Fiasko gemacht: «Die Welschen stemmten sich mit aller undisziplinierten Wildheit des Romanismus gegen diesen Vorposten germanischer Kultur.» Auch das nationale Lehrerseminar wurde fallengelassen; man begnügte sich schliesslich mit einer Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Und so wurde die ETH Zürich 1855 gegründet. Mehr als ein Jahrhundert später, im Jahr 1969, wurde das Lausanner Technikum seinerseits zur ETH Lausanne erhoben und den Romands damit ein Gegengeschenk gemacht – ein klassisches Beispiel schweizerischer Konfliktbewältigung.

Nach den Wirren um die Landesuniversität kam es zu neuen Konflikten zwischen födera-



Geografisches Gespenst: Ferdinand Hodlers «Saane» (1907).

listisch gesinnten Romands und neuerungs-freudigen Freisinnigen, die sich vor allem, wenn auch nicht ausschliesslich, aus den Deutschschweizer Kantonen rekrutierten. Der reformerische Flügel des Freisinns wollte den noch stark kantonal gekammerten Bundesstaat stärker vereinheitlichen und «zentralisieren». Der Ruf nach einer Totalrevision der Bundesverfassung kam auf. Nach langem Hin und Her gelangte 1872 unter dem Motto «Ein Recht – eine Armee» eine revidierte Bundesverfassung zur Volksabstimmung.

Diese Vorlage rief erneut die Westschweizer Föderalisten auf den Plan. Zusammen mit den Katholisch-Konservativen in den früheren Sonderbundskantonen traten sie gegen die neue Bundesverfassung an. Ihr Schulterschluss war

entscheidend: Die Neufassung der Bundesverfassung wurde schonungslos bachab geschickt.

Danach reifte in der liberal-radikalen Elite die Erkenntnis, dass man die liberalen und reformierten Westschweizer Kantone ins Boot holen müsse, um einen neuen Schiffbruch zu vermeiden. «Il nous faut les Welsches», brachten es die *Basler Nachrichten* auf den Punkt. Ein neuer Verfassungsentwurf wurde ausgearbeitet, der den Föderalisten weit entgegenkam.

Man verzichtete auf die weitgehende Rechtsangleichung wie auch auf eine vollständige Zentralisierung der Armee. Und diesmal klappte es: Im April 1874 wurde die revidierte Bundesverfassung nicht zuletzt dank dem Sukkurs der Kantone Genf, Waadt und Neuenburg klar an-

genommen. Die Romandie bekam noch ein zusätzliches Geschenk: Das Bundesgericht, das zum ständigen Gerichtshof erhoben worden war, kam nach Lausanne.

Damit hatte man sich aber der aufmüppigen Romands nicht endgültig entledigt. Im Gegenteil: Mit der neuen Verfassung wurde auch das fakultative Gesetzesreferendum eingeführt. Mit 50 000 Unterschriften konnte künftig eine Volksabstimmung über ein eidgenössisches Gesetz erzwungen werden. Dieses Instrument

Welsche Föderalisten packten gegen den «Schulvogt» die Armbrust aus.

gab den Westschweizer Föderalisten ein effizientes Druckmittel in die Hand. Und in der Tat machten sie sich im Verein mit den Katholisch-Konservativen daran, den «Zentralisten» in Bundesbern auch weiterhin das Leben schwerzumachen.

Einen spektakulären Coup landeten sie 1882. Damals wollte der Bundesrat das Amt eines eidgenössischen Schulsekretärs schaffen, nicht zuletzt, um den katholisch-konservativen Kantonen auf die Finger zu sehen. Doch Konservative und welsche Föderalisten packten gegen den «Schulvogt», wie der geplante Schulsekretär propagandistisch genial titulierte, die Armbrust aus und reichten das Referendum ein. Und die Vorlage wurde hochkant abgelehnt.

Die schlechteste Zeit

Mehr noch war es um die Jahrhundertwende aber die Militärpolitik, die die Deutschschweiz und die Romandie spaltete. Freisinnige und Linksliberale wollten das ganze Heerwesen dem Bund anheimstellen: Die Schweiz sollte sich als stolze und verteidigungsbereite Nation zeigen. Unterstützt wurden sie nicht zuletzt von Offizieren aus dem Lager der «Neuen Richtung» um den Waffenchef der Kavallerie und späteren General Ulrich Wille, der sich anschickte, die Schweizer Soldaten nach preussischem Vorbild zu erziehen. Willes Urgrossvater war aus dem noch preussischen Neuenburg nach Deutschland ausgewandert; hier wurde der typische Neuenburger Name «Vuille» in ein schopenhauerianisches «Wille» umgewandelt. Ulrich Wille war mit einer Clara von Bismarck aus dem württembergischen Adelsgeschlecht verheiratet und unterhielt enge Bande zu Deutschland.

1895 lag nach langen Querelen eine Neufassung des Militärartikels der Bundesverfassung vor, mit dem das Heerwesen zur Bundessache erklärt werden sollte. Die Kantone wären ihres Rechts enthoben worden, eigene Truppen aufzustellen und deren Offiziere zu bestimmen. Die Vorlage rief jedoch den Widerstand von Föderalisten, Konservativen, Linken und Antimilitaristen auf den Plan, nicht zuletzt

in der Westschweiz. Und im November 1895 wurde sie haushoch verworfen. Erst 1907 beendeten die Schweizer Stimmbürger mit der Annahme einer moderaten neuen Militärordnung den Konflikt, aber erneut gegen grossen Widerstand in der Romandie. Die Spannungen zwischen den Sprachgruppen sind, wie man sieht, alt; akut werden sie in der Regel aber nur, wenn ideologische Konfliktlinien mit den sprachlichen zusammenfallen.

In der Eisenbahnpolitik standen lange Zeit die Anhänger des Gotthards, die sich vor allem in Zürich, in der Ostschweiz und in der Zentralschweiz befanden, mit Berner und Westschweizer «Simplonisten» im Dauerstreit. Als 1912 der revidierte Gotthardvertrag, der dem Deutschen Reich und Italien auf der nationalisierten Gotthardstrecke eine Meistbegünstigung einräumte, vor die Bundesversammlung kam, lief in der Westschweiz eine Protestaktion gegen diesen «Ausverkauf der Schweizer Interessen». Im Parlament gerieten Deutschschweizer Gotthardvertreter und welsche Kritiker aneinander. Damals kam auch das

Erst als sich das Kriegsglück wendete, war es mit der Germanophilie in der Deutschschweiz vorbei.

Schlagwort vom «Sprachengraben» auf. Von einem Röstigraben war allerdings noch nicht die Rede. Der sollte erst viel später auftauchen.

Die schlechteste Zeit für die Beziehungen zwischen deutscher und welscher Schweiz begann mit dem Ersten Weltkrieg. Bereits bei der Wahl des Schweizer Oberbefehlshabers traten die Gegensätze zutage, weil sich die Romands in der Bundesversammlung einer Wahl des deutschfreundlichen Ulrich Wille widersetzen – und unterlagen.

Bei Kriegsbeginn ergriff ein ansehnlicher Teil der Deutschschweizer Presse vehement Partei für die Mittelmächte, die Mehrheit der Romands für die französisch-britische Entente, auch wenn die Linien nicht immer genau der Sprachgrenze entlangliefen. Denn ein Teil der Deutschschweizer Linken sympathisierte mit dem republikanischen Frankreich, während es in dem einst preussischen Neuenburg durchaus Sympathien für das Deutsche Reich gab.

Schwarzer Tag der Frohnatur

Erst als sich das Kriegsglück zugunsten der Entente wendete, war es mit der Germanophilie in der Deutschschweiz vorbei. Im letzten Kriegsjahr sorgte dann der «soziale Graben» dafür, dass der Sprachengraben weitgehend vergessen wurde. Allerdings war der Sprachenkonflikt selbst noch beim Generalstreik im November 1918 unterschwellig präsent, denn das Oltener Aktionskomitee wurde selbst in der welschen



Arbeiterbewegung als deutschlastig kritisiert. «Le Soviet d’Olten travaille pour les Boches», brachte eine welsche Zeitung das welsche Misstrauen auf den Punkt.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wollte man es besser machen: Mit der Wahl des Waadtländer Korpskommandanten Henri Guisan zum General bereitete die Bundesversammlung den Romands gleich zu Beginn eine grosse Freude. Der elegante General wurde danach auch in der Deutschschweiz sehr populär, und die Weltkriegszeit verlief ohne wesentliche sprachregionale Spannungen.

Erst in den 1970er Jahren kehrte der Sprachengraben wieder ins allgemeine Bewusstsein zurück, wobei das Schlagwort jetzt in ironischer Brechung zum Röstigraben mutierte. Ein mit dem Jurakonflikt erwachtes frankofones Minderheitsbewusstsein, aber auch die 1974 ausgebrochene Wirtschaftskrise führten bei einem Teil der Romands zu Malaise, Kolonisationsängsten und Protest gegen die Deutschschweizer Dominanz, ja einen «alemanischen Imperialismus».

Mitte der 1980er Jahre rückte das Verhältnis der Schweiz zur Europäischen Union in den Mittelpunkt der eidgenössischen Politik und trieb einen Keil zwischen die Sprachgruppen. Ein ansehnlicher Teil der welschen Politik und Öffentlichkeit, von EU-freundlichen Medien vor sich hergetrieben, begeisterte sich immer mehr für das durch François Mitterrand und Jacques Delors verkörperte EU-Projekt, während sich die SVP unter der energischen Führung des Zürcher SVP-Nationalrats Christoph Blocher zu einem Sammelbecken der EU-Gegner wandelte.

Die Ablehnung eines Beitritts der Schweiz zum EWR (Europäischer Wirtschaftsraum) am 6. Dezember 1992 markiert in der Geschichte der Beziehungen zwischen der deutschen und der welschen Schweiz einen Tiefpunkt. Die wuchtige welsche Ja-Mehrheit, verstärkt durch die Zustimmung der beiden Basel, wurde von einer knappen Deutschschweizer Nein-Mehrheit und einer eigentlichen Tessiner Verweigerungsfront überstimmt, so dass der EU-freundliche Waadtländer FDP-

Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz, sonst eher eine Frohnatur, am Abstimmungssonntag einen «schwarzen Tag» beklagte. Wochenlang wurde das welsche Malaise besprochen, bedauert – und schliesslich vergessen.

Seit der Jahrtausendwende herrschte weitgehend Ruhe an der Röstigraben-Front. In der EU-Politik wurde dank den bilateralen Verträgen ein mittlerer Weg zwischen Annäherung und Alleingang begangen, der in der Romandie wie auch in der übrigen Schweiz in den Volksabstimmungen regelmässig eine Mehrheit fand. Zudem erlebte die Westschweiz einen wirtschaftlichen Aufschwung, so dass die alten Klagen über das Deutschschweizer Diktat und über eine Dominanz des «Goldenen Dreiecks» um Zürich nicht mehr auf grosses Echo stossen.

1.-August-Reden und Klagelieder

Das Schlagwort Röstigraben, einst ein Evergreen, ist verwelkt – keine Frage. Die eidgenössischen Abstimmungen förderten seither in der Regel nur geringfügige Abweichungen zwischen Deutschschweizer und welscher Mehrheit zutage. Markante Ausnahmen gab es jedoch in drei Politikfeldern: Sozialpolitik und Service public, Sicherheit und Militärpolitik, Ausland- und Ausländerpolitik. Doch in den meisten Fällen standen ganz andere Konfliktlinien im Vordergrund, vor allem der sozio-ökonomische Graben, der Stadt-Land-Graben und die wachsende Kluft zwischen einer internationalistischen und integrationsfreudigen Schweiz und einem die nationale Souveränität hochhaltenden Lager.

Und jetzt also der «Geschlechtergraben». Wird das Gespenst Röstigraben wieder in einem Turmverlies verschwinden? Es ist anzunehmen. Aber ganz abschreiben sollte man es nicht. Sozialpolitik, Ausländerpolitik, Militärpolitik werden wohl auch in den nächsten Jahren regelmässig zu Divergenzen zwischen der Deutschschweiz und der lateinischen Schweiz führen.

Ist das schlimm? Eigentlich nicht. Man sollte nicht in 1.-August-Reden die kulturelle Vielfalt der mehrsprachigen Schweiz loben – und jedes Mal, wenn sich die Vielfalt konkret manifestiert, ein Klagelied anstimmen.

Christophe Büchi berichtet seit langem für Deutschschweizer Medien aus der Romandie. Von ihm stammt das Standardwerk «Röstigraben. Das Verhältnis zwischen deutscher und welscher Schweiz» (NZZ Libro). Das Buch ist 2015 in einer überarbeiteten französischsprachigen Version unter dem Titel «Mariage de raison» bei Editions Zoé erschienen. Eine deutschsprachige Neufassung steht noch aus.

Geheiligte Kuh

Wie «unparteiisch» darf man im Angesicht der Unmoral sein?



Die *Weltwoche*, die ich wegen ihres breiten inhaltlichen Spektrums und ihrer Widerständigkeit zu den Moden des Zeitgeistes grundsätzlich sehr schätze, hat sich seit Russlands Überfall auf die Ukraine am 24. Februar alle Mühe gegeben, in ihrer Berichterstattung und in den Kommentaren, denen sie Raum gab, eine «neutrale» Einerseits-andererseits-Position einzunehmen. Dabei hat die Redaktion offenbar aus den Augen verloren, dass es in moralischen Kernfragen ein Einerseits-andererseits nicht geben kann und auch nicht geben darf.

Selbstverständlich wird durch einen gewalttätigen Überfall das Opfer nicht in allen Aspekten seines Wesens zum Heiligen, und der Gewalttäter muss trotz seiner Gewalttat nicht in allen Aspekten seiner Person ein Erzbösewicht sein. Das gilt analog auch für Völker und Staaten.

Die Ukraine ist nicht nur bewohnt von Heiligen und lupenreinen Demokraten, und die Misswirtschaft jahrzehntelanger Korruption darf auch nicht unerwähnt bleiben. Umgekehrt besteht Russland nicht nur aus kleptokratischen Oligarchen und einem aggressiven Diktator mit faschistischen Zügen. Das russische Volk unter Putin befindet sich in einer ähnlichen Lage wie vor achtzig Jahren das deutsche Volk unter Hitler: Hin- und hergerissen zwischen Vaterlandsliebe, Opportunismus und persönlichem Überlebenswillen, vertraut die Mehrheit der politischen Führung, macht alles mit und hofft vage, dass es gut ausgeht. Im Fall der Nazi-diktatur ging es nicht gut aus, Millionen Deutsche mussten sich ab 1945 fragen, welche Schuld sie persönlich auf sich geladen hatten. Die späten Folgen merken wir in Deutschland bis heute.

Für Putins Russland wird der Überfall auf die Ukraine auch nicht gut ausgehen, und Millionen Russen werden sich viele Jahrzehnte lang fragen müssen, wie es geschehen konnte, dass sich das Land nur wenige Jahre nach der Befreiung vom Kommunismus in Wladimir Putins kleptokratische Diktatur verstrickte und dem Aggressionskurs gegen die souveräne Ukraine mehr oder weniger willenlos folgte.

Die Sowjetunion wurde durch den Unionsvertrag von Ende 1991 wirksam aufgelöst, alle Unionsstaaten erkannten ihre Grenzen gegenseitig an und wurden souveräne Objekte des Völkerrechts. Die territoriale Integrität und Souveränität der Ukraine wurde von Russland erneut 1994 garantiert, als die Ukraine all ihre Atomwaffen an Russland abgab.

Die Stabilität der europäischen Friedensordnung steht und fällt damit, dass alle Staaten ihre Grenzen gegenseitig als unverletzlich anerkennen. Nach dem blutigen Zerfall Jugoslawiens ist nun in dieser Hinsicht allein Russland der Störenfried, und ein besonders gewalttätiger dazu. Im Ukraine-Krieg gibt es jetzt auch nur noch einen denkbaren «Kompromiss», nämlich dass Russland sich im Verhältnis zur Ukraine vollständig auf die Grenzen des Unionsvertrags von 1991 zurückzieht. Bis das erreicht ist, wird die Ukraine weiterkämpfen und dabei mit westlichen Waffenlieferungen unterstützt werden.

Selbstverständlich stellt niemand im Westen das Existenzrecht Russlands in den Grenzen von 1991 in Frage. Aber wahrscheinlich werden sich die Russen eine neue Führung suchen

müssen, wenn sie bald Frieden wollen. Sobald die Russen Putin und seine kleptokratische Verbrecherbande von den Schalthebeln der Macht entfernt haben, können sie sich endlich darauf konzentrieren, das Wohlstandspotenzial ihres Landes zu entfesseln.

Wirtschaftlich brach die grosse Zeit Deutschlands und Japans erst nach 1945 an, als sie aufgrund ihres militärischen und moralischen Zusammenbruchs gezwungen waren, von ihren imperialen Träumen auf immer Abschied zu nehmen und sich auf ihre inneren Stärken zu besinnen. Die notwendige vollständige Niederlage Russlands im Ukraine-Krieg wird nicht das Ende der russischen Geschichte sein, sondern ihr verheissungsvoller Neubeginn als friedlicher Vielvölkerstaat und Brücke zwischen Asien und Europa. Bis zur vollständigen Befreiung der Ukraine ist es die Aufgabe der Medien, möglichst objektiv über den Verlauf des Konflikts zu berichten, aber das schliesst die moralische Parteinahme für den Überfallenen und gegen den Aggressor nicht aus, sondern erfordert sie geradezu.

Die geheiligte Schweizer Neutralität ist das historisch überkommene Privileg eines kleinen Bergvolks im Windschatten der Weltgeschichte. In den Zeitläuften nach Napoleon war sie für die Schweiz eine kluge Wahl. Aber politische Neutralität sollte nicht unnötig moralisch überhöht werden. Aussenpolitisch gesehen, ist mein Respekt für die künftigen Nato-Mitglieder Schweden und Finnland deutlich ausgeprägter. Sie haben jedenfalls Neutralität nicht in den Rang einer heiligen Kuh erhoben, sondern verantwortungsethisch richtig gehandelt, indem sie eindeutig Stellung bezogen haben.

«Es wird nie wieder so sein wie früher»

Am 30. September verkündete Russlands Präsident die Annexion ukrainischer Gebiete. In seiner Rede an das russische Volk rechnete er mit dem Westen ab. Hier dokumentieren wir dieses Ereignis der Zeitgeschichte in gekürzter Form.

Wie Sie wissen, haben in den Volksrepubliken Donezk und Luhansk sowie in den Regionen Saporischschja und Cherson Volksabstimmungen stattgefunden. Die Stimmzettel sind ausgezählt und die Ergebnisse bekanntgegeben worden. Das Volk hat eine eindeutige Entscheidung getroffen.

Wir fordern das Kiewer Regime auf, sofort alle Kampfhandlungen und Feindseligkeiten einzustellen, den Krieg, den es 2014 entfesselte, zu beenden und an den Verhandlungstisch zurückzukehren. [...] Aber die Entscheidung der Menschen in Donezk, Luhansk, Saporischschja und Cherson steht nicht zur Debatte. Die Entscheidung ist gefallen, und Russland wird sie nicht betrügen.

Wir werden unser Land mit allen uns zur Verfügung stehenden Kräften und Mitteln verteidigen, und wir werden alles tun, um die Sicherheit unseres Volkes zu gewährleisten.

Als die Sowjetunion zusammenbrach, beschloss der Westen, dass die Welt und wir uns alle dauerhaft seinem Diktat unterwerfen sollten. 1991 dachte der Westen, Russland würde sich nach solchen Erschütterungen nie wieder erheben und von selbst in sich zusammenfallen. Das wäre auch fast passiert. Wir erinnern uns an die furchtbaren 1990er Jahre, an Hunger, Kälte und Hoffnungslosigkeit. Aber Russland blieb aufrecht, wurde lebendig, wurde stärker und nahm seinen rechtmässigen Platz in der Welt ein.

Der Westen ist bereit, jede Grenze zu überschreiten, um das neokoloniale System aufrechtzuerhalten, das es ihm erlaubt, von der Welt zu leben, sie dank der Vorherrschaft des Dollars und seiner Technologie auszuplündern, einen regelrechten Tribut von der Menschheit zu kassieren, ihre wichtigste Quelle unverdienten Wohlstands, die an den Hegemonen gezahlte Miete, abzuschöpfen. [...] Für ihn ist es von entscheidender Bedeutung, alle Länder zu zwingen, ihre Souveränität an die Vereinigten Staaten abzutreten.

In einigen Ländern erklären sich die herrschenden Eliten freiwillig dazu bereit, werden freiwillig zu Vasallen; andere werden be-

stochen oder eingeschüchtert. Und wenn das nicht funktioniert, zerstören sie ganze Staaten und hinterlassen humanitäre Katastrophen, Verwüstungen, Ruinen, Millionen von zerstörten und verstümmelten Menschenleben, terroristische Enklaven, soziale Katastrophengebiete, Protektorate, Kolonien und Halbkolonien. Das interessiert sie nicht. Alles, was sie interessiert, ist ihr eigener Vorteil.

Ich möchte Sie daran erinnern, dass in der Vergangenheit Ambitionen auf die Weltherrschaft immer wieder am Mut und an der Widerstandsfähigkeit unseres Volkes gescheitert sind. Russland wird immer Russland sein. Wir werden weiterhin unsere Werte und unser Vaterland verteidigen.

Der Westen setzt [...] darauf, dass er mit allem davonkommt. [...] Strategische Sicherheitsvereinbarungen wurden aufgekündigt; auf höchster politischer Ebene getroffene Vereinbarungen wurden als Lügenmärchen deklariert; feste Versprechen, die Nato nicht nach Osten zu erweitern, sind einer schmutzigen Täuschung gewichen, als unsere früheren Führer darauf

«Anstatt Demokratie zu bringen, haben die westlichen Länder unterdrückt und ausgebeutet.»

hereinfielen; Verträge über Raketenabwehr, Mittelstreckenraketen und Kurzstreckenraketen wurden unter weit hergeholten Vorwänden einseitig aufgekündigt.

Und alles, was wir hören, ist, dass der Westen auf einer auf Regeln basierenden Ordnung beharrt. Woher kommt das eigentlich? Wer hat diese Regeln jemals gesehen? Wer hat sie vereinbart oder gebilligt? Hört zu, das ist einfach nur ein Haufen Unsinn, völliger Betrug, Doppelmoral oder gar Dreifachmoral! Die halten uns wohl für dumm.

Die westlichen Eliten leugnen nicht nur die nationale Souveränität und das Völkerrecht. Ihre Hegemonie trägt ausgeprägte Züge von Totalitarismus, Despotismus und Apartheid. Sie teilen die Welt dreist in ihre Vasallen – die

sogenannten zivilisierten Länder – und alle anderen ein, die nach den Vorstellungen der heutigen westlichen Rassisten auf die Liste der Barbaren und Wilden gesetzt werden sollten. [...] Im Grunde sind die westlichen Eliten die alten Kolonisatoren geblieben. Sie diskriminieren und unterteilen die Völker in die Oberschicht und den Rest.

Es lohnt sich, den Westen daran zu erinnern, dass er seine Kolonialpolitik bereits im Mittelalter begann; es folgten der weltweite Sklavenhandel, der Völkermord an Indianerstämmen in Amerika, die Ausplünderung Indiens und Afrikas, die Kriege Englands und Frankreichs gegen China, in deren Folge das Land gezwungen war, seine Häfen für den Opiumhandel zu öffnen. Sie machten ganze Völker drogensüchtig und rotteten gezielt ganze Volksgruppen aus, um sich Land und Ressourcen anzueignen, und jagten Menschen wie Tiere. Das widerspricht der menschlichen Natur, der Wahrheit, der Freiheit und der Gerechtigkeit.

Es gab zahlreiche Pläne zur Invasion Russlands. Solche Versuche gab es während der Zeit der Wirren im 17. Jahrhundert und nach der Revolution von 1917. Sie scheiterten alle. Erst im späten 20. Jahrhundert, als der Staat zerstört war, gelang es dem Westen, sich des Reichtums Russlands zu bemächtigen. Sie nannten uns Freunde und Partner, aber sie behandelten uns wie eine Kolonie und pumpten mit verschiedenen Methoden Billionen von Dollar aus dem Land. Wir erinnern uns. Wir haben nichts vergessen.

Die westlichen Länder behaupten seit Jahrhunderten, dass sie anderen Nationen Freiheit und Demokratie bringen. Nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein. Anstatt Demokratie zu bringen, haben sie unterdrückt und ausgebeutet, und anstatt Freiheit zu bringen, haben sie versklavt und unterdrückt. Die unipolare Welt ist von Natur aus antidemokratisch und unfrei; sie ist durch und durch falsch und heuchlerisch.

Die Vereinigten Staaten sind das einzige Land der Welt, das zweimal Atomwaffen eingesetzt und damit die Städte Hiroshima und Naga-



«Wir haben eine andere, unsere eigene Zukunft»: Putin bei seiner Rede zur Nation, 30. September.

saki in Japan zerstört hat. Und sie haben einen Präzedenzfall geschaffen.

Die Vereinigten Staaten haben mit ihren Teppichbombardements und dem Einsatz von Napalm und chemischen Waffen eine tiefe Narbe im Gedächtnis der Menschen in Korea und Vietnam hinterlassen.

Sie besetzen weiterhin Deutschland, Japan, die Republik Korea und andere Länder, die sie zynisch als Gleichgestellte und Verbündete bezeichnen. Was für ein Bündnis ist das denn? Die ganze Welt weiss, dass die Spitzenbeamten dieser Länder bespitzelt und dass ihre Büros und Wohnungen abgehört werden. Es ist eine Schande, eine Schande für diejenigen, die dies tun, und für diejenigen, die wie Sklaven dieses arrogante Verhalten stillschweigend und sanftmütig schlucken.

Es sind ihre zerstörerische Politik, ihre Kriege und ihre Ausplünderung, die die heutige massive Migrantenwelle ausgelöst haben. Millionen von Menschen erleiden Entbehrungen und Demütigungen oder sterben zu Tausenden bei dem Versuch, Europa zu erreichen.

Sie exportieren jetzt Getreide aus der Ukraine. Wohin bringen sie es unter dem Vorwand, die Ernährungssicherheit der ärmsten Länder zu gewährleisten? Wohin geht es? Sie bringen es in dieselben europäischen Länder. Nur 5 Prozent sind an die ärmsten Länder geliefert worden. Wieder einmal Betrug und nackte Täuschung.

Tatsächlich nutzt die amerikanische Elite die Tragödie dieser Menschen, um ihre Rivalen zu schwächen, um Nationalstaaten zu zerstören. Das gilt für Europa und für die Identität Frankreichs, Italiens, Spaniens und anderer Länder mit jahrhundertelanger Geschichte.

Washington fordert immer mehr Sanktionen gegen Russland, und die Mehrheit der europäischen Politiker macht gehorsam mit. Ihnen ist klar, dass die USA, indem sie die EU drängen, auf russische Energie und andere Ressourcen vollständig zu verzichten, Europa praktisch in die Deindustrialisierung treiben, um sich den gesamten europäischen Markt anzueignen. Diese europäischen Eliten verstehen das alles – das tun sie –, aber sie ziehen es vor, den Interessen der anderen zu dienen. Das ist

keine Unterwürfigkeit mehr, sondern direkter Verrat an ihren eigenen Völkern. Gott segne sie, es liegt an ihnen.

Das Diktat der USA wird mit roher Gewalt durchgesetzt, nach dem Faustrecht. Manchmal ist es schön verpackt, manchmal gibt es überhaupt keine Verpackung, aber das Wesentliche ist dasselbe – das Gesetz der Faust. Daher die Stationierung und Aufrechterhaltung von Hunderten von Militärstützpunkten in allen Ecken der Welt, die Erweiterung der Nato und die Versuche, neue Militärbündnisse wie Aukus und dergleichen zusammenzuschustern. Es wird viel unternommen, um eine militärisch-politische Kette Washington–Seoul–Tokio zu

«Das Diktat der USA wird mit roher Gewalt durchgesetzt, nach dem Faustrecht.»

schaffen. Alle Staaten, die über echte strategische Souveränität verfügen oder diese anstreben und in der Lage sind, die westliche Hegemonie in Frage zu stellen, werden automatisch zu Feinden erklärt.

Dies sind die Grundsätze, die den Militärdoktrinen der USA und der Nato zugrunde liegen, die eine totale Vorherrschaft fordern. Die westlichen Eliten präsentieren ihre neokolonialistischen Pläne mit der gleichen Heuchelei, indem sie friedliche Absichten vorgeben und von einer Art Abschreckung sprechen. Dieses ausweichende Wort wandert von einer Strategie zur anderen, bedeutet aber in Wirklichkeit nur eines – die Unterminierung aller souveränen Machtzentren.

Gleichzeitig ist der Westen offensichtlich schon seit langem einem Wunschdenken verfallen. Mit dem Sanktionsblitzkrieg gegen Russland zum Beispiel glaubte man, wieder einmal die ganze Welt hinter sich vereinen zu können. Wie sich herausstellt, begeistert eine solche Aussicht jedoch nicht jeden – abgesehen von absoluten politischen Masochisten und Bewunderern anderer unkonventioneller Formen der internationalen Beziehungen. Die meisten Staaten weigern sich zu salutieren und wählen stattdessen den vernünftigen Weg der Zusammenarbeit mit Russland.

Mit einer solchen Aufmüppigkeit hat der Westen natürlich nicht gerechnet. Man hat sich einfach daran gewöhnt, nach einem Schema zu handeln, sich durch Erpressung, Bestechung und Einschüchterung zu holen, was man will, und ist davon überzeugt, dass diese Methoden für immer funktionieren werden, als ob sie in der Vergangenheit versteinert stehengeblieben wären.

Ein solches Selbstbewusstsein ist nicht nur ein direktes Produkt des berühmten Konzepts des Exzeptionalismus – auch wenn es immer

«Putin zerstört die Ukraine»

Nur rasche Waffenlieferungen des Westens könnten den Sieg Russlands noch verhindern, sagt Princeton-Historiker und Stalin-Biograf Stephen Kotkin.

Pierre Heumann

Weltwoche: Mister Kotkin, letzte Woche kam es zu Explosionen und Lecks an den Nord-Stream-Pipelines. Es gibt viele Spekulationen dazu. Was ist Ihre Meinung?

Stephen Kotkin: Keines der Länder, die um die Energiesicherheit für den europäischen Winter besorgt sind, wird eine solche Sabotage begehen – weder die USA noch die Ukraine. Der Vorfall und die Umstände bedürfen zwar noch einer gründlichen und sorgfältigen Untersuchung. Aber die Nato und die EU zeigen jetzt zu Recht, wenn auch verspätet, ein geschärftes Bewusstsein für die Risiken, die ein zynischer, nihilistischer Kreml und ein russischer Präsident für kritische Infrastrukturen darstellen. Und Russland ist in der Lage, noch viel mehr Schaden anzurichten, zum Beispiel mit der Sabotage von Unterseekabeln, die die weltweite Kommunikation übertragen.

Weltwoche: Für wie gross halten Sie die Wahrscheinlichkeit eines Atomkriegs?

Kotkin: Niemand weiss, ob Putin versuchen wird, Atomwaffen einzusetzen, um sein Regime zu erhalten. Wir wissen jedoch, dass er versucht, den Westen und die Ukraine mit einer solchen Drohung zu erpressen. Abschreckung ist entscheidend. Die Nato hat hinter verschlossenen Türen nachdrücklich darauf hingewiesen, dass es erhebliche Konsequenzen hätte, würde Putin sich auf einen solchen Wahnsinn einlassen.

Weltwoche: Kurz nachdem Moskau die Annexion mehrerer ukrainischer Regionen gefeiert hatte, mussten sich russische Truppen aus anderen Gebieten zurückziehen.

Kotkin: Putin kann den Frieden nicht gewinnen. Das war schon so, bevor die neue Aggression im Februar 2022 begann. Der Westen wird die Annexion ukrainischen Territoriums niemals anerkennen. Und die Ukrainer kann Putin nicht dazu bringen, die russische Herrschaft zu akzeptieren, denn sie sind keine Russen. Er muss also damit rechnen, dass sich die Ukrainer auf unbestimmte Zeit gegen die russische Herrschaft wehren werden, sei es durch einen Aufstand, durch Sabotage oder einfach durch Gleichgültigkeit. Putin ist nicht in der Lage, die Kontrolle über die Ukraine zu erlangen, weder faktisch noch rechtlich.



«Bedeutende Zivilisation»:
Russland-Kenner Kotkin.

Weltwoche: Ist die Ukraine auf Siegeskurs?

Kotkin: Sie hat bislang verhindert, dass Putin seine Kriegsziele erreicht. So gesehen, ist es eine Art Sieg für die Ukraine. Aber wir sehen auch, dass Russland die ukrainische Wirtschaft stranguliert, indem es die Häfen schliessen lässt, dass er die Infrastruktur zerstört und Menschen tötet. Das ist eine Tragödie. Man könnte sogar argumentieren, dass Russland den Krieg gewinnt, indem es die Ukraine zerstört, obwohl es seine Hauptkriegsziele nicht erreicht.

Weltwoche: Eine zynische Argumentation.

Kotkin: Es ist ein hohler Sieg, weil Russland keinen Nutzen aus der Ukraine ziehen kann. Es kann das Getreide nicht verwerten, die Metalle und die Kohle nicht abbauen, weil es all das zerstört hat, einschliesslich der Häfen. Aber leider ist Putin jetzt in einer Phase, in der er im Wesentlichen sagt: Wenn ich die Ukraine nicht haben kann, dann soll sie niemand haben, und ich werde sie Stück für Stück zerstören.

Weltwoche: Die Ukraine will weiterhin Mitglied der Nato werden. Muss Putin das nicht als Provokation empfinden?

Kotkin: Wenn ein Mann eine Frau vergewaltigt, sagen wir dann: Ach, wissen Sie, ihr Rock war eben zu kurz? Oder sagen wir, dass Vergewaltigung ein Verbrechen ist? Und selbst wenn ihr Rock zu kurz war oder sie Lippenstift trug oder – in diesem Fall – die Ukraine in die Nato will, darf sie nicht vergewaltigt werden. Wer es trotzdem tut, begeht ein Verbrechen.

Weltwoche: Dass die Nato nach dem Ende des Kalten Krieges nach Osten erweitert wurde, erachten Sie nicht als Provokation für Russland?

Kotkin: Ganz und gar nicht. Die Ukraine ist nach internationalem Recht dazu berechtigt, der Nato beizutreten, und Russland respektive zuvor die Sowjetunion haben dieses Recht mehrfach

anerkannt. Wir mögen argumentieren, dass es töricht sei, über einen Nato-Beitritt der Ukraine nachzudenken, aber Dummheit ist keine Entschuldigung für eine kriminelle Aggression.

Weltwoche: Welche Szenarien sehen Sie für die Ukraine?

Kotkin: Neben einem Sieg auf dem Schlachtfeld gibt es für sie drei Möglichkeiten: Die erste ist die Zerreibung der russischen Armee. Das ist die grosse Hoffnung der Ukrainer. Es würde bedeuten, dass die russischen Soldaten ihre Waffen fallenlassen, wenn die Ukrainer ihre Offensivaktionen starten. Die zweite Möglichkeit ist der Sturz des Putin-Regimes in Moskau und die Ablösung dieses Regimes durch ein anderes, das bereit ist, den Krieg zu beenden, anstatt ihn noch aggressiver zu führen. Und die dritte Möglichkeit ist der Druck von Putins Partnern auf Russland, zum Beispiel von den Chinesen, die Putin drängen könnten, den Krieg zu beenden.

Weltwoche: Welche Entwicklung halten Sie für wahrscheinlich?

Kotkin: Wir registrieren keine Anzeichen, dass China Druck auf Moskau ausüben könnte. Wir sehen keine Anzeichen für einen bevorstehenden Sturz des Putin-Regimes in Moskau. Und wir sehen nur sehr wenige Anzeichen, dass die russische Armee zerrieben werden könnte. Deshalb sind viele Leute besorgt, dass der Krieg nicht so bald enden wird.

Weltwoche: Und gerade aus diesem Grund fordern viele Europäer, keine neuen Waffen in die Ukraine zu liefern, damit es nicht noch mehr Tote und Zerstörung gibt.

Kotkin: Nach internationalem Recht ist es völlig legal, Waffen an die Ukraine zu liefern, wenn sie darum bittet, denn die Ukrainer verteidigen sich gegen eine aktive Aggression.

Weltwoche: Obwohl diese Waffen den Krieg verlängern?

Kotkin: Wenn man dafür ist, dass Russland andere Länder mit Gewalt erobert, dann sollte man gegen Waffenlieferungen sein. Ich behaupte dagegen, dass wir gar nicht genug Waffen an die Ukraine schicken können. Und dass es gar nicht schnell genug gehen kann.

Weltwoche: Könnte Diplomatie helfen, die Spannungen abzubauen oder gar einen Waffenstillstand zu erreichen?

Kotkin: Verhandlungen in den Bereichen, in denen sich die Interessen überschneiden und auf Gegenseitigkeit beruhen, sind gut, aber es braucht eine Kombination aus Abschreckung und Diplomatie. Diplomatie ohne Abschreckung ist immer ein Misserfolg, weil man keine Stärke hat. Abschreckung ohne Diplomatie ist auch ein Misserfolg. Vor dem Krieg hatten wir zu viel Diplomatie und zu wenig Abschreckung. Jetzt haben wir aus verständlichen Gründen nur Abschreckung. Wir müssten beides zusammenbringen.

Weltwoche: Welchen Platz wird Russland in der Welt einnehmen, wenn der Krieg vorbei ist?

Kotkin: Russland wird nicht verschwinden. Es ist eine sehr bedeutende Zivilisation, und es muss einen Weg geben, die Beziehungen zu Russland in Zukunft zu normalisieren. Russland ist in vielen Bereichen bemerkenswert, in der Kunst, der Musik, der Literatur, dem Tanz, dem Film. Gleichzeitig hat Russland das Gefühl, dass es einen «besonderen Platz» in der Welt hat, eine besondere Mission. Das Problem Russlands war immer schon, dass seine Fähigkeiten nie mit seinen Aspirationen übereinstimmten. Russland war und ist nicht die Grossmacht, für die es sich hält, ausser in einigen wenigen Momenten der Geschichte.

Weltwoche: Kann Russland eine Demokratie nach westlichem Vorbild werden?

Kotkin: Putin vermengt die nationalen Interessen Russlands mit den engen Interessen seiner persönlichen Diktatur und das Überleben seines Regimes mit dem Überleben Russlands. Aber Putin ist nicht Russland. Das Überleben seines Regimes ist für Russland keine existenzielle Frage – im Gegenteil, er ist derjenige, der mit seinen kriminellen Handlungen die langfristige Existenz Russlands massiv gefährdet.

Weltwoche: Sie arbeiten an einer Stalin-Studie in drei Bänden. Was haben Stalin und Putin gemeinsam?

Kotkin: Stalin gehört in eine ganz andere Kategorie als Putin. Er tötete während seiner Herrschaft zwischen achtzehn und zwanzig Millionen Menschen, direkt oder indirekt durch Hungersnot und Deportation. Stalin ist in diesem Sinn nur mit Mao und Hitler vergleichbar. Was Stalin und Putin aber gemeinsam haben, ist der Versuch, die russische Macht in der Welt zu etablieren, was schwierig ist, weil Russland viel schwächer ist, als es nach ihren Vorstellungen sein sollte. Aber die Methoden sind, auch wenn es einige Ähnlichkeiten gibt, sehr unterschiedlich. Stalin führte zweifellos Angriffskriege gegen seine Nachbarn und Kriege im eigenen Land gegen sein eigenes Volk. Putin führt jetzt zwar auch einen Angriffskrieg und unterdrückt die Bürger. Aber er geht dabei nicht so teuflisch vor wie Stalin.

wieder verblüfft –, sondern auch des wahren «Informationshungers» im Westen. Die Wahrheit wurde in einem Meer von Mythen, Illusionen und Fälschungen ertränkt, wobei eine äusserst aggressive Propaganda eingesetzt wurde, die wie Goebbels lügt. Je ungläubwürdiger die Lüge, desto schneller werden die Menschen sie glauben – nach diesem Prinzip arbeiten sie.

Aber man kann die Menschen nicht mit gedruckten Dollars und Euros füttern. Mit diesen Papierstücken kann man sie nicht ernähren, und die virtuelle, aufgeblasene Kapitalisierung westlicher Social-Media-Unternehmen kann ihre Häuser nicht heizen.

Deshalb müssen die Politiker in Europa ihre Mitbürger davon überzeugen, weniger zu essen, seltener zu duschen und sich zu Hause wärmer anzuziehen. Und wer anfängt, berechtigte Fragen zu stellen wie «Warum ist das eigentlich so?», wird sofort zum Feind, zum Extremisten und Radikalen erklärt. Sie zeigen mit dem Finger auf Russland und sagen: «Das ist die Quelle all eurer Probleme.» Noch mehr Lügen.

An dieser Stelle ist es wichtig, daran zu erinnern, dass sich der Westen aus seinen Problemen Anfang des 20. Jahrhunderts mit dem Ersten Weltkrieg gerettet hat. Die Gewinne aus dem Zweiten Weltkrieg halfen den Vereinigten Staaten, die Grosse Depression zu überwinden, zur grössten Volkswirtschaft der Welt zu werden und dem Planeten die Macht des Dollars als globaler Reservewährung aufzuzwingen. Und die Krise der 1980er Jahre – damals spitzte sich die Lage wieder zu – überstand der Westen weitgehend unbeschadet, indem er sich das Erbe und die Ressourcen der zusammengebrochenen und untergegangenen Sowjetunion aneignete. Das ist eine Tatsache.

Jetzt müssen sie, um sich aus dem jüngsten Geflecht von Herausforderungen zu befreien, Russland sowie andere Staaten, die einen souveränen Entwicklungsweg wählen, um jeden Preis demontieren, damit sie den Reichtum anderer Nationen weiter plündern und zum Flickenteppich eigener Löcher verwenden können. Wenn dies nicht geschieht, kann ich nicht ausschliessen, dass sie versuchen werden, einen Zusammenbruch des gesamten Systems herbeizuführen [...] oder, Gott bewahre, sich für die alte Formel des Wirtschaftswachstums durch Krieg zu entscheiden.

Das derzeitige neokoloniale Modell ist letztlich dem Untergang geweiht, so viel ist klar. Aber ich wiederhole, dass seine wahren Herren bis zum Ende daran festhalten werden. Sie haben der Welt einfach nichts anderes zu bieten als die Aufrechterhaltung desselben Systems der Ausplünderung und Erpressung.

Sie scheren sich einen Dreck um das natürliche Recht von Milliarden von Menschen, der Mehrheit der Menschheit, auf Freiheit und Gerechtigkeit, das Recht, ihre Zukunft selbst zu be-

stimmen. Sie sind bereits dazu übergegangen, moralische, religiöse und familiäre Werte radikal zu verleugnen.

Beantworten wir uns selbst einige sehr einfache Fragen. [...] Wollen wir hier, in unserem Land, in Russland, «Elternteil Nummer eins, Elternteil Nummer zwei und Elternteil Nummer drei» (sie haben völlig den Verstand verloren!) anstelle von Mutter und Vater haben? Wollen wir, dass unsere Schulen unseren Kindern von ihrer ersten Schulzeit an Perversionen aufzwingen, die zu Degradierung und Auslöschung führen? Wollen wir ihnen eintrichtern, dass es neben Frauen und Män-

«Wer anfängt, Fragen zu stellen, wird zum Feind, zum Extremisten und Radikalen erklärt.»

nern noch andere Geschlechter gibt, und ihnen Operationen zur Geschlechtsumwandlung anbieten? Ist es das, was wir für unser Land und unsere Kinder wollen? Das alles ist für uns inakzeptabel. Wir haben eine andere, unsere eigene Zukunft.

Ich möchte wiederholen, dass sich die Diktatur der westlichen Eliten gegen alle Gesellschaften richtet, auch gegen die Bürger der westlichen Länder selbst. Dies ist eine Herausforderung für alle. Der völlige Verzicht auf das Menschsein, der Umsturz des Glaubens und der traditionellen Werte sowie die Unterdrückung der Freiheit ähneln einer «umgekehrten Religion» – dem reinen Satanismus. Jesus Christus hat in der Bergpredigt falsche Messiasse entlarvt: «An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.» Diese giftigen Früchte sind für die Menschen bereits erkennbar – nicht nur in unserem Land, sondern in allen Ländern, einschliesslich vieler Menschen im Westen selbst.

Wie ich bereits sagte, haben wir viele Gleichgesinnte in Europa und den Vereinigten Staaten, und wir spüren und sehen ihre Unterstützung. Eine im Kern emanzipatorische, antikoniale Bewegung gegen die unipolare Hegemonie nimmt in den unterschiedlichsten Ländern und Gesellschaften Gestalt an. Ihre Kraft wird mit der Zeit nur noch wachsen. Es ist diese Kraft, die unsere künftige geopolitische Realität bestimmen wird.

Ich bin davon überzeugt, dass die Länder und Völker verstehen, dass eine Politik, die auf dem Exzeptionalismus eines wie auch immer gearteten Staates und der Unterdrückung anderer Kulturen und Völker beruht, von Natur aus kriminell ist und dass wir dieses schändliche Kapitel schliessen müssen. Der anhaltende Zusammenbruch der westlichen Hegemonie ist unumkehrbar. Und ich wiederhole: Es wird nie wieder so sein wie früher.

Warum selbst Frauen wie Shakira betrogen werden

Die evolutionäre Vertrautheit des Fremdgehens:

Wie die Treue in die Welt kam. Und wie sie diese immer wieder verlässt.

Michael Bahnerth

Es ist nur ein weiteres Rätsel, eine Frage, auf die wir nur bruchstückhaft eine Antwort kennen, eine, die aus ein bisschen Wissenschaft und viel Vermutung besteht: Warum gehen Männer und Frauen fremd? Die einfachste Antwort darauf ist natürlich: weil sie es können. Nur, ist es so, dass der Mensch, getrieben und gezwungen durch seine Disposition, alles tun muss, was er kann?

Vor ein paar Jahren fanden Wissenschaftler ein Fremdgeh-Gen in der DNA von Wühlmäusen. Durchschnittliche Wühlmäuse beiderlei Geschlechts sind ein wenig wie die meisten von uns, leben an sich monogam, kümmern sich gemeinsam um ihren Nachwuchs, gehen zusammen schlafen, stehen zusammen auf, sind zusammen erschöpft; Wühlmäuseleben sind anständige und fleissige Leben, die kaum an der Sehnsucht nach Grösserem nagen.

Dann entdeckten die Forscher die *bad guys* unter den Nagern. Da waren Männchen, die nachts die Wärme des Baus verliessen, um sich bei fremden Weibchen aufzuheizen, die offenbar freudig mit von der Partie waren. Die Wühlmäuse, wie es sich herausstellte, waren getrieben, angetrieben und angestachelt von Genen, die sich als weniger aktiv herausstellten als jene der Nager, die nachts zu Hause blieben.

Neue, aufwühlende Gefühlswelten

Es handelt sich um die DNA-Sequenz DRD4, ein Dopamin-Rezeptor-Gen; Dopamin, dieser glücklich machende Nervenbotenstoff. Es ist jetzt offenbar so, dass es Varianten dieses DRD4-Gens gibt, die unverbindlichen Sex, schnelle Nummern, Seitensprünge und so weiter fördern. Das etwas Paradoxe daran ist, dass bei den Fremdgeh-Wühlmäusen diese DNA weniger aktiv ist, was nur bedeuten kann, dass zu Hause, beim Partner, zu wenig Glücksbotenstoffe freigesetzt werden und diese unglücklichen Wühlmäuse sich anderswo aufwühlende Gefühlswelten suchen.

Das Fremdgehen scheint, wie auch immer, zumindest ansatzweise biologisch enträtselt, so wie es die Liebe und der freie Wille länger schon sind; alles eine Spielerei der Hormone, ein Produkt neuronaler Prozesse, dem wir mit wie voraus-

eilendem Gehorsam folgen und von dem wir irrtümlich denken, wir täten dies aus freien Stücken. Dabei ist es so, dass der Chef im Kopf immer ein anderer, etwas anderes ist.

Im Umkehrschluss heisst das, dass Männer und Frauen ohne diese modulierte Genvariante über eine sogenannt normal funktionierende DNA-Sequenz verfügen, die offenbar so konfiguriert ist, dass sie Treue als natürlichen Basiszustand anstrebt, als biologischen *courant normal*. Aber weshalb leben die meisten Säugetiere, die nicht Menschen sind, polygam? Suchen sich ein Männchen oder ein Weibchen im Frühling,

Dann entdeckten die Forscher die *Bad Guys* unter den Nagern.

paaren sich, ziehen ihren Nachwuchs gross und verlieren sich dann für immer aus den Augen? Das ist der Normalzustand da draussen im Reich der Lebewesen mit eingeschränktem Bewusstsein, das ist der Lauf der Dinge, das Diktat der Fortpflanzung, ihre optimale Ausbeute punkto Sicherheit und Beständigkeit, ihr Fortbestehen.

So wäre im weiteren Sinne Fremdgehen eine Restanz eines evolutionären Diktums und das getriebene Tragen des Samens in die Welt der Gebärmütter, oder das Suchen der Gebärmütter nach Samen, eine Normalität im erweiterten Sein der *condition humaine*. Man muss sich fragen, ob das Modell der Monogamie nicht einer jener Irrwege sein könnte, die der Mensch an den Weggabelungen seiner Geschichte eingeschlagen hat. So wie wohl die Aufgabe des Nomadentums zugunsten der Sesshaftigkeit ein Fauxpas war. Wenn der Mensch, wie wir zu wissen glauben, ein Wesen ist, das in seinen Anfängen wechselnde Partnerschaften lebte, dann in Gruppenehen existierte, warum hat er sich, entgegen seiner triebvollen Disposition, in ein Konstrukt der Zweisamkeit begeben? Was ist geschehen, dass in der Zeitspanne zwischen dem ersten ernstzunehmenden Homo, dem erectus, bis zu den Anfängen der Monogamie am Anbeginn der Sesshaftigkeit vor 10 000 Jahren der Mensch die doch

alles in allem angenehm scheinende Polygamie zugunsten der Monogamie aufgab? War oder ist die Monogamie für die Evolution das vielversprechendere Modell? Ist es das?

Schatten werfende Sonne

Mag sein, und dann kam noch der Glaube ins Spiel, die Moral, die Ethik, verkörpert durch die Religion, und aus der Mann-Frau-Konstellation wurde etwas Transzendentes, etwas Göttliches, ein Adam und Eva für immer, ein himmlisches, fast schon unantastbares Diktum der Schöpfung, ein Götzenbild der Liebe, und Treue wurde zur tugendhaften Moral, zum Ideal, all den tierischen Trieben zum Trotz. Der Glaube war schon immer eine verführerische Gehirnwäsche.

So leben wir mit den biologischen Widersprüchen in uns, pendeln zwischen geistigen Idealen und unserem tierischen Erbe. Die Tür zum Paradies, wenn sie denn einst überhaupt offen war, bleibt verschlossen, weil jede Sonne einen Schatten wirft; die Polygamie birgt die Sehnsucht nach Monogamie und umgekehrt.

Menschen sind keine Götter, auch nicht Fussballer Piqué, der prominenteste Fremdgeher unserer Tage, verheiratet mit Sängerin Shakira. Menschen sind nur hin und wieder göttlich, nie für lange. Sie sind verführbar, machen Dummheiten, die sie für klug halten, sie klammern sich an jeden Strohalm, der ihnen ein bisschen Lebensgefühl verspricht, ein wenig Glück, einen kleinen Ausbruch aus der Lähmung des Alltages. Manche trinken, einige verzichten, machen Sport, essen Gänseleber, einige sitzen vor Büchern, andere vor Spielkonsolen, manche nehmen ihre Frau in den Arm, andere flüchten in die Arme einer andern. All das ist Menschsein.

Vieles am menschlichen Verhalten ist unergündlich. Man kann versuchen, es wissenschaftlich zu erklären oder Vermutungen über die Ursachen des Handelns anzustellen, aber nie wird man verstehen, was den einen antreibt und den andern nicht. Wir bleiben uns selbst und vor allem dem andern ein Geheimnis, kaum mehr als eine schemenhafte Gestalt, getrieben vom Urwüchsigen, kontrolliert von der Vernunft und gesteuert von alledem dazwischen.



Hin und wieder göttlich: Shakira und Gerard Piqué in glücklicheren Tagen.

Weltwoche Nr. 40.22

Bild: Instagram; Bildbearbeitung: Wieslaw Smetek für die Weltwoche

Liz Truss' Steuerbombe

Jahrelang eiferte sie Margaret Thatcher nach. Kaum an der Macht, versenkt die neue britische Premierministerin ihre Tories.

Francis Pike

Das wirtschaftspolitische Debakel, das Grossbritannien in der letzten Woche erlebte, war gigantisch. Seit dem Börsencrash von 2008 war der Finanzplatz London nicht mehr in so grosser Aufregung. In Panik geratene Devisenhändler sorgten dafür, dass das Pfund Sterling gegenüber dem Dollar auf den niedrigsten Stand seit der Amtszeit von Margaret Thatcher fiel. Diese Talfahrt konnte nur durch massives Eingreifen der Bank of England aufgefangen werden.

Märkte reagierten verschreckt

Manche Beobachter dürften diese allgemeine Panik auf das Bestreben der neuen Premierministerin Liz Truss zurückführen, eine Neuauflage der Wirtschaftspolitik von Margaret Thatcher durchzusetzen. In den letzten Jahren eiferte Truss ihrer inneren Thatcher nach, indem sie in Kleidung und Auftreten ihre Heldin kopierte. Vor allem aber wollte sie angebotsseitige Reformen durchführen, insbesondere Steuer-senkungen, wie sie ihre berühmte Vorgängerin vor rund dreissig Jahren so erfolgreich beschlossen hatte. Daran wäre nichts auszusetzen.

Truss' Komplize war ihr neuer Finanzminister Kwasi Kwarteng. Kwarteng, Sohn ghanaischer Einwanderer, ist so etwas wie ein Superhirn. Er war Eton-Stipendiat, studierte Geschichte und alte Sprachen in Cambridge mit einem Prädikats-examen und gewann zweimal die Browne Medal – den seit 1774 alljährlich verliehenen Preis für die beste griechische Ode in der Manier von Sappho oder die beste lateinische Ode in der Manier von Horaz. Er war Kapitän des Siegerteams bei «University Challenge», der ältesten, noch immer ausgestrahlten BBC-Quizshow.

Nach einem Jahr an der Harvard-Universität kehrte Kwarteng nach Cambridge zurück, um in Wirtschaftswissenschaften zu promovieren. 2010 zog er, genau wie Liz Truss, in das Parlament ein, aber seine politische Karriere ist bislang hinter seinem Renommee als Superhirn zurückgeblieben – vielleicht weil er in dem Ruf stand, nicht der Allerfleissigste zu sein. Aber sein grosses Plus war die Freundschaft mit Liz Truss, die in London seine Nachbarin war. In den sozialen

Netzwerken wurde gemunkelt, dass die beiden mehr als nur politische Freunde gewesen seien.

Mit einem derart brillanten Kopf als Finanzminister – warum dann diese Krise? Die Gründe sind eine Kombination von schlechter Kommunikation, schlechtem Timing und politischer Instinktlosigkeit. Die Reformen sahen eine Senkung der Einkommenssteuer für Spitzenverdiener von 45 auf 40 Prozent vor, eine Sen-



Erholung ist möglich:
Truss (Mitte), Kwarteng.

kung des Basissatzes der Einkommensteuer, eine Senkung der Sozialversicherungsbeiträge und vor allem ein Hilfspaket für energiekostengeplagte Privathaushalte und Unternehmen in Höhe von 100 bis 200 Milliarden Pfund.

Die Märkte reagierten verschreckt, weil die geplanten Ausgaben höher ausfielen, als erwartet. Ausserdem gab es keine Stellungnahme

des Office of Government Responsibility zum Vorhaben der Regierung. Offenkundig nicht gegenfinanzierte Ausgaben machten die Anleihenmärkte nervös.

Kwarteng hatte kein Glück. Die jüngste Zins-erhöhung der US-Notenbank hatte zu einem weltweiten Kursanstieg von langfristigen Anleihen geführt. Der Dollar legte gegenüber allen anderen Währungen zu, einschliesslich Euro und Yen. In der vergangenen Woche musste selbst die japanische Notenbank massiv auf den Devisenmärkten intervenieren.

Das Ergebnis war ein Aufschrei der BBC, der Linken und vieler konservativer Abgeordneter, die mehrheitlich den wirtschaftspolitisch vorsichtigeren Ansatz des unterlegenen Premierministerkandidaten Rishi Sunak unterstützten.

28 Prozentpunkte hat man seit Boris Johnsons Rücktritt eingebüsst.

Angesichts der Sorge wegen steigender Hypothekenraten und Steuersenkungen, die vor allem Reichen zugutekämen, bei gleichzeitig inflationär steigenden Lebenshaltungskosten, geriet die Botschaft der Reform zuletzt aus dem Blick.

Schlimmere Nachrichten stehen bevor

Kurz vor dem Parteitag der Konservativen knickten Truss und Kwarteng ein und nahmen die Senkung des Spitzensteuersatzes zurück. Der Imageverlust ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Die Umfragewerte der Konservativen rauschten in den Keller. 28 Prozentpunkte hat man seit Boris Johnsons Rücktritt eingebüsst.

Zwei Jahre sind es noch bis zu den nächsten Wahlen, eine Erholung ist also möglich. Aber Liz Truss ist keine begnadete Rednerin. Ihr Tonfall erinnert an das unangenehme Geräusch von Fingernägeln auf einer Wandtafel. Da uns noch schlimmere Wirtschaftsnachrichten bevorstehen, sind die Chancen der Tories, wiedergewählt zu werden, nicht besonders gut.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Feministische Aussenpolitik

Der westliche Feminismus ist pro-islamisch und damit alles, aber nur nicht feministisch.



Das Schöne am Konservativ-Sein ist, dass man keine gedanklichen Verrenkungen vornehmen muss, um den zunehmenden Druck der Realität auf die eigene Ideologie auszugleichen. Im Prinzip besteht die Aufgabe des Konservativen lediglich darin, jene Gedankenkapriolen der politischen Linken zu entlarven und den anderen ein gelegentliches «Ich habe es euch doch gesagt» entgegenzurufen.

Aussenministerin Annalena Baerbock und andere westliche Feministinnen haben es da schwerer. Während man es in der Bundesrepublik noch schafft, so ziemlich jeden Auswuchs des radikalen Islams zu ignorieren oder Kritik daran mittels Nazikeule zu ersticken, gelingt das in Bezug auf die Proteste im Iran nur unzureichend. Dort, wo die Frauen andere Sorgen haben als gendergerechte Sprache, sorgt man sich wenig darum, ob der eigene Protest den Kriterien der westlichen Political Correctness genügt.

Umso grösser fallen die gedanklichen Verrenkungen jener aus, die sich bis vor kurzem noch den Begriff der «feministischen Aussenpolitik» auf die Fahnen geschrieben haben und die, angesichts der Bilder aus dem Iran, nun unter Zugzwang geraten. Immerhin wusste bis dato niemand ausserhalb des linken Spektrums so genau, was feministische Aussenpolitik eigentlich bedeuten soll. Dann wurde Mahsa Amini ermordet, zu Tode geprügelt von der iranischen Sittenpolizei. Seither flehen die iranischen Frauen und ihre männlichen Unterstützer regelrecht um Hilfe von aussen für ihren Protest. Man denkt sich automatisch: Ja, genau hier wäre doch jetzt einmal diese feministische Aussenpolitik angebracht.

Und dennoch oder gerade deshalb fällt der Support aus dem linken feministischen Lager bis jetzt äusserst zaghaft aus. Aussenministerin Annalena Baerbock war es in ihrer Rede im Bundestag vor allem wichtig, zu betonen, dass alle Taten, die in der Islamischen Republik Iran von islamischen Sittenwächtern im Namen des Islams begangen werden, nichts mit Religion zu tun hätten. Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet die politische Linke einmal zur grössten Verteidigerin des religiösen Mittelalters avanciert?

Möglich ist das, seit der vermeintliche Antirassismus in der linken Prioritätenliste über der körperlichen Unversehrtheit von Frauen rangiert. Seither setzt sich der westliche Feminismus nur noch äusserst ungern mit wirklichen Frauenrechtsverletzungen auseinander, die im 21. Jahrhundert auch hierzulande vor allem von Muslimen begangen werden. Drei von vier Frauen in deutschen Frauenhäusern sind muslimischen Glau-

Macht es Sinn, ein Weltbild zu verteidigen, das Frauen in Frauen mit und Frauen ohne Ehre unterteilt?

bens. Zwangsehen, Ehrenmorde, Genitalverstümmelungen – all das ist mit dem Islam auch zu uns nach Europa gekommen. Dennoch befasst man sich lieber mit der «toxischen Männlichkeit» von Soja-Sören und wettet gegen das Patriarchat, das selbstredend ausnahmslos von weissen Europäern geprägt ist.

Der westliche Feminismus, der zuvorderst antirassistisch sein will, ist pro-islamisch und damit alles, nur nicht feministisch. Was grotesk klingt, ist das Resultat einer selbstgeschaffenen alternativen Realität, die es dem linken Spektrum ermöglicht, die eigene kognitive Dissonanz erträglicher zu gestalten. In dieser Fantasiewelt aus Nike-Werbungen für Sportkopftücher und Funk-Werbespots für Hidschabs besteht der Feminismus darin, muslimische Frauen in ihrer Freiheit zum Tragen des Kopftuches zu bestärken und nicht, sie im Kampf dagegen zu unterstützen. Freiwilligkeit ist in diesem Weltbild die Regel, Zwang die Ausnahme. Zumindest wenn es nach Islam-Aktivistinnen wie Kübra Gümüşay geht, die längst den westlichen Feminismus, abgesehen von Alice Schwarzer und der Emma, unterwandert haben.

Dabei könnte man selbst bei der vermeintlichen Freiwilligkeit hinterfragen, inwiefern etwas dem freien Willen entspricht, wenn man seit der Kindheit in diese Richtung indoktriniert wurde. Man könnte sich zudem generell einmal fragen, ob es aus feministischer Sicht Sinn macht, ein Weltbild zu verteidigen, das Frauen in Frauen mit und Frauen ohne Ehre unterteilt. Aber das würde eben mehr Mut erfordern als der Kampf gegen den weissen Mann.

Soja-Sören wehrt sich nicht. Der strenge Islam und seine Vertreter sehr wohl. Nirgendwo bekommt man das gerade besser veranschaulicht als im Iran. Und so lässt man die Frauen dort lieber im Stich, bevor die eigene ideologische Fassade Risse bekommt.

Was ist Faschismus?

Giorgia Meloni, Siegerin der italienischen Wahlen, wird reihum als «Faschistin» abgekanzelt. Zu Unrecht – wie ein Blick in die Geschichte zeigt.

Nicholas Farrell

Rom
Die linksliberalen Eliten, die in unserem Leben weitgehend den Ton angeben, erklären gern, dass der Rechtspopulismus eine moderne Version des Faschismus und Giorgia Meloni eine moderne Version von Benito Mussolini sei. Ihnen war natürlich klar, dass Meloni die nächste italienische Ministerpräsidentin sein wird, fast exakt hundert Jahre nach dem Amtsantritt von Mussolini im Oktober 1922. Aus ihrer Sicht kann das kein Zufall sein.

Zu behaupten, Meloni und Mussolini seien geistesverwandt, ist jedoch völlig absurd. All die Journalisten, die Meloni als rechtsextrem und faschistisch bezeichnen, sollten wissen, dass das nicht nur falsch, sondern Ausdruck von Denkfaulheit ist. Meloni ist keine Populistin, sondern eine nationalkonservative Politikerin. Während des Interviews, das ich in diesem Sommer mit ihr führte, sagte sie, dass sie, wenn sie eine Britin wäre, wahrscheinlich bei den Tories wäre (*Weltwoche* Nr. 34/22). Sie hat nicht vor, die Demokratie abzuschaffen, und nichts an ihrem Programm ist faschistisch.

Führerkult und Vaterland

Mussolini war ein Sozialrevolutionär, der den Faschismus 1919 als linke Alternative zum Kommunismus gründete. Er war der aufgehende Stern des italienischen Sozialismus und Herausgeber der Zeitung *Avanti!*, des Zentralorgans des Partito Socialista Italiano (PSI). 1914 wurde er aus der Partei ausgeschlossen, weil er deren Linie ablehnte, dass Italien im Ersten Weltkrieg neutral bleiben solle. Er forderte vielmehr, dass Italien gegen Deutschland und Österreich kämpfen müsse, wozu es schliesslich auch kam. Sozialisten, fand er, dürften nicht auf die Geschichte warten, sondern müssten Geschichte machen, und ein solcher Krieg würde die Revolution nicht verhindern, sondern vorantreiben. Wie es dann in Italien und anderswo auch geschah. Die französischen und deutschen Sozialisten sahen das genauso wie Mussolini und beschlossen, für ihr eigenes Land zu kämpfen. Das führte zum Scheitern der Zweiten Sozialistischen Internationale und des internationalen Sozialismus.



Keine Populistin, sondern eine nationalkonservative Politikerin:
Ministerpräsidentin in spe Meloni.

Der Faschismus begann als linke Häresie gegen den marxistischen Glauben und blieb das im Grunde bis zum Ende – unabhängig vom Etikett «rechtsextrem», das der Bewegung nach 1945 von einer Linken angehängt wurde, die unbedingt verhindern wollte, dass Faschismus und Kommunismus als zwei Seiten einer Medaille angesehen würden. Als Mussolini im April 1945 am Comersee von Partisanen gefangen genommen und erschossen wurde, gemeinsam mit seiner Geliebten Clara Petacci und Gefährten, war auch Nicola Bombacci unter ihnen, ein Kommunist, der in den letzten Kriegsjahren Mussolinis Berater gewesen war. Alle kommunistischen Revolutionen bedienten sich des gleichen nationalistischen Modells wie Mussolini, um an die Macht zu kommen und an der Macht zu bleiben. Ein klassisches Beispiel ist die kubanische Revolution, in der das Vaterland und der Führerkult eine zentrale Rolle spielten.

Der dritte Weg

Wie immer man den Faschismus bezeichnen mag, er ist also kein Konservatismus. Während König Viktor Emanuel III. aus Angst vor einer sozialistischen Revolution Mussolini 1922 nach dem relativ unblutigen Marsch der Schwarzhemden auf Rom zum Ministerpräsidenten ernannte, ist Giorgia Meloni hundert Jahre später durch Wahlen an die Macht gekommen.

Der Erste Weltkrieg hatte die Achillesferse des internationalen Sozialismus offenbart, dessen Ziel die Weltrevolution und die Abschaffung des Nationalstaats war: Die Menschen fühlen sich stärker ihrem Land verpflichtet als ihrer Klasse. Diese Erkenntnis machte Mussolini zum Fundament des Faschismus. Statt auf den internationalen Sozialismus setzte er auf einen nationalen Sozialismus, den er Faschismus nannte.

In seiner neuen Zeitung *Il Popolo d'Italia* feierte er die Weltkriegskämpfer, die er «la Trincearocrazia» nannte – die Aristokratie der Schützengräben. Viele dieser Männer stellten die Basis seiner Bewegung dar. Seine Version des Sozialismus zog rasch linke wie rechte Nationalisten an, deren Wurzeln auf Giuseppe Manzini und das Risorgimento zurückgingen. Futuristische Künstler, die Maschinen, Geschwindigkeit und Krieg als reinigende Kraft verherrlichten, spielten schon früh eine einflussreiche Rolle. Das galt auch für den Dichter Gabriele d'Annunzio, der wegen seiner mitreissenden Reden und wegen seines Marschs auf Fiume (Rijeka) im Jahr 1919 oft als erster Duce bezeichnet wird.

Anders als die Kommunisten glaubten die Faschisten nicht an eine Verstaatlichung der Produktionsmittel. Sie wollten vielmehr einen Ständestaat mit korporatistisch organisierter Wirtschaft errichten, ein Modell, das auch als dritter Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus bekannt wurde. Zu den frühesten Versprechen des faschistischen Manifests gehörte die Abschaffung der Monarchie.

Der Faschismus hatte auch seine eigene Variante des Klassenkampfes, bei dem sich Produzenten (unabhängig von ihrer Klasse) und Parasiten (jedweder Klasse) gegenüberstanden. Er führte den Wohlfahrtsstaat ein. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg stand Italien vor einer sozialistischen Revolution, aber es waren Mussolinis Schwarzhemden, auf die sich der Staat und die Italiener in wachsendem Mass stützten, damit Friede und Arbeitsplätze erhalten blieben. Mussolinis Genie bestand darin, den Faschismus nicht bloss als politische Bewegung, sondern als Kult mit ihm selbst als geheiligtem Führer zu installieren, der die Politik in einen täglichen kollektiven Glaubensakt verwandelte.

In «Dottrina del Fascismo», einer mit dem Philosophen Giovanni Gentile verfassten Abhandlung, in der die Grundsätze faschistischen Denkens entwickelt wurden, lesen wir: «Faschismus ist ein religiöser Begriff vom Leben», dessen Ziel die «Schaffung einer spirituellen Gesellschaft» ist. «Der Faschismus akzeptiert den Einzelnen nur, insoweit seine Interessen mit denen des Staates übereinstimmen.» Der Staat ist «allumfassend. Ausserhalb des Staates kann es keine menschlichen oder spirituellen Werte geben. [...] So verstanden, ist der Faschismus totalitär.» In jeder Stadt errichteten die Faschisten

Im Westen sind es die Erben Lenins, die man heute am ehesten als Faschisten bezeichnen kann.

eine Parteizentrale, die wie eine Kirche anmutete, einschliesslich Glockenturm, oft gegenüber einer Kirche, was heikel war. Der Faschismus scheiterte nicht nur, weil er in aussichtslose Kriege verwickelt war und die Demokratie beseitigte, sondern auch, weil er mit der Kirche im Kampf um die Seelen der Italiener rivalisierte. Der Duce war kein Jesus, nicht einmal Papst.

Der Schriftsteller George Orwell, ein revolutionärer Sozialist, der zugleich Patriot war, hatte als einer der wenigen Linken erkannt, warum der Faschismus eine solche Faszination auf die Massen ausübte. In einer 1940 erschienenen Rezension von Hitlers «Mein Kampf» schrieb er: «Seit dem letzten Krieg wird fast überall im Westen, zumal unter Progressiven, stillschweigend davon ausgegangen, dass die Menschen nichts anderes wünschen als Bequemlichkeit, Sicherheit und die Abwesenheit von Schmerz. [...] Sie wollen aber auch, zumindest zeitweise, Kampf und Selbstaufopferung, ganz zu schweigen von Trommeln, Fahnen und Treueparaden.» An anderer Stelle schrieb Orwell, dass die «überwältigende Stärke des Patriotismus» der Schlüssel zum Verständnis der modernen Welt sei. Mussolini und Hitler seien vor allem deswegen an die Macht gekommen, «weil sie, anders als ihre Gegner, dies begriffen haben».

Den Duce als Clown abzutun, wie das unter angelsächsischen Historikern üblich ist, oder als Marionette der Bourgeoisie, wie es marxistische Historiker tun, geht an der Realität vorbei. Solche Definitionen erklären nicht, warum er an die Macht kam und warum er sich über zwanzig Jahre an der Macht halten konnte – ohne das Ausmass an Massenmord, das die meisten Diktaturen charakterisiert, zumal kommunistische Diktaturen. Es erklärt ebenso wenig, warum er auf so wenig Widerstand stiess oder warum er im Ausland so populär war.

Mussolinis jüdische Geliebte

Für den amerikanischen Botschafter in Rom war er «die grösste Figur seines Milieus und seiner Zeit» und für Winston Churchill «der römische Genius». Cole Porter verewigte ihn in seinem Hit «You're Top» mit den Worten «You're the top! You're the great Houdini! You're the top! You're Mussolini!» Dass so viele Italiener den Faschismus befürworteten, er ihnen keineswegs aufgezwungen wurde, ist eine Tatsache, die die meisten Linken nicht wahrhaben wollen ist: Für den Faschismus sind die Italiener verantwortlich, nicht allein der Duce. Bis zum fatalen Bündnis mit Hitler in den späten Dreissigern war der Faschismus nicht einmal antisemitisch. Mussolinis vorletzte Geliebte war Jüdin. Die antisemitischen Gesetze waren verwerflich, aber erst nach Mussolinis Sturz 1943 wurden Juden in die NS-Vernichtungslager abtransportiert.

Die internationalen Medien, linke wie rechte, bezeichnen Meloni und ihre Partei Fratelli d'Italia als «Erben Mussolinis». Technisch gesehen trifft das zu, insofern Meloni und andere, die die Partei 2012 gründeten, dem Movimento Sociale Italiano (MSI) angehört hatten, einer neofaschistischen Partei, die 1946 von Faschisten gegründet worden war, die Mussolinis Regime gedient hatten. Aber der MSI löste sich 1995 auf, an seine Stelle trat die Alleanza Nazionale, die sich vom Faschismus lossagte und 2009 auflöste.

Die Fratelli d'Italia wurden als konservative Partei gegründet, und Meloni beruft sich nicht auf Mussolini, sondern auf britische Konservative wie den Philosophen Roger Scruton und J.R.R. Tolkien, den Verfasser des «Herrn der Ringe». Sam Gamdschie ist ihre Lieblingsfigur. Dass die italienischen Medien sie meist als «centrodestra» bezeichnen, sollten den ausländischen Kollegen zu denken geben, bevor sie zum üblichen Etikett rechtsextrem, ergo faschistisch greifen.

Im Westen sind es die Erben Lenins, die man heute am ehesten als Faschisten bezeichnen kann: der Mob und die Zensoren in den sozialen Medien, die von Meinungsfreiheit nichts wissen wollen und mit ihrer «Cancel Culture» das Leben von Menschen zerstören, nur weil diese Frauen als Frauen bezeichnen.

Nicholas Farrell ist ein britischer Journalist. Er lebt in Italien und ist Autor von «Mussolini – A New Life». Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Jesus putzt ihm die Schuhe

Das Tischtuch zwischen Granit Xhaka und den Arsenal-Fans schien zerschnitten. Jetzt ist der Nati-Captain in London plötzlich Everybody's Darling.

Max Kern

Die Geschichte des kosovo-albanischen Flüchtlingskindes Granit Xhaka, 30, ist um eine verrückte Episode reicher. Der *Daily Telegraph* titelt: «From Zero to Hero – der <neue> Granit Xhaka blüht unter Mikel Arteta bei Arsenal auf». Am Samstag dominiert der Basler das Nordlondoner Derby. Arsenal schlägt Verfolger Tottenham mit 3:1. Nachdem Xhaka seinem Teamkollegen Gabriel Jesus das Tor zum 2:1 aufgelegt hat, putzt ihm der brasilianische Superstar (Marktwert: 65 Millionen Franken) beim Jubeln den linken Schuh. Das 3:1 schießt der Nati-Captain gleich selbst.

Arsenal bleibt damit Tabellenführer der Premier League, der besten Fussballliga der Welt. Xhaka wird erst zum «Man of the Match» gewählt, dann zum «Spieler des Monats». Die Fans widmen dem «neuen» Xhaka ihren Song «Glad All Over» («Wir sind rundum froh, haben wir Granit Xhaka!»).

Produktiv wie nie

Dabei hat der Gefeierte seine Beziehung zu den Arsenal-Anhängern unlängst noch wie folgt beschrieben: «Ich denke nicht, dass wir je beste Freunde werden.» Unvergesslich die Szene vom Oktober 2019, als Xhaka gegen Crystal Palace ausgewechselt wird. Die Fans pfeifen ihn aus. Xhaka schreit «Fuck you!» zurück. Trainer Unai Emery entzieht ihm die Captain-Binde. In den sozialen Medien gibt's Todesdrohungen gegen Xhakas Familie.

Bald darauf wird Emery entlassen. Im Dezember 2019 übernimmt Mikel Arteta das Traineramt bei Arsenal und kann Xhaka zum Bleiben bewegen. Die entscheidenden Puzzleteile sind die Transfers der beiden Man-City-Spieler Oleksandr Sintschenko (ein Linksverteidiger) und Gabriel Jesus diesen Sommer. Und die neue, offensivere Rolle für Xhaka.

Der Schweizer ist ein exzellenter *box to box*-Spieler, einer, der vom eigenen bis zum gegnerischen Strafraum wirken kann. Schon im September 2016, kurz nach Xhakas Wechsel von

Gladbach nach London, sagte Arsens Trainerlegende Arsène Wenger: «Ich persönlich bevorzuge ihn als *box to box*-Player. Er hat den Motor, er hat die Power, er hat den langen Pass.» Weshalb er Xhaka in den zwei gemeinsamen Jahren als defensiven Mittelfeldspieler aufgestellt hat, bleibt das Geheimnis des Elsässers.

Arteta hat Wengers Idee jetzt umgesetzt. Xhaka steht nach acht Meisterschaftsrunden bei zwei Toren und drei Assists. So produktiv war er



«Er hat den Motor, er hat die Power»: Fussballer Xhaka.

noch nie. Xhaka: «Ich spiele offensiver, als mich die Leute kennen: *box to box*. Und ich geniesse es richtig. Ich bin ja eigentlich ein geborener Stür-

Die Perspektiven für die WM?

«Wir dürfen träumen», sagt Xhaka, «auch von etwas ganz Grossem.»

mer, habe im Nachwuchs im Angriff gespielt. Danach wurde ich zum defensiven Mittelfeldspieler umgeschult.»

Inzwischen ist der 106-fache Internationale wieder zu Arsens Vize-Captain aufgestiegen. Die Wertschätzung der Teamkollegen hat Xhaka sowieso nie verloren. Arsenal-Captain Martin Ødegaard zur NZZ: «Xhaka ist ein Freund, unser Verhältnis ist sehr eng. Er ist jemand, mit dem ich viel rede, ich versuche, viel von ihm zu lernen. Er ist ein grossartiger Spieler und ein grossartiger Anführer.»

Xhaka surft auf der Erfolgswelle, auch mit der Nati. Im Sommer 2021 schlägt die Schweiz sensationell Weltmeister Frankreich an der Europameisterschaft und zieht erstmals an einer Endrunde in die Viertelfinals ein. In der Qualifikation für die Weltmeisterschaft 2022 hält die Nati die favorisierten Europameister aus Italien auf Distanz. Nun besiegt sie erst Spanien, dann Tschechien und verhindert so den Abstieg aus der höchsten Gruppe der Nations League.

Dankbarkeit und Respekt

Auf die Frage, ob sich die Mannschaft weiterentwickelt habe, sagt Xhaka: «Wenn man Spanien und Tschechien schlägt, hat man Fortschritte gemacht.» Und wie sieht er die Perspektiven der Schweiz an der WM in Katar, die in ein paar Wochen beginnt? «Sechs Punkte aus zwei Spielen geben viel Selbstvertrauen. Die, die mich kennen, wissen, dass ich grosse Erwartungen an mich und die Mannschaft habe. Wir dürfen träumen, auch von etwas ganz Grossem. Aber wir nehmen Schritt für Schritt.»

Vorerst ist er damit beschäftigt, die Tabellenführung in der Premier League zu verteidigen. Ein Punkt liegt Arsenal vor Titelverteidiger Manchester City. Die «Citizens» gewinnen am Tag nach Xhakas Gala gegen Tottenham ihr Derby gegen Manchester United – mit dem Winterthurer Manuel Akanji in der Startelf.

Zwei Nati-Teamstützen auf den Plätzen eins und zwei der besten Fussballliga der Welt: Wenn das keine rosige Aussichten auf die WM sind! Am 24. November bestreiten Xhaka, Akanji und Co. ihr erstes Gruppenspiel gegen Kamerun. Vier Tage später trifft die Schweiz auf Rekordweltmeister Brasilien – und Xhaka auf seinen Arsenal-Kollegen Gabriel Jesus, der ihm vor lauter Dankbarkeit und Respekt schon mal die Schuhe putzt.

Max Kern war Chefreporter Fussball beim *Blick*. Er begleitet die Nationalmannschaft seit 36 Jahren.

Blamables Werk über Marilyn Monroe

Ein Netflix-Film masst sich bei der Ikone zu viel Interpretation an.



Seit kurzem läuft «Blonde» bei Netflix, ein Film von Andrew Dominik über das Leben von Marilyn Monroe (gespielt von Ana de Armas). Er hat zwei Botschaften: Männer sind alles lüsterne Schweine, und Marilyn wollte eigentlich gar nie Schauspielerin werden, sondern wurde (von Männern) ins Showbusiness gezwungen. Ihren Erfolg hatte sie dann auch ihnen zu verdanken, denn vor lauter unaufgearbeiteter Traumata ist sie nicht in der Lage, ein selbstbestimmtes Leben zu führen und eigene kluge Entscheide zu treffen. Der Film zeigt eine hilfsbedürftige und psychisch völlig labile Marilyn, die beinahe einen Vormund braucht und mit tränengefüllten Rehaugen von Szene zu Szene taumelt, von der Welt benutzt und missbraucht.

«Blonde» ist fiktional, und selbstverständlich können Filmemacher ihre Figuren nach eigenem Empfinden interpretieren. Aber was, fragt man sich, mag der Zweck sein hinter dieser einseitigen Darstellung des Kultstars als überfordertes Geschöpf ohne Talent, eigenen Ambitionen und Durchsetzungsvermögen? Ihr Potenzial als Schauspielerin wird in der Biografie nur kurz beleuchtet, etwa, wenn sie beim Casting vorspricht, ansonsten wird Marylins Können samt ihrer Persönlichkeit aufs Unsichersein reduziert.

Die Andeutung, die sich durch den ganzen Film zieht, dass sie eigentlich nie berühmt sein, sondern einfach nur ein normales Leben führen wollte, lässt mich als einstige *aspiring actress* mit Hollywood-Vergangenheit aber wirklich lachen. «Das bin doch nicht ich», sagt sie immer wieder über sich selbst, als ob alle sie zum Ruhm gedrängt hätten und ihr ganzes Handeln fremdbestimmt war – wo sie ja, ganz abgesehen davon, jederzeit einen anderen Weg hätte einschlagen können. Aber, der Film zeigt uns: Nein, konnte

sie eben nicht, weil ihre Traumata aus der Kindheit, entstanden durch Zurückweisungen der Mutter und Abwesenheit des Vaters, sie daran hinderten, dem Drang nach Anerkennung zu widerstehen.

Als hätte er Marilyn einige Male zu oft «I Want to Be Loved by You» singen gehört, lässt Regisseur Dominik ihr übersteigertes Gefallbedürfnis immer wieder durchblicken, diese fehlende Bestätigung ihres Daddys, einer Vaterfigur, bei der sie Geborgenheit sucht. Ihre *daddy issues* sind es dann auch, die sie diese Anerkennung (vor allem von älteren Männern) suchen und sie das tun lassen, was man von ihr verlangt. Auch wenn es Missbrauch bedeutet.

Anerkennung ist die Motivation vieler Menschen, gewiss war sie auch ein Antrieb im Leben der Hollywood-Ikone. Dass Marilyn eine schwierige Kindheit hatte, ist überliefert, später wurde sie von mächtigen Männern ausgenutzt (und gleichzeitig gepusht). Auch die Tatsache, dass ihre Rollen sich hauptsächlich auf die naive Blonde beschränkten und sie von vielen nie als ernsthafte Schauspielerin wahrgenommen wurde, bereitete ihr Mühe. Das aufzuzeigen, ist spannend, nur wird ihre Suche nach Anerkennung als krankhaft dargestellt, während charakterliche Vielschichtigkeit völlig fehlt.

Dabei war Marilyn so viel mehr als die tollpatschige, dauerverunsicherte Blondine mit Texthängern. Sie war witzig, belesen, ausdauernd, lernbegierig, schlagfertig. «Ich komme eigentlich nie zu spät; die anderen haben es bloss immer so eilig.» Wer solche Sätze herausschmettert, der ist sich über seine Rolle vollends im Klaren. Sie hatte ihre eigene Produktionsfirma gegründet, in den späteren Erfolg Jahren bestimmte sie die Auswahl der Regisseure ihrer Filme mit. Ihrer Tabletensucht, ihren Aussetzern zum Trotz: Wenn Marilyn eine

Szene im Kasten hatte, konnte es keine besser. Gerade die Mischung aus Unsicherheit und Präsenz schuf ihre ungewöhnliche Ausstrahlung. Diese Frau hatte vielen anderen etwas voraus: Sie kannte sich. Sie hinterfragte sich ständig, suchte Erklärungen für ihre Schwächen. Hatte permanent versucht, mehr aus sich zu machen. In wichtigen Momenten fragte sie ihr Umfeld: «Soll ich jetzt sie sein?» Mit «sie» meinte sie das Sexidol.

Irritiert äusserte sich so mancher Zuschauer auch über die Szene, in der Marilyn John F. Kennedy auf seinem Bett oral befriedigt (und er sie wie ein Stück Dreck behandelt, er gehört ja wie alle anderen zu den Bösen) – während ihr Gesicht minutenlang in Grossaufnahme zu sehen ist. Ein anderer Zweck, als das Publikum provokativ der Schlipfgrigkeit auszusetzen, ist tatsächlich nicht erkennbar. Ich kann mir vorstellen, wie die Macher sich bei der finalen Abnahme im Schnittraum gegenseitig auf die Schultern klopfen, weil sie diese filmische Umsetzung des männlichen Schurkentums grandios fanden.

Willst du eine Geschichte über das Hollywood der sechziger Jahre erzählen, grossartig. Nur würde sich das Kreieren neuer Charaktere dafür besser eignen als die Vereinnahmung von historischen Figuren in abwertender Manier. Marilyn Monroe, die im gleichen Jahr wie die verstorbene Queen geboren wurde und im August 96 geworden wäre, hätte sich für dieses Porträt ihres Ichs wohl geschämt und dennoch auf ihre eigene, kokett-unschuldige Art gesagt: «Unterschätzt zu werden ist immer noch besser, als überschätzt zu werden.»

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Schönheiten des Vaterlands: Alpabzug im Appenzellerland.

Angriff auf Natur und Demokratie

Energiepolitik auf Abwegen: Mit erschreckender Selbstverständlichkeit und horrendem Tempo hat das Parlament den Landschaftsschutz und die Mitspracherechte der Bevölkerung ausgehebelt.

Vera Weber

Wer die erste Debatte des Ständerates über das Energiegesetz mitverfolgte, staunte nicht schlecht – gelinde ausgedrückt. Da wurden kurzerhand der Natur- und Landschaftsschutz sowie die Schweizer Alpen auf dem Altar der Energieversorgung und des Klimaschutzes geopfert. Geschickt und ehrlich sei das revidierte Energiegesetz, denn es beinhalte ein zusammenhängendes Konzept mit zwei Beinen. Schneide man ein Bein ab, so sei das Gleichgewicht gestört, argumentierte die übermächtige Befürworterseite. Welch technokratisches Geschwätz in der kleinen Kammer, die anscheinend jegliche Orientierung verloren hat. Der in der Nationalhymne besungene Alpenfirn soll sich in Zukunft nicht mehr röten, sondern im Strahlenmeer der Solarpanels ertrinken. Betet, freie Schweizer, betet!

Angst und Panik zu schüren, hat sich als wirkungsvolle Methode etabliert, um dem

Bern

Volk «aussergewöhnliche» Massnahmen «beliebt» zu machen. Seit Monaten vergeht keine Woche, in der die zuständige Bundesrätin und die Energielobby nicht einen Blackout, eine Stromknappheit sowie Kälte, Kerzenlicht und Duschverbote androhen. Das Parlament nutzt diese Gunst der Stunde und verabschiedet ein für dringlich erklärtes Gesetz, welches vorsieht, dass der Bau von Solaranlagen in unseren intakten Alpen allen anderen Interessen «grundsätzlich» vorgeht, auch dem Natur- und Landschaftsschutz.

Referendumsrecht ade

Und dies ist erst der Anfang, denn in der Winter-session soll ein weiteres dringliches Gesetz «zur Beschleunigung von fortgeschrittenen Windparks und von grossen Vorhaben der Speichermassenerzeugung» verabschiedet werden. Das ganze Vorgehen ist derart gut inszeniert, dass Medien wenig kritisch die Absicht des Bundesrates und des Parlaments flankieren, Tausende von

Sonnenkollektoren und Windrädern in unseren schönsten Landschaften zu installieren.

Eine Vorlage des Bundesrates oder eine parlamentarische Initiative muss ein Vernehmlassungsverfahren durchlaufen, während dessen sich alle relevanten und interessierten Kreise äussern können. Doch bei der dringlichen Revision des Energiegesetzes wurden verschiedene Ergänzungen von der vorberatenden Kommission des Ständerats in die Vorlage eingefügt – nachträglich und ohne dazu eine Vernehmlassung nachzuholen. Im Expresstempo wurden die üblichen demokratischen Prozesse in Grund und Boden gefahren.

Hinzu kommt, dass die für dringlich erklärte und umgehend in Kraft gesetzte Revision des Energiegesetzes das Referendumsrecht faktisch aushebelt. Dies, obwohl die Massnahmen keinen Beitrag zur Stromproduktion im kommenden Winter leisten und die Dringlichkeit deshalb nicht gegeben ist. Diese «dringlichen» Massnahmen sollen den Eindruck erwecken,

dass sie die Stromlücke im kommenden Winter schliessen können, dabei wird es Jahre brauchen, bis diese Solaranlagen gebaut werden und ans Netz können.

In einem Arbeitspapier an die Umwelt- und Energiekommission kommt das Bundesamt für Justiz folgerichtig zum Schluss, dass angesichts der Konflikte mit verschiedenen Verfassungsbestimmungen die Vorlage einem obligatorischen Referendum zu unterstellen sei. Dies bedeutet, dass die Vorlage automatisch und ohne Unterschriftensammlung dem Volk vorgelegt werden muss. Doch selbst über diesen Einwand des juristischen Gewissens der Bundesverwaltung setzte sich das Parlament hinweg.

Wert der Natur

Nachdem der Rechtsstaat unterlaufen und die direkte Demokratie demontiert wurde, befiehlt das Parlament den uneingeschränkten Angriff auf unsere (noch) intakte Natur und unsere wertvollen Landschaften, auf die wir viel dringender angewiesen sind als auf einen zufälligen Zusatz von elektrischem Strom.

Die Ausbreitung von Siedlungen und Infrastrukturen sowie die ungezügelter Zunahme der Bevölkerung üben einen immer grösseren Druck auf die Naturräume aus, die Tag für Tag kleiner werden. Und wenn es um den Klimaschutz geht, sollten wir nicht vergessen, dass natürliche Ökosysteme unsere wichtigsten Verbündeten bei der Eindämmung des Klimawandels sind, da sie viel CO₂ absorbieren und extreme Wetterereignisse abmildern.

Zudem brauchen wir Räume mit unberührter Natur für unsere Gesundheit und unser seelisches Gleichgewicht. In unserer zunehmend verstädterten Welt gewinnt der Erholungswert der Natur an Bedeutung, sie wird als Urlaubsziel, für Sonntagsausflüge oder zum Wandern gesucht und ist Teil unserer Identität. Die bereits erwähnte Schweizer Nationalhymne besingt die «Schönheiten des Vaterlandes, die zur ergriffenen Seele sprechen».

Eine Notsituation kann zwar aussergewöhnliche Massnahmen rechtfertigen, darf aber nicht die Strukturen und Prozesse gefährden, die das Fundament unserer Demokratie und die Grundlage für den Erfolg unseres Landes und unseres Wohlstands bilden. Sie steht im Widerspruch zu den Grundsätzen der Verfassung und des Übereinkommens von Aarhus, welches vom Parlament am 27. September 2013 bestätigt wurde.

Das Übereinkommen sichert den Zugang zu Informationen, die Öffentlichkeitsbeteiligung an Entscheidungsverfahren sowie den Zugang zu Gerichten in Umweltangelegenheiten. Durch die Ausklammerung von Raumplanungs- und Umweltgesetzen und die Erklärung, dass ein nationales Interesse allen anderen Interessen übergeordnet sei, wird das Beschwerderecht der Umweltverbände faktisch abgeschafft.

Bei diesen Projekten mit erheblichen Beeinträchtigungen von Landschaft und Natur wird es also keine Interessenabwägung oder Abstimmung mehr geben können.

Bei dem politischen Aktivismus vergisst man, dass es andere Wege gibt. Die nachhaltigste Art, Energieressourcen zu schonen, sind die Mässigung unseres Verbrauchs und der Kampf gegen die Verschwendung. Die jüngsten Appelle des Bundesrates zu diesem Thema sind erfreulich, aber auch ein wenig deprimierend, wenn man sich daran erinnert, dass es die gleichen Rezepte sind, die Umweltorganisationen bereits in den 1970er Jahren vorgeschlagen haben.

Heute gibt es ein riesiges Potenzial für die Erzeugung von erneuerbarem Strom, ohne dass die Natur geschädigt werden muss. Laut einer vom Bundesamt für Energie veröffentlichten Studie beträgt das Potenzial an Sonnenenergie, das auf Schweizer Gebäuden genutzt werden kann, 67 Milliarden Kilowattstunden pro Jahr.

Es gibt ein riesiges Potenzial für die Erzeugung von Strom, ohne dass die Natur geschädigt werden muss.

Dies entspricht 110 Prozent des Stromverbrauchs in der Schweiz. In diesem Punkt hat sich das Parlament nicht geirrt, da er ein ganzes Kapitel des revidierten Gesetzes der Förderung von Solarenergie auf Infrastrukturen widmet.

Flucht in hochsubventionierte Projekte

Das bedeutet: Das «Zukleistern» der Alpen mit Solaranlagen ist nicht nur schädlich, sondern überflüssig. In den Bergen gibt es eine Vielzahl von Infrastrukturen, Gebäuden, Dämmen und Strassen, die mit Solaranlagen ausgestattet werden können, ohne die Natur zu beeinträchtigen. Zudem sind Solaranlagen, die in sogenannten intelligenten Nachbarschaftsnetzen zusammengeschlossen sind, effizienter und kostengünstiger als grosse Erzeugungsanlagen, die weit vom Verbraucher entfernt sind und hohe Energieverluste für den Transport und die Pumpspeicherung mit sich bringen.

Eine Notsituation kann keinen Abbau der demokratischen Institutionen rechtfertigen, welche die Stärke unserer Gemeinschaft ausmachen, den Erfolg unseres Landes und das Wohlergehen seiner Bevölkerung garantieren.

Solarenergie auf bestehenden und neuen Bauten ist der vernünftige Weg, um Gletscher zu retten und den Klimawandel einzudämmen. Eine Ökologie gegen die Natur wird sich hingegen gegen uns wenden. Ohne kritischen Widerstand der Bevölkerung und der Umweltverbände riskiert man die Flucht in absurde, mit Steuergeldern hochsubventionierte Projekte, die unsere schönsten Landschaften zerstören.

Vera Weber ist Präsidentin der Fondation Franz Weber.

Friedensengel Musk unter Beschuss

Elon Musk nervt. Seine Medienpräsenz nervt. Sein missionarischer Eifer nervt. Sein Aktionismus nervt. Erst recht nervt seine Überheblichkeit. Doch manchmal braucht es eben Menschen, die nerven: um Dinge weiterzubringen, um eingerostete Denkstrukturen zu ändern, um Neues zu wagen.

Wie wichtig eine überhebliche Nervensäge wie Elon Musk mitunter sein kann, zeigte sich gestern. Da präsentierte Elon Musk auf seinem Lieblingsmedium Twitter einen Vorschlag zur Beendigung des Ukraine-Krieges: Wiederholung der Wahlen in den von Russland annektierten Gebieten unter Uno-Aufsicht, Krim gehört zu Russland, Wasserversorgung der Krim wird sichergestellt, und die Ukraine bleibt neutral, tritt also nicht der Nato bei.

Die offiziellen Vertreter der Ukraine reagierten wie zu erwarten. Mit Hohn, Spott und Beleidigungen. Der ukrainische Anti-Diplomat Melnyk twitterte: «Fuck off is my very diplomatic reply to you.» Und die deutschen Medien? Die positionierten sich wie gewohnt und machten sich mehr oder minder deutlich über Elon Musk lustig. Dabei hatte der amerikanische Milliardär den Finger in die richtige Wunde gelegt. Frieden muss her, und zwar so schnell wie möglich.



Neues wagen: Elon Musk.

Elon Musks Vorschlag zielt dabei in die richtige Richtung. Und vermutlich wird am Ende des Tages eine vergleichbare Lösung zumindest einen Waffenstillstand ermöglichen.

Doch statt sich angesichts der Ausfälle eines Melnyks oder Selenskyjs zu fragen, wie lange man noch eine ukrainische Führung unterstützen will, die nicht Frieden will, sondern Triumph und Rache, echauffierten sich die deutschen Medien lieber über den Laiendarsteller Musk.

Mag sein, dass Musk ein politischer Laie ist. Das hindert ihn jedoch nicht, die Lage klar einzuschätzen. Anders als viele Profis übrigens. *Alexander Grau*

Stell dir vor, es ist schon lange Krieg und niemandem ist es aufgefallen

Es gäbe keinen Krieg ohne billiges Papiergeld und willfährige Medien. Nur mündige Bürger können die Kriegsindustrie stoppen.

Milosz Matuschek

Auf dem Münchner Oktoberfest gibt es seit über hundert Jahren das «Teufelsrad». Schon Karl Valentin soll auf der berühmten Drehscheibe Platz genommen haben, die am Ende jeden durch die Zentripetalkräfte der Drehung abwirft. Befinden sich inzwischen ganze Gesellschaften auf einem solchen Teufelsrad? Das Rad der Ereignisse dreht sich jedenfalls gefühlt immer schneller und immer verwirrender. Spätestens seit der Ostsee-Pipeline-Sabotage und der öffentlichen Dankesadresse an die USA durch den ehemaligen polnischen Aussen- und Verteidigungsminister Radek Sikorski via Twitter fühlt man sich wie im falschen Film. Wenn das unsere Freunde sind, um was geht es hier überhaupt? Wer will eine Eskalation des Russland-Ukraine-Kriegs? Und mit welchem Ziel? Gerade müssen sich viele Medien und Politiker besonders dumm stellen, um nicht noch dümmmer dazustehen.

Verwirrung der Orientierung ist ein taktisches Kriegsmittel, und wenn es nur darum ginge, müsste man feststellen: Wir sind längst im Krieg – und das nicht erst seit dem Russland-Ukraine-Konflikt. Allein die Verwirrungen der Logik in den letzten zwei Pandemie-jahren, die Eskalation der Massnahmen, die falschen Freiheitsversprechen sowie die massive Beschränkung des öffentlichen Diskurses sprechen eine deutliche Sprache der Eskalation. Sicher: Noch landen keine Granaten in europäischen Vorgärten. Doch der Krieg schleicht sich langsam, aber sicher in den Alltag der Menschen, sei es durch Teuerung, Energierationierung oder Flüchtlingsströme. Er soll sich in Hirnen, Herzen und Eingeweiden festsetzen, frei nach dem Motto: «Nie darüber reden, immer daran denken.»

Erste Patronen enthielten Tinte

Die letzten Jahre lassen sich mit etwas Distanz unschwer als eine psychologische Massenkonditionierung auf Krieg deuten. Krieg beginnt nicht erst mit Kriegserklärungen oder dem ersten Schuss. Krieg beginnt mit dem Muster der Etablierung eines eindimensionalen Feindbilds sowie mit dessen permanenter Propagierung. Diese Aufgaben haben die Medien



Die Vermeidung als zivilisatorische Meisterleistung.

des Westens nur zu gerne übernommen. Der erste Schuss fiel demnach in den Redaktionen, wo bezeichnenderweise auch noch grösstenteils Wehrdienstverweigerer sitzen dürften. Die ersten Patronen enthielten Tinte.

Der Informationskrieg beginnt unsichtbar und unscheinbar mit einer blossen Rhetorik von Kampf, Schlacht und Sieg. Alles noch

Der Bürger hat im Krieg nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren.

Metaebene, alles noch reines Stilmittel. Aber so programmiert man Köpfe. «Kampf» gegen Arbeitslosigkeit. «Krieg» dem Hunger auf der Welt! Wer wäre da dagegen? Es folgte der – Achtung, weltweite! – «Krieg gegen den Terror». Der Kampf gegen rechts. Gegen Trump. Gegen den Klimawandel. Dann der Krieg gegen ein angeblich sehr gefährliches Virus. Mal Operation Wüstensturm, mal Operation Mikrobensturm. Und immer müssen alle mitmachen gegen den gemeinsamen, oft unsichtbaren Feind. Im deutschen Gesundheitsminister steckt seit kurzem auch ein Kriegsminister: «Wir sind im Krieg mit Putin», tweetete er vor wenigen

Tagen. Das sind ja Neuigkeiten! Widerspruch von der Regierung? Von den Medien? Fehlansage.

Kriegsrhetorik hat immer das gleiche Ziel: keinen Zweifel daran zu lassen, wer der Feind ist. Kriegsrhetorik will Krieg oder nimmt ihn zumindest billigend in Kauf. Derartige Worte sind Waffen, keine Lichter der Aufklärung oder Information. Die Konditionierung begann zu wirken, als es der Leserschaft egal wurde, dass Kritiker an einer bestimmten Politik (man setze ein: Migration, Klima, Corona) plötzlich zu Unpersonen und Parias erklärt wurden. Es betraf ja stets die anderen. In der Sprache des Krieges sind dies Verräter an der guten und richtigen Sache sowie Defätisten. Dass im Krieg die Wahrheit das erste Opfer ist, dürfte seit hundert Jahren zum rudimentären Kenntnisstand eines jeden gehören, der schon mal ein Geschichtsbuch in der Hand hatte. Wenn es nicht mehr um den Prozess der Wahrheitsfindung geht, müssen bei jedem Demokraten die Alarmglocken schrillen. Die PR-Kampagnen zur Beeinflussung der Impfbereitschaft in Bezug auf Covid-19 wurde schon erdacht, bevor es diese überhaupt gab. Aus der Sicht der Propaganda ist es egal, was man verkauft: Hamburger, Gentherapien oder Flächenbombardements. Mit

dem Fanfarenstoss ist der Kopf in der Trompete. Hass und Spaltung sind ein lohnendes Mediengeschäft, wie schon der Journalist Matt Taibbi in seinem Buch «Hate Inc.» dargelegt hat. Man muss es dann nur noch ein klein wenig hinter Begriffen wie Achtsamkeit, Diversität und *empowerment* verstecken.

Krieg bedeutet stets totale Kontrolle über Ressourcen des Bürgers, vom Eigentum bis hin zum Leben. Der erste massive Kontrollzugriff ist in den letzten Jahren bereits erfolgt, durch Impfässe und QR-Code-Passierscheinsysteme. Der Präzedenzfall ist gesetzt. Man kann die Pandemie wie eine Generalprobe lesen, wie eine Konditionierung auf bedingungslosen Gehorsam. Auch in der Pandemie wurde bei jeder Massnahme so getan, als sei diese absolut alternativlos und garantiert effektiv. Heute zählt man die Impfschäden und Kollateralschäden für die Wirtschaft. Gerade stellen sich westliche Politiker ebenso präpotent hin wie in Pandemiezeiten und verkünden das Endziel des Sieges über Putin. Deutschland als Militärprotektorat der USA hat dabei offensichtlich die Aufgabe, dem Hegemon die Ressourcen zum Sieg zu liefern. Artig bezahlt man den Tribut des teuren Fracking-Gases aus den USA und «beschenkt» den Wähler mit 200 Milliarden seines eigenen Geldes, um ihn noch etwas ruhig zu halten.

Es ist immer eine Barberei

Der Krieg ist nicht der Vater aller Dinge, wie es Heraklit gesagt haben sollte. Er ist das Ende aller Dinge. Er löst kein Problem, er schafft nichts Produktives, er kleidet sich im Mantel eines pathetischen Heroismus und bringt nur Leid, Tod und Zerstörung. Der Krieg ist ein Grundübel der Welt, genauso wie seine Schergen, Profiteure und die Kriegslobby. Die Vermeidung des Krieges ist eine zivilisatorische Meisterleistung. Der Krieg selbst ist immer Barberei, egal, wie man ihn tarnt. Die Kriegsmaschinerie läuft seit je am besten mit zwei Betriebsmitteln: billigem Geld aus zentral-monopolistischen Quellen und billig erkaufte Information durch ebenso günstig zentralisierbare Medienkanäle.

Geld und Information könnten längst Bastionen des Bürgers sein, das gilt im 21. Jahrhundert noch viel mehr als je in der Geschichte zuvor, siehe Bitcoin und unzensurable Medienkanäle in Zeiten des Internets. Die Machtfrage ist keine Frage der technologischen Machbarkeit mehr, sondern eine Frage des Vorsprungs und des Willens, ihn aufzuholen. Das Hinterherhinken hinter den eigenen Möglichkeiten bezahlt die Menschheit bis dahin in der Währung des eigenen Blutes. Der Bürger hat im Krieg nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. Vom Teufelsrad der Geschichte in Teufels Küche ist es nur

Milosz Matuschek ist Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org und Autor des *Spiegel*-Bestsellers «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty).

Bye-bye BH

Immer mehr Frauen verzichten auf Büstenhalter. Warum?

Samantha Zaugg

Vielleicht erwarten Sie hier nun ein feministisches Grundsatzmanifest. Dass ich elaboriere, dass der BH ein Käfig ist. Dass er metaphorisch steht für patriarchale Zwänge und Unterdrückung. Dass es zum feministischen Initiationsritus gehört, all seine Büstenhalter in einem grossen Feuer zu verbrennen, um in den Zirkel aufgenommen zu werden. Dass die Frauen dann alle nackt ums Feuer tanzen und schwesterlich menstruieren.

Würd ich gern schreiben. Aber ich muss Sie enttäuschen. Erstens weiss ich nichts von einem solchen Zirkel. (Wenn Sie darüber Kenntnis haben, seien Sie so gut und schicken Sie mir eine Mail, ja?) Und zweitens ist das mit dem BH aus feministischer Sicht kein Thema. Ich bin sogar extra nochmals meine Referenzen durchgegangen. Aber Texte, die explizit den Büstenhalter verhandeln, hab ich keine gefunden. Weder Simone de Beauvoir, Rebecca Solnit, Bell Hooks noch sonst wer haben durchdekliniert, inwiefern es ein feministisches Statement ist, keinen BH mehr zu tragen. Die Antwort auf die Frage, weshalb Frauen keine BHs mehr tragen, ist ziemlich banal: weil sie mit ihrem Körper machen können, was ihnen passt. Eigentlich wär's das.

Starkes Bild

Aber ich sehe, dass es Diskussionsbedarf gibt. Irgendwie wird der BH, insbesondere der Verzicht darauf, als feministischer Akt gelesen. Ich sehe auch, wo das herkommt. In der zweiten Welle des Feminismus, etwa siebziger Jahre, gab es ja vereinzelt öffentliche BH-Verbrennungen.

Das ist schon ein starkes Bild. Hat sich anscheinend bis heute ins kollektive Gedächtnis eingepägt. Aber schon damals war das eher ein Nebenschauplatz. Und auch heute ist der BH nicht Zentrum des feministischen Diskurses. Es geht mehr um Themen wie das Rentenalter, die Revision des Sexualstrafrechts oder das Recht auf

Schwangerschaftsabbruch. Oder, auf der Metaebene, darum, wie geschlechterspezifische Verhaltensweisen auf kulturelle Prägung statt biologische Determination zurückzuführen sind. Im Übrigen kein neuer Ansatz. Hedwig Dohm, Feministin aus Deutschland, hat dazu bereits Ende des 19. Jahrhunderts publiziert.

Aber irgendwie haben es diese Themen nicht in die breite öffentliche Diskussion geschafft. Ist halt auch alles ziemlich kompliziert. Ich sehe schon, das mit dem BH ist zugänglicher.

Item. Ich kann jedenfalls versichern, wenn Frauen keine BHs tragen, ist es vermutlich, weil sie nicht wollen. Vielleicht finden sie es bequemer. Vielleicht wollen sie Geld sparen. Oder

ihr Nippel-Piercing in Szene setzen. Oder sonst was. Es ist eigentlich auch egal. Denn Menschen können mit ihren eigenen Körpern machen, was sie wollen. Aber vor allem bei weiblich gelesenen Körpern geht das manchmal vergessen. Deshalb erläutere ich an dieser Stelle nochmals gerne: Frauen können ihre Brüste vergrössern lassen, High Heels tragen, sich einen Damenbart stehen lassen oder sich schminken. Vielleicht auch alles gleichzeitig, wenn sie das möchten. Das ist, wie das Tragen oder Verzichten

auf den BH, nicht zwingend als feministisches Statement zu lesen.

Macht ja auch Sinn. Denn soweit ich informiert bin, ist es auch kein Statement, dass Männer, wenn man denn in diesen binären Kategorien denken möchte, keine Büstenhalter tragen.

Obwohl, wieso eigentlich nicht? Ich hab schon Männer gesehen, die haben grössere Brüste als ich. Da könnte es vielleicht mal einen Versuch wert sein. Ich will diesen Text also mit einem persönlichen Ratschlag abschliessen. Es gibt BHs, die ziemlich bequem sind. Ich kann vor allem Modelle ohne Bügel sehr empfehlen.

Samantha Zaugg ist freie Journalistin, Kolumnistin und Kunststudent.



Sie machen, was sie wollen:
Autorin Zaugg.

Trügerische Erfolge

Südamerikas wiederauferstandene Linke ist schwächer, als sie scheint. Das zeigt sich auch in Brasilien, wo der erwartete Erdrutschsieg ausblieb.

Alex Baur



Nepotismus und Bestechlichkeit: Präsidentschaftskandidat Lula da Silva in São Paulo, 1. Oktober.

Am Sonntagabend sah es anfänglich nach einer Sensation aus: Der rechte Präsident Jair Bolsonaro lag nach dem Start mit 48 Prozent der Stimmen deutlich vor seinem linken Herausforderer Lula da Silva. Im Laufe der Auszählung wendete sich das Blatt allerdings kontinuierlich zugunsten von Lula, der nun mit 48 Prozent in die zweite Runde steigt. Bolsonaro schaffte 43 Prozent.

Das Endergebnis lieferte auch die Erklärung: Während der reiche, modernere Süden mehrheitlich für Bolsonaro stimmte, hatte Lula im ärmeren, rückständigeren Norden die Nase weit vorne. Und dort dauerte die Auszählung halt etwas länger. Trotzdem: Sämtliche Meinungsumfragen, die Bolsonaro letzte Woche einen Stimmenanteil von bloss 33 bis 34 Prozent zugewilligt und Lula einen Sieg in der ersten Runde prophezeit hatten, lagen grossartig daneben.

Noch krasser fielen die Fehlprognosen bei den parallel stattfindenden Gouverneurs- und

Parlamentswahlen aus. Zwar ist eine klare Zuordnung in ein Links-rechts-Schema wegen der Zersplitterung der Parteienlandschaft in Brasilien schwierig. Doch der prognostizierte Durchmarsch von Lulas Arbeiterpartei entpuppte sich als Wunschdenken der Meinungsmacher, deren Glaubwürdigkeit damit historische Tiefstwerte erreicht haben dürfte.

Petro- und Narco-Milliarden

Noch ist nichts entschieden. Bis zum zweiten Wahlgang Ende Oktober ist vieles möglich. Doch Lula hat die Nase vorne. Und er liegt damit in einem Trend, der in ganz Südamerika zu beobachten ist. Überall, von Argentinien über Chile und Peru bis Kolumbien, wurden in jüngerer Zeit linke bis extrem linke Regierungen gewählt. Es ist allerdings ein trügerischer Trend.

Schaut man sich die Resultate etwas genauer an, waren sie in der Regel knapp und eine Folge von Protestvoten. Die linken Regierungen können ihre Programme, sofern sie über-

haupt solche haben, kaum umsetzen. In Chile scheiterte Gabriel Boric mit einer neuen Verfassung kürzlich grandios an den Urnen. In Peru schaffte es der hoffnungslos überforderte und in Korruptionsskandale verstrickte Pedro Castillo nicht einmal, die versprochene Verfassung auf die politische Agenda zu bringen.

Die linken Regierungen können ihre Programme, sofern sie überhaupt solche haben, kaum umsetzen.

In Kolumbien ringt Ex-Guerillero Gustavo Petro immer noch mit der Zusammenstellung eines Kabinetts, während Fernández & Fernández in Argentinien vor allem mit sich selber beschäftigt sind.

Die nuller Jahre, als sich die südamerikanische Linke mit den Petro- und Narco-Milliarden des Hugo Chávez im Rücken fast alles erlauben und leisten konnte, sind Geschichte. Das katastro-

phale Versagen des Sozialismus in Venezuela lastet vielmehr als schwere Hypothek auf ihren Schultern. Umso verwunderlicher ist die unverhoffte kontinentale Renaissance der Linken. Die Erklärung dafür liegt wohl eher bei den unter sich arg zersplitterten und zerstrittenen konservativen und wirtschaftsliberalen Kräften. Sie haben es schlicht nicht geschafft, sich auf eine glaubwürdige Alternative zu den ewigen links-populistischen Rezepten zu einigen.

Strafverfahren gegen Spitzenpolitiker

Brasilien liefert ein leuchtendes Beispiel für diese These. An den aktuellen Wahlen haben sich offiziell 27 Parteien beteiligt. Die meisten von ihnen sind an einen bestimmten Kandidaten gebunden und weltanschaulich oft kaum zu verorten. Dass ein Politiker seine Parteizugehörigkeit selbst während einer laufenden Legislatur wechselt, ist eher die Regel denn die Ausnahme.

Die Justiz trägt das ihre zum Chaos bei. Es gibt kaum einen Spitzenpolitiker, der keine Strafverfahren am Hals hat. Neben dem nur dank juristischen Spitzfindigkeiten einer langjährigen Gefängnisstrafe entronnenen Spitzenkandidaten Lula bewarben sich weitere 25 wegen Korruption verurteilte Politiker für einen Sitz im Senat oder im Abgeordnetenhaus. Dass sie überhaupt kandidieren, zeugt von einem geringen Vertrauen in diese Urteile. Tatsächlich bezweifelt niemand, dass die brasilianische Politik von Nepotismus und Bestechlichkeit durchdrungen ist. Nur gilt die hoffnungslos verpolitisierte Justiz als korrupteste aller Instanzen. Und das macht die ganze Angelegenheit doch ziemlich kompliziert.

Unterzieht man die vier Jahre Bolsonaro einer nüchternen Analyse, fällt die Bilanz durchzogen aus. Jair Bolsonaro war angetreten als konservativer Aussenseiter und erklärter Gegner des linksliberalen Zeitgeistes. Mit dieser Haltung gewann er die Wahlen vor vier Jahren, notabene schon damals vor allem im Süden, wo Woke-ness ein grosses Anliegen ist. Der weniger entwickelte und von Armut betroffene Norden dagegen kämpft mit ganz anderen Problemen. Mit geschmäckerlichen Lifestyle-Themen wie Schwulenrechte, Umweltschutz und Genderquoten ist hier kaum zu punkten. Doch Bolsonaro ist es offensichtlich nicht gelungen, die Wählerschaft des Nordens für sich einzunehmen.

Entscheidend für dieses Wählersegment ist die Wirtschaft. Danach kommt lange nichts mehr. Just in diesem Bereich ist eine faire Beurteilung der Regentschaft von Bolsonaro indes schwierig. Die durch die Corona-Massnahmen ausgelöste weltweite Rezession hat auch Brasilien getroffen. Gemessen an seinen Nachbarländern, erholte sich Brasilien wirtschaftlich zwar markant schneller und besser. Nur machen die Wähler diesen internationalen Vergleich

kaum. Sie sehen nur das eigene Portemonnaie. Dabei warnte Bolsonaro als einer der weltweit ganz wenigen Politiker vor den verheerenden Folgen der Corona-Lockdowns gerade für die ärmeren Bevölkerungsschichten. Der Vergleich mit der «gripezinha» – Bolsonaro hatte einen bekannten Arzt zitiert, der meinte, Covid-19 sei nicht mehr als eine «kleine Grippe» – blieb an ihm hängen wie ein Kainsmal. Sein Einsatz für die Freiwilligkeit der Impfung wurde böswillig umgedeutet in eine Ablehnung der Impfung. Lula bezichtigte Bolsonaro, mit dem Segen der Justiz, deshalb sogar des Genozids.

Im brasilianischen System hat der Präsident nur einen sehr beschränkten Einfluss auf die Corona-Massnahmen, die vor allem von den

Tatsache ist, dass hier bezüglich Naturschutz die strengsten Gesetze von ganz Südamerika gelten.

Bundesstaaten und den Gerichten angeordnet wurden. Gleichwohl war die angeblich gescheiterte Corona-Politik das grösste Geschütz, welches seine Gegner im Wahlkampf unermüdlich und bis zum Überdross gegen Bolsonaro ins Feld führten.

Das mag unfair sein. Auf der anderen Seite muss man konstatieren: Jair Bolsonaro hat es, unter welchen widrigen Umständen auch immer, nicht geschafft, in der Krise die Bevölkerung hinter sich zu scharen. Und dies wiederum führt zu seiner grössten Schwäche: Bolsonaro verfügt über keine ernstzunehmende Parteibasis und damit auch nicht über eine Hausmacht, die ihm helfen könnte, seine Anliegen in den Parlamenten durchzusetzen. Er war auf ständig neue Allianzen angewiesen.

Bei dieser Ausgangslage grenzte es an ein Wunder, dass Bolsonaro eine überfällige Rentenreform durch die Parlamente peitschte, an der schon mehrere seiner Vorgänger gescheitert waren. Diese Leistung sprechen ihm nicht ein-

mal seine Gegner ab. Auch bei der Privatisierung von defizitären Staatsbetrieben hat sich Bolsonaro als geschickter Pragmatiker hervorgetan, der durchaus Mehrheiten schaffen kann. Objektiv messen lässt sich sodann ein markanter Rückgang der Kriminalität in seiner Amtszeit. Es war eines seiner wichtigsten Wahlversprechen. Doch von all dem ist in der Weltpresse wenig zu lesen, die sich darauf kapriziert hat, Bolsonaro mit oft uralten und aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten als Rechtsextremisten zu brandmarken.

Bleibe noch das dornenvolle Thema Amazonas. Auch hier klaffen Mythos und Realität weit auseinander. Tatsache ist, dass in Brasilien bezüglich Umwelt- und Naturschutz die strengsten Gesetze von ganz Südamerika gelten. Nur sind diese Gesetze oft kaum umsetzbar, was nicht zuletzt mit der schieren Grösse dieses schwer zugänglichen und nur rudimentär erschlossenen Gebietes zu tun hat. Kommt hinzu, dass der Amazonas-Urwald sehr vielfältig ist. So betreffen die jährlich gemeldeten Brände vor allem die südlichen Randgebiete; der eigentliche, ökologisch tatsächlich verletzliche Regenwald am Oberlauf des Stroms ist davon kaum betroffen.

Retter des Urwalds

Bolsonaros erklärtes Ziel ist es, die strengen Gesetze insoweit zu lockern, dass sie überhaupt umsetzbar sind und einen gezielteren Schutz von ökologisch verletzlichen Gebieten ermöglichen, welche diesen Schutz am dringendsten benötigen. Man kann diesen Ansatz teilen oder auch nicht. Doch die Unterstellung, Bolsonaro wolle den ganzen Amazonas dem Agrobusiness opfern, ist eine auf bösartige Weise falsche Verkürzung.

Der Urwald war im brasilianischen Wahlkampf allerdings kein grosses Thema. Natürlich bekannten sich alle zum Schutz des Regenwaldes. Doch wie man diese Lippenbekenntnisse ernsthaft umsetzen will, wurde kaum diskutiert. Das wiederum dürfte auch damit zu tun haben, dass Lula kein Interesse hat, das Thema zu vertiefen. Denn die landlosen Bauern gehören zu seinen treuesten Anhängern. Und diese Bewegung drängt seit Jahrzehnten in den Amazonas. Tatsache ist sodann, dass während Lulas erster Amtszeit (2003–2006) die Zahl der Brände einen historischen Höchststand erreichte.

Lula löste das Problem mit dem Versprechen, dass unter seiner Herrschaft überhaupt kein Baum mehr geschlagen werden müsse – weil er den Urwald dank CO₂-Kompensationen zum grossen Geschäft machen werde. Mit dieser Radikalforderung, der keiner zu widersprechen wagt, obwohl alle wissen, dass sie nicht mehr als Schall und Rauch ist, war das Thema vom Tisch. Und der mit allen Wassern gewaschene alte Politfuchs Lula kann sich auf der Weltbühne als Retter des Urwalds profilieren.



„Eine Goldader! Ich habe eine Goldader entdeckt!“

Putin Einhalt gebieten

Nr. 39 – «Europa verrät seine Werte»
Guy Mettan über den Krieg in der Ukraine

Irgendwann muss es mal raus! Vor allem die Hinweise zur Vorgeschichte des Ukraine-Kriegs sind sehr interessant, vieles hat man vergessen und wird so wieder in Erinnerung gerufen. Es ist gut, dies zu wissen, aber ich bin trotzdem der Meinung, dass man jetzt Putin in der Ukraine mit allen Mitteln Einhalt gebieten muss. Er hat in der Vergangenheit (Grosny) oft genug gezeigt, dass er es wie Hitler macht, und jetzt ist absolut eine Grenze überschritten. Es ist richtig, an den Worst Case zu denken, aber davor schreckt er zurück. China wird ihn davon abhalten, aus eigenem Interesse. Das wird nicht passieren.
Eberhard Schindler, Weinstadt (D)

Die richtige Antwort

Nr. 39 – «Italien glaubt an die EU»
Sergio Romano über Giorgia Meloni

Spanien und Italien haben historische Schuld auf sich geladen mit ihrem Faschismus, der damals als rechtsextrem und fremdenfeindlich galt. Giorgia Meloni ist eine in einem Mehrparteiensystem vom Volk rechtmässig gewählte Ministerpräsidentin und kann auch wieder abgewählt werden, und das macht den grossen Unterschied zum Faschismus von damals aus. Nach dem Motto «Ist uns eine Meinung unbequem, so ist sie sicher rechtsextrem» werden in allen Mainstream-Medien in Europa die rechten Parteien als nicht demokratiefähig verunglimpft. Meloni ist die richtige Antwort auf die drängenden Probleme in Italien, gegen den Schlendrian in der Immigrationspolitik der Linken über Jahrzehnte; dies bedeutet eine

Rückkehr zum Rechtsstaat, weg von der Anarchie und zurück zu den bewährten, konservativen Werten und Inhalten.

Werner Marti, Chur

Neue Technologien

Nr. 38 – «Strom für alle»
Horst-Michael Prasser über Kernenergie

Vielen Dank für den Artikel über die Kernkraft. Er wurde von einem erstklassigen Kenner dieser Materie geschrieben. In Deutschland könnte man so einen Text nicht erwarten. Man hätte einen Don Quichotte schreiben lassen, der die Fronten gewechselt hätte und statt gegen von nun an für die Windmühlen kämpfen würde.
Horst Kleybrink, Düsseldorf (D)

Die Kernkrafttechnik ist gut achtzig Jahre alt. Sie steckt noch in den Kinderschuhen. Zuerst benutzte sie das Militär, um der Bevölkerung mit der Atombombe einen riesigen Schrecken einzujagen. Dann fertigte es andere Waffen an. Das spaltbare Uran steckt in festen Brennstäben. Die Industrie übernahm diese schlechte Methode, schlecht deshalb, weil nur etwa 5 Prozent der Energie, die bei der Spaltung frei wird, genutzt werden kann. Die neusten Typen von Reaktoren arbeiten dagegen um vieles effizienter. Die Brennelemente sind flüssig, so dass die störenden Produkte, die bei der Spaltung entstehen, herausgenommen werden können. Die neusten Reaktoren sind in der Lage, bis zu 100 Prozent der Energie, die im Uran steckt, zu gewinnen. Ihr Abfall, der sogenannte Atom-müll, ist nach wenigen hundert Jahren harmlos geworden. Einige sind inhärent sicher. Es kann zu keiner Kernschmelze kommen, weil Schmelzsicherungen das verhindern. Einige

benötigen nicht einmal eine zusätzliche Kühlung. Sie können auch noch den bereits bestehenden Atommüll auswerten. Statt nach Endlagern zu suchen, die bis zu einer Million Jahre sicher sein sollen, ist es besser, sofort auf diese neuen Typen umzusteigen.

Hansruedi Tscheulin, Wimmis

Ich verstehe nicht, warum der Atommüll für Jahrtausende von der umgebenden Natur getrennt bleiben soll. Atome mit einer Halbwertszeit von – sagen wir – hundert und mehr Jahren können für menschliche Verhältnisse als stabil, also ungefährlich, betrachtet werden. Wir sind sowieso ständig der natürlichen Radioaktivität ausgesetzt.
Eberhard Vogel, Worben

Burnout-Risiko

Nr. 38 – «Leistungsträger belohnen!»
Reiner Eichenberger über Lehrermangel

Dass viele ihr Lebensglück nicht in hoher Arbeitslast für möglichst viel materiellen Wohlstand suchen, finde ich – im Gegensatz zu den Autoren – begrüssenswert. Die Anzahl zu unterrichtender Stunden für ein Vollpensum ist an der Volksschule seit hundert oder mehr Jahren etwa gleichgeblieben, und dass die Administrations- und Integrationslast zugenommen hat, ist mit ein Grund für die Verringerung des durchschnittlichen Arbeitspensums. Je nach persönlichem Einsatz ist heute auch ein 80-Prozent-Pensum faktisch eine Vollzeitstelle, und mit noch höherer Arbeitslast steigt das Burnout-Risiko.
Stefan Büchi, Ruswil

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Jussuf al-Karadawi (1926–2022)
 Artis Leon Ivey Jr. alias Coolio (1963–2022)



Fatwas gegen US-Soldaten, Abtrünnige und Homosexuelle: Prediger Karadawi.

Jussuf al-Karadawi war im 20. Jahrhundert der einflussreichste Prediger im sunnitischen Islam. Seine religiösen Vorstellungen verbreitete er während siebzehn Jahren via den katarischen TV-Sender Al-Dschasira, zudem auch über ein globales Netz von Websites und Organisationen, das vom Emirat unterstützt wird. Woche für Woche beeinflusste Karadawi mit seiner Sendung «Scharia und das Leben» ein Millionenpublikum: nicht nur im arabischen Raum, sondern auch im Westen. Seine weltweite islamische Fan-Gemeinde, die sich zuschalten konnte, wollte von ihm zum Beispiel wissen, ob man Alkohol verschenken dürfe (Antwort: «Nein»), wie man sich an Drink-Partys verhalten solle («Einfach weggehen») oder was das Geheimnis einer guten Ehe sei («Ehemann soll jede Nacht zufrieden sein»). Das Schlagen von Ehefrauen erlaubte er 1997 zwar in einer Fatwa, allerdings mit der Einschränkung, dass das «nur in den seltensten Fällen» geschehen dürfe und nur dann, «wenn sich die Frau gegen ihren Mann auflehnt».

Wegen seiner Verbindungen zur verbotenen Muslimbruderschaft und seiner Kritik an der Führung in Kairo wurde der gebürtige Ägypter in seinem Land mehrmals inhaftiert. 1961 zog er nach Katar und wurde dort mit offenen Armen empfangen. Vom Emirat aus stachelte er zu Gewalt gegen Israel oder den Westen an. «O Gott, nimm diese jüdisch-zionistische Bande von Aggressoren und verschone keinen

Einzig von ihnen», sagte er etwa im Januar 2009 und forderte Allah auf, sie zu zählen und sie danach «einen nach dem anderen zu töten und keinen zu verschonen». Während des Palästinenseraufstandes hatte er Selbstmordattentate erlaubt. In Fatwas trat er zudem für die Ermordung von amerikanischen Soldaten, Abtrünnigen und Homosexuellen ein.

Die westliche Zivilisation hielt der Prediger für eine existenzielle Bedrohung der Menschheit. Sie habe zwar einen monumentalen Beitrag zur menschlichen Entwicklung geleistet, aber sie gefährde mit ihren «unethischen» Erfindungen und Innovationen das menschliche Leben. Er glaube, prophezeite er deshalb, dass der Islam Europa erobern werde, ohne zum Schwert zu greifen oder zu kämpfen: «Europa leidet unter dem Materialismus, der Philosophie der Promiskuität und den unmoralischen Erwägungen, die die Welt beherrschen.»

Vor fünf Jahren zog sich Karadawi aus dem öffentlichen Leben zurück, um seine rund hundert Bücher in einer mehrbändigen Enzyklopädie zu vereinen. In der arabischen Welt hatte er nicht nur Anhänger, sondern auch viele Feinde, vor allem unter säkularen Muslimen. Karadawi sei zwar tot, aber sein Gift bleibe aktiv, schrieb zum Beispiel die Zeitung *News* nach seinem Tod. Trotzdem – oder gerade deshalb? – nahmen an seiner Beerdigung Tausende von Anhängern teil, darunter auch der stellvertretende Emir von Katar. *Pierre Heumann*

Eine Handvoll Ideen, umwerfender Charme und ein gutes Ohr katapultierten sein Talent in die Umlaufbahn eines kurzen, schnellen Weltruhms. «Coolio» (nach dem spanischen Crooner Julio Iglesias) nannten sie Ivey Jr. schon zu Highschool-Zeiten, denn er kam an, besonders bei Frauen. Schon in Compton, einem berühmten Vorort von L.A., wo er das örtliche College besuchte, galt er als jemand, der das Zeug hatte, sich vom harten Leben im Schwarzen-Getto zu befreien. Doch bald geriet auch er in die Fänge der Drogenszene und wurde zum *juvenile delinquent*.

Nach der Haftstrafe fand er mit Jobs bei der Feuerwehr, bei Sicherheitsfirmen und in der Rap-Szene aus dem Milieu heraus. Erst mit über dreissig entdeckte Coolio seine Formel für den grossen Ruhm: 1994 nahm er sich mit «Fantastic Voyage» einen einstigen Nummer-eins-Hit der Funk-Truppe Lakeside vor, sampelte den Refrain und eroberte mit fröhlichem Party-Rap zügig die oberen Chartplätze.

Schon ein Jahr später bot sich die Chance, einen Song für den Film «Dangerous Minds» (mit Michelle Pfeiffer) beizusteuern. Coolio nahm Stevie Wonders «Pastime Paradise» zur Vorlage, um über die Ausweglosigkeit einer Jugend in Schwarzen-Gettos – das Thema des Streifens – zu sinnieren. «Gangsta's Paradise» schoss weltweit auf Nummer eins und machte ihn für ein paar Jahre zum Star milder Sozialkritik. Zuletzt reüssierte er mit der Koch-Show «Cookin' With Coolio», die er mit Schalk und Sprachwitz präsentierte.

Artis Leon Ivey Jr. starb am 28. September im Haus eines Freundes, vermutlich an einem Herzstillstand. *Thomas Würdehoff*



Star milder Sozialkritik: Coolio.

Verliert Deutschland seine Industrie?

Energie- und Rohstoffengpässe bringen einen Kostenschock noch nie erlebten Ausmasses.



Die Angst vor der Desindustrialisierung geht um in Deutschland. Prominente Firmen wie der Hygienepapierhersteller Hakle haben unter der Last der gestiegenen Energie- und Rohstoffkosten Insolvenz angemeldet, ins Auge stechen auch Bäckereien und Bäckereiketten, die aufgeben. Der renommierte amerikanische Ökonom Barry Eichengreen sagt in einem Interview mit der *Zeit*: «Deutschland droht eine Desindustrialisierung», und er warnt auch vor einer Rezession, die sich in den Zahlen der Konjunkturforscher ja schon andeutet.

Hamburgs Bürgermeister Tschentscher sagt in der *Welt*: «Es ist eine nationale Aufgabe, unsere Industrie in Deutschland zu halten.» Staatsinterventionen zum Stützen der bedrängten Unternehmen seien nötig, in der Corona-Zeit habe man ja auch entschlossen gehandelt. Der Wirtschaftsdachverband «Deutscher Industrie- und Handelskammertag» hat schon im Sommer in einer Umfrage ermittelt, dass es in einem Drittel der energieintensiven Betriebe wegen der hohen Gas- und Strompreise zu Abbauprozessen kommen werde.

Neben den Kostensteigerungen ist Gas-mangel für die Firmen ein schreckensreiches Thema. Die Beschädigung der Nord-Stream-Pipelines und die jüngst aufgekommene, offiziell eingestandene Ungewissheit über die verfügbaren Vorräte im deutschen Gasnetz drücken die Stimmung in deutschen Unternehmen auf einen Tiefstand.

Wenn der deutschen Wirtschaft die Energiezufuhr fehlt, erscheint ein Zusammenbruch industrieller Tätigkeit unausweichlich, oder aber

eine Verlagerung ins Ausland mit günstigeren Standortbedingungen.

Wie schlimm ist die Lage? Die Konkurszahlen zeigen bisher keine Ausschläge. Nach der Einschätzung des Ökonomen Stefan Kooths, Konjunkturchef am Kieler Institut für Weltwirtschaft, gibt es keine generelle Desindustrialisierung, auch wenn mittelfristig die energieintensiven Branchen Federn lassen würden.

Aber für Deutschland brauche es jetzt dringend eine neue Energiestrategie, und die sei noch offen. Erdgas, das als Brücke für den Übergang zu einem neuen Energiemix gedacht gewesen sei, werde teurer und zunächst knapper. Im jüngsten gemeinsamen Konjunkturgutachten kommen die führenden deutschen Wirtschaftsforschungsinstitute in ihrer Basisprognose zum Schluss, dass man beim Gas die gefürchtete Mangellage im Winter wohl gerade vermeiden kann. Mittelfristig dürften die Gaspreise laut Kooths wieder unter das gegenwärtig hohe Niveau sinken. Investitionen in die Verflüssigung von Gas und die Transporttechnik brauchten ihre Zeit, aber je nach politischen Möglichkeiten könnte heimisches Fracking die Marktlage weiter lockern.

Laut Kooths ist alles in allem zu erwarten, dass sich die Struktur des Industriesektors durch die Energieprobleme verändern wird. Angesichts fehlender Stromleitungen etwa dürften etliche Energieverbraucher aus dem industriereichen Süddeutschland nach Norden ziehen, näher zu den Stromquellen.

Teurer werde die Energie für Deutschland mittel- und langfristig wohl auf jeden Fall, was sicher auf die Wettbewerbsfähigkeit der Industrie

drücke – dies ist auch die Ansicht von Gunther Schnabl, Ökonomeprofessor an der Universität Leipzig. Schnabl weist aber auch darauf hin, dass die deutsche Industrie nicht mehr von der gleichen Widerstandsfähigkeit sei wie vor zwanzig Jahren. Bis Ende der 1990er Jahre seien die Exporteure fit gehalten worden durch die starke Landeswährung, die laufend unternehmerische Anpassungen erforderlich gemacht habe.

Die Grossen profitieren

Nach dem Übergang zum Euro hätten sie dann eine zunehmend weichere Währung in der Hand gehabt, der niedrige Wechselkurs habe das Exportieren erleichtert, habe gewirkt wie Subventionen. Tiefzinsen hätten zudem Finanzierungskosten verringert. Vor allem die Grossen hätten profitiert und im Hintergrund wohl auch ein entsprechendes Lobbying für eine lockere EZB-Geldpolitik betrieben. Die billige Energie habe ebenfalls viele verwöhnt.

Hilfspakete in der Finanzkrise, sodann Rettungsaktionen in der Euro-Krise, später massive Unterstützungen in der Corona-Zeit – und jetzt in den Energie-Turbulenzen seien Staatshilfen wie etwa Preisdeckel mehr oder weniger eine Fortsetzung des Subventionskurses, der vor allem den grossen Unternehmen zugutekommen dürfte.

Wird denn nun eine Desindustrialisierung aufgehalten durch den Staat? Nach Schnabls Einschätzung werden die Energieprobleme die Strukturen verändern und viele Firmen hart treffen, aber vor allem die kleinen, die von der Wirtschaftspolitik seit je schlechter behandelt worden seien als die grossen.

PHILOSOPHIE

Iwan Iljin



«Man wird Russland in eine ewige Quelle von Kriegen verwandeln»: Schriftsteller Iljin.

«Wissen Sie, ich möchte nicht sagen, dass ich nur Iwan Iljin habe, aber ja, ich lese ihn bis heute.»

Seite 60

«Im Angesicht des Bösen muss man sich verteidigen, koste es, was es wolle.»

Seite 62

«Es ist unmöglich, Russland zu zerstückeln, ohne seinen Tod herbeizuführen.»

Seite 64

Der Philosoph, der Putin inspiriert

Russlands Präsident zitiert in Auftritten und Gesprächen gerne Iwan Iljin, seine Werke hat er auf dem Tablet griffbereit. Wer ist der Denker, der das Weltbild des Kreml-Chefs derart prägt?

Michel Eltchaninoff

Russlands Präsident Wladimir Putin hat in seiner Rede von vergangener Woche zu den Referenden in der Ostukraine (vgl. Seite 38) einmal mehr an den Philosophen erinnert, der ihm als Orientierung und Inspiration dient: Am Schluss zitierte er die «Worte des wahren Patrioten» Iwan Iljin: «Wenn ich Russland als mein Mutterland betrachte, bedeutet das, dass ich wie ein Russe liebe, wie ein Russe sinne und denke, wie ein Russe singe und spreche; dass ich an die geistige Kraft des russischen Volkes glaube. Sein Geist ist mein Geist, sein Schicksal ist mein Schicksal, sein Leid ist mein Leid, und sein Wohlstand ist meine Freude.»

Andere Szene: Am 29. August 2022, in den grossen Abendnachrichten des ersten russischen Fernsehsenders, leitet die Moderatorin ein Thema ein, indem sie den Philosophen zitiert. ««Alle versöhnen, jedem die Möglichkeit geben, auf seine Weise zu beten, auf seine Weise zu arbeiten»: Dieses berühmte Zitat des russischen Philosophen Iwan Iljin hallte heute bei einem Treffen im Kreml wider.» Es war der Leiter der Föderalen Agentur für Nationalitätsangelegenheiten, Igor Barinow, der das Zitat bei seinem persönlichen Gespräch mit Präsident Wladimir Putin verwendete. Er nutzte die Gelegenheit, um eine Anspielung auf den vom Kreml geführten Krieg in der Ukraine einfließen zu lassen: «Sie [der Westen] sprechen von der «Entkolonialisierung» Russlands. Sie haben bereits gezählt, in wie viele Stücke sie uns zerlegen werden. Aber», fügte er hinzu, «sie kennen die Geschichte der Russischen Föderation schlecht: Wir waren nie eine Kolonialmacht, wir haben uns nach völlig anderen Prinzipien gebildet.» Er gab voll und ganz das Denken Iljins wieder.

«Unsere Aufgaben»

Dieser Iwan Iljin, in der Sowjetunion unbekannt – weil mit einem Publikationsverbot belegt – und Anfang der 2000er Jahre in Russland noch hinter vorgehaltener Hand erwähnt, wird nun im Fernsehen als moralische Autorität zitiert. Es stimmt,

dass Wladimir Putin ein ganz besonderes und schon lange bestehendes Interesse an ihm hat. Iwan Iljin ist das älteste und auch konstanteste philosophische Vorbild des russischen Präsidenten. Alle hohen Beamten und Minister zitieren ihn nun, wie Igor Barinow, um dem Staatsführer zu gefallen.

Dieser war fast ein wenig verlegen, als er auf dem Valdai-Forum, bei dem internationale Russlandexperten am 21. Oktober 2021 in Sotschi

«Wir waren nie eine Kolonialmacht, wir haben uns nach völlig anderen Prinzipien gebildet.»

zusammenkamen, nach seinen intellektuellen Inspirationsquellen gefragt wurde und wiederholte, dass er Iljin sehr zugetan sei: «Wissen Sie, ich möchte nicht sagen, dass ich nur Iwan Iljin habe, aber ja, ich lese ihn bis heute» – und er wies darauf hin, dass er sein Buch immer auf einem Tablet griffbereit halte. Es handelt sich um eine Sammlung politischer Artikel des Philosophen, die zur Bibel der russischen Regierungselite geworden ist: «Unsere Aufgaben». Wie lässt sich diese Treue des Präsidenten zum Denker erklären?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst die Prägungen seines Lebens und seines Werks in Erinnerung rufen. Iwan Alexandrowitsch Iljin wird 1883 in Moskau unter der

Herrschaft von Alexander III. geboren. Sein Vater, ein Aristokrat, hoher Beamter und Patenkind des Zaren, stammt aus Moskau, seine Mutter ist deutscher Abstammung. Nach seinem Sekundarschulabschluss tritt Iwan in die juristische Fakultät der Moskauer Universität ein, begeistert sich aber schon damals für die Philosophie. Er macht sich mit Platon, Rousseau, Kant und Hegel vertraut. Gewisse Augenzeugen berichten, dass er sich kurzzeitig, als der Aufstand von 1905 niedergeschlagen wurde, der revolutionären Sache anschloss und sogar Bomben in seinem Büro versteckte. Dieses Interesse, das ein Grossteil der intellektuellen Jugend Russlands teilte, sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein.

«Philosophenschiff» nach Deutschland

Nach Abschluss seines Studiums engagiert er sich in der Lehre, insbesondere der Rechtsphilosophie. Anfang der 1910er Jahre verbringt er mit seiner Frau zwei Jahre in Deutschland, Italien und Frankreich, wo er mehrere Universitäten besucht. Er diskutiert mit Edmund Husserl, dem Vater der Phänomenologie. Iljin beginnt Artikel und Aufsätze zu veröffentlichen, vor allem über die deutsche Philosophie. Mehr und mehr wendet er sich dem Werk von Hegel zu, dem Theoretiker des Sinns der Geschichte und der Dialektik.

Doch die Zeiten werden unruhig: Russland zieht gegen Deutschland in den Krieg, und dann kommt es zu den Revolutionen im Februar und Oktober 1917. Iljin, der zunächst patriotische Artikel publiziert hat, stellt sich nun entschlossen und öffentlich auf die Seite der «Weissen» gegen die «Roten». Er wird 1918 dreimal von den Sicherheitsorganen des neuen Regimes angehalten, zweimal vor Gericht gestellt und schliesslich freigelassen. Er denkt nicht daran auszuwandern und verteidigt im selben Jahr seine Dissertation über «Die Philosophie Hegels als Lehre von der Konkretetheit Gottes und des Menschen» – weit entfernt von dem materialistischen Hegel, wie er vom Marxismus-Leninismus verteidigt wurde.



Männliche Moral: Präsident Putin.

Trotz weiterer Verhaftungen führt er die Lehrtätigkeit an der Moskauer Universität und an verschiedenen Instituten fort. Aber auch wenn er sich beharrlich weigert, das Land zu verlassen, wird er doch von den bolschewistischen Machthabern ausgewiesen. Im August 1922 wird Iljin auf Befehl Lenins verhaftet und auf das «Philosophenschiff» gebracht, das die führenden Persönlichkeiten der antibolschewistischen Intelligenz nach Deutschland bringt. Unter ihnen sind die Philosophen Nikolai Berdjajew, Sergei Bulgakow, Lew Karsawin und Simon Frank. Für Iljin ist dies das Exil fernab des geliebten Landes, in das zurückzukehren er sein ganzes Leben lang träumen wird.

Iwan Iljin und seine Frau lassen sich in Berlin nieder. Der Philosoph tritt in Kontakt mit der Gruppe um den russischen General Pjotr Wrangel, der versucht, die besiegte und über ganz Europa verstreute Weisse Armee zu organisieren. Iljin berät ihn und wird zu einem der führenden Ideologen der antibolschewistischen Bewegung. Er unterrichtet auch Philosophie an privaten Instituten. Seine Werke veröffentlicht er in einem Emigrantenmilieu, das sehr aktiv ist. Doch nach Hitlers Machtübernahme fordert das Propagandaministerium die weissen russischen Intellektuellen, auch Iljin, auf, sich an antisemitischen Kampagnen zu beteiligen und das neue Regime zu unterstützen. Der Philosoph weigert sich. 1938 verbietet die Gestapo seine Veröffentlichungen und Iljin jegliche Äusserungen.

Die Iljins fliehen aus Deutschland und lassen sich in Zollikon nieder, einem Ort nahe Zürich – in der Stadt, in die Lenin geflüchtet war, bevor er 1917 nach Russland zurückkehrte, um die Macht in seinem Land zu übernehmen. Iwan Iljins perfekte Kenntnisse der deutschen Sprache helfen ihm, im Alter von 55 Jahren noch einmal neu anzufangen. Aber ohne Geld und von den Schweizer Behörden mit einem Verbot für politische Aktivitäten belegt, ist er vollständig auf finanzielle Hilfe seiner Freunde angewiesen. Zu diesen gehört auch der Komponist Sergei Rachmaninow, der ihm unter die Arme greift.

In der Schweiz schreibt Iljin viel und veröffentlicht seine Artikel nach dem Krieg in den Zeitungen der Russischen All-Militärischen

Die Iljins lassen sich in einem Ort nahe Zürich nieder – in der Stadt, in die Lenin geflüchtet war.

Union (ROWS), der in mehreren europäischen Ländern aktiv ist – diese Texte bilden später die Sammlung «Unsere Aufgaben», Wladimir Putins Hausbuch. Er hält auch Vorträge in protestantischen Gemeinden in deutscher Sprache. Sein rednerisches Talent berührt das Publikum. Eine seiner Zuhörerinnen, eine Deutsche mit österreichischen Wurzeln, sichert ihm die



Antikommunist in der UdSSR: Porträt von Michail Wassiljewitsch Nesterow (1921).

Miete für die Zollikerstrasse 33 und ein monatliches Einkommen von 500 Franken, damit er mehrere seiner Werke auf Deutsch veröffentlichen kann. 1952 vollendet er die «Axiome der religiösen Erfahrung», sein letztes philosophisches Werk. Er stirbt am 21. Dezember 1954. Seine Anhänger errichten ihm auf dem Friedhof in Zollikon ein Grabdenkmal.

Waffengewalt «unerlässlich»

Iljin ist als scharfer Antikommunist in der UdSSR, der Sowjetunion, nicht publizierbar. Unter den Philosophen der russischen Einwanderer in Westeuropa ist er umstritten. Wenn er auch als ausgezeichnete Kenner der deutschen Philosophie, insbesondere Hegels, anerkannt ist und seine idealistische und religiöse Inspiration ihn in die Nähe von etlichen in Frankreich oder Deutschland lebenden russischen spiritualistischen Denkern bringt, so stösst seine radikale politische Linie doch einigen sauer auf.

Im Jahr 1925 veröffentlicht Iljin einen Aufsatz mit dem Titel «Über den gewaltsamen Widerstand gegen das Böse». Gegen die von Leo Tols-

toi propagierte Gewaltlosigkeit versucht Iljin zu beweisen, dass man nicht gegen die christliche Ethik verstosse – die er befürwortet –, wenn man das Böse mit dem Schwert bekämpfe. Wenn man alle friedlichen Mittel gegen eine Aggression ausgeschöpft habe, ist es seiner Meinung nach unerlässlich, Waffen einzusetzen. Gemäss Iljin liegt in dieser Handlung sogar eine historische Notwendigkeit, die sehr hegelianisch sei. So ist er der Ansicht, dass «die gesamte Geschichte der Menschheit darauf hinausläuft, dass zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gemeinschaften die Besten unter den Schlägen der Schlechtesten gestorben sind. Und das geht so lange weiter, bis die Besten sich dazu entschliessen, den Schlechtesten einen geplanten und organisierten Widerstand entgegenzusetzen.»

Was die Ethik betrifft, so weigert sich der orthodoxe Iljin, nach einem erhaltenen Schlag die andere Wange hinzuhalten. Seine militaristische Einstellung, seine Unterstützung für die weissen Russen, die davon träumen, das kommunistische Regime zu stürzen, und vor allem seine metaphysische Rechtfertigung von Gewalt

sind nicht nach dem Geschmack des grossen russischen Freiheitsphilosophen Nikolai Berdjajew, der ebenfalls im europäischen Exil lebt. In «Le cauchemar du bien mauvais», das einige Monate nach dem Erscheinen von Iljins Buch veröffentlicht wird, sieht Berdjajew in dieser Apologie der Gewalt den Keim des Autoritarismus, ja sogar des totalitären Denkens: «Iwan Iljin wurde mit dem Gift des Bolschewismus infiziert», schreibt er. «Im Grunde können die Bolschewiken Iwan Iljins Buch durchaus akzeptieren. Sie sehen sich als Träger des absolut Guten und stellen sich im Namen dieses Guten mit Gewalt gegen diejenigen, die sich dem Bösen hingeben.» In dieser Kritik wird vielleicht verständlich, warum Wladimir Putin, der ein Kind der UdSSR ist und für den der imperiale Sowjetismus ein unbestreitbarer Massstab bleibt, einen weissen Russen in sein persönliches Pantheon aufnehmen konnte. Iljin und Putin teilen die gleiche, gerne auch männliche Moral: Im Angesicht des Bösen muss man sich verteidigen, koste es, was es wolle.

Bankrott des Faschismus

Ein weiterer Streitpunkt unter seinen Philosophenkollegen sind Iljins ultrareaktionäre politische Optionen, die ihn manchmal in die Nähe der europäischen extremen Rechten rücken. Als die Nationalsozialisten 1933 an die Macht kommen, veröffentlicht Iljin, damals in Deutschland, einen Artikel über «den neuen nationalsozialistischen Geist». Am Ende seiner Analyse findet er einige positive Aspekte am Hitlerismus: «Patriotismus, der Glaube

an die Identität des deutschen Volkes und die Kraft des germanischen Genius, das Gefühl der Ehre, die Bereitschaft zur Selbstaufopferung, Disziplin, soziale Gerechtigkeit, klassenübergreifende, brüderliche und nationale Einheit. Dieser Geist begründet die Substanz der gesamten Bewegung. Er brennt im Herzen eines jeden aufrichtigen Nazis, spannt seine Muskeln an, hallt in seinen Worten wider und leuchtet in seinen Augen. Man muss nur diese gläubigen, geradezu gläubigen Gesichter sehen. Man muss nur diese Disziplin sehen, um die Bedeutung dessen, was geschieht, zu verstehen und sich zu fragen: Gibt es auf der Erde ein Volk, das sich weigern würde, für sich selbst eine Bewegung dieser Dimension und dieses Geistes zu schaffen? Mit einem Wort, dieser Geist verbindet den deutschen Nationalsozialismus mit dem italienischen Faschismus. Und nicht nur mit ihm, sondern auch mit dem Geist der weissen russischen Bewegung.» Als Kontrast gegen die im Untergang befindlichen liberalen Demokratien, gegen den bürgerlichen Individualismus und die Dominanz des Rechts lobt Iljin das, was er als die gleichzeitig religiöse, moralische und politische Begeisterung des Nationalsozialismus ansieht.

Es ist jedoch bekannt, dass der Philosoph sich geweigert hat, seine antibolschewistische Doktrin mit dem militanten Nationalsozialismus zu verschmelzen. Nach dem Krieg zählt er in einem Artikel «Über Faschismus» sogar die «Fehler» des Nationalsozialismus auf. Er beklagt den anti-religiösen Charakter der Ideologien von Musso-

lini und Hitler. Er kritisiert die Schaffung eines totalitären Staates, dem er selber eine autoritäre Herrschaft vorzieht. Er geisselt die Einheitspartei und den übertriebenen Nationalismus. Im Gegensatz dazu begrüsst er die Regimes von Franco in Spanien und von Salazar in Portugal,

Iljin beklagt den antireligiösen Charakter der Ideologien von Mussolini und Hitler.

die «versuchen, diese Fehler zu vermeiden». Der Bankrott des Faschismus und des Nationalsozialismus sollte schliesslich von den «russischen Patrioten» gründlich analysiert werden, von jenen, die den Bolschewismus noch stürzen wollen. Kurzum: Für einen Grossteil der russischen Intellektuellen seiner Zeit verliert sich Iljin, zumindest in seinen ideologischen Beiträgen, in seinem politischen Revanchismus und seinen militaristischen Träumereien.

Es ist jedoch dieser politische Iljin, der im putinschen Russland einen durchschlagenden Erfolg haben wird. Eine der ersten Persönlichkeiten, die ihn in seinem Heimatland bekannt machten, ist der berühmte russische Filmemacher und Schauspieler Nikita Michalkow, der Urheber von «Schwarze Augen» oder «Die Sonne, die uns täuscht». In den späten 1980er und frühen 1990er Jahren, als kaum noch jemand an den Marxismus-Leninismus glaubte und die Sowjetunion zusammenbrach, wurde Michalkow zum Sprachrohr des weissen, mo-



«Wer Russland liebt, muss ihm Freiheit wünschen»: Iljin-Grab im Donskoi-Friedhof in Moskau.

narchistischen, antirevolutionären und orthodoxen Russland.

Wahrscheinlich hat er die Werke von Iwan Iljin entdeckt, als er in den Regalen der Buchhändler der russischen Emigration im Westen stöberte. Im Jahr 2011 widmet er dem Mann, den er in übertriebener Weise als «berühmtesten russischen Philosophen» bezeichnete, eine Fernsehdokumentation. Darin betont er seine Kritik am politischen Liberalismus, an den «formellen Demokraten», die für die Revolutionen verantwortlich und nicht in der Lage seien, die zutiefst spirituelle Natur Russlands und dessen ursprünglichen Weg zu verstehen, und fordert eine zentralisierte Macht, die von oben nach unten wirkt.

Ist es Nikita Michalkow, der Wladimir Putin «Unsere Aufgaben» von Iljin in die Hand gespielt hat, seien es die beiden 1954 erschienenen Originalbände oder die 1993 in Russland veröffentlichte Version? Das lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, aber vieles spricht dafür. Der

fortfahrend, ruft Putin, argumentierend mit Iljin, dazu auf, «das wissenschaftliche, religiöse und künstlerische Schaffen» nicht zu regulieren und sich nicht in die Sitten und Gebräuche einzumischen.

Diese erste grosse Zitierung klingt wie eine Modifizierung zur Diktatur des Gesetzes und zum vertikalen Durchgriff der Macht; Begriffe, die Putin seit seinem Amtsantritt als Präsident pusht. Es wird daran erinnert, dass die Macht vom Volk ausgehe, dass er dies respektieren müsse und sich nicht Neigungen zur Zwangsausübung hingeben dürfe. Iljins Idee lässt sich jedoch besser verstehen, wenn man das gesamte Kapitel des ersten Bandes von «Unsere Aufgaben» liest, aus dem dieser Auszug stammt. Es trägt den Titel «Die Hauptaufgabe des zukünftigen Russland» und ist ein programmatischer Text darüber, was nach dem Fall des Kommunismus in dem Land geschehen wird und was getan werden muss, damit es dem Chaos entgeht.

Zeilen las. Mehr als ein Programm ist das: ein Porträt, das es zu perfektionieren gilt. Etwas später ruft Iljin dazu auf, eine neue «russische Idee» zu schaffen. Diese könne nicht «die Idee des <Volkes>, der <Demokratie>, des <Sozialismus>, des <Imperialismus>, des <Totalitarismus>» sein, denn «es bedarf einer neuen Idee, die von ihren Quellen her religiös und von ihrer geistigen Bedeutung her national ist. Nur eine solche Idee kann das Russland von morgen wiederbeleben und neu begründen.» In dem er einen relativ harmlosen Satz aus diesem Text zitiert, drängt Putin alle russischen Führer und Beamten dazu, dieses hintergründige Porträt seiner Person und seines Handelns zu lesen. Im Jahr 2005 handelt es sich noch nicht um eine strukturierte Philosophie, sondern um eine prophetische Inspiration.

Erstes Grab in Zollikon

Ein Jahr später zitiert der Präsident den Philosophen erneut. Er preist den «russischen Sol-



russische Präsident, der im Jahr 2000 an die Spitze des Landes kam, versucht nämlich, den Russen eine Ersatzideologie für den Kommunismus anzubieten. Und er verkehrt ein wenig mit dem Filmmacher.

Geist der Befreiung

Wie dem auch sei: Es ist so, dass Wladimir Putin Iljin bei wichtigen Reden zitiert. Am 25. April 2005 zitiert Putin Iljin bei seiner feierlichen Ansprache an die Föderationsversammlung, das heisst an die Vertreter der beiden Kammern (Duma und Föderationsrat), die einmal im Jahr zusammenkommen, um sich die Bilanz und das Programm des Präsidenten anzuhören. In einer Passage seiner Rede, die dem Aufbau eines effizienten politischen und rechtlichen Systems als Garanten für die Entwicklung der Demokratie im Land gewidmet ist, ruft er die Verwaltung und die Repräsentanten dazu auf, ihre Macht nicht zu missbrauchen und alles zu unternehmen für «die Konsolidierung der Institutionen für eine echte Demokratie». An dieser Stelle seiner Rede zitiert der Präsident Iljin: «Die Macht des Staates», schrieb der grosse russische Philosoph Iwan Iljin, «hat ihre Grenzen», denn die Macht «kommt von aussen auf den Menschen zu.» Mit einem langen Zitat

«Wir wissen nicht, wann oder wie die kommunistische Revolution in Russland beendet wird», räumt Iljin ein. «Aber wir wissen, was die Hauptaufgabe ist zum Wohl und zum nationalen Wiederaufbau Russlands: der Aufstieg unter die Besten an der Spitze – Männer, die sich Russland verschrieben haben, die ihre Nation fühlen, ihren Staat denken, die willensstark und kreativ sind und dem Volk nicht Rache und Untergang, sondern den Geist der Befreiung, der Gerechtigkeit und der Ver-

Putin preist den «russischen Soldaten», der «die Einheit des russischen Volkes repräsentiert».

einigung aller Klassen anbieten. Wenn die Wahl dieser neuen russischen Männer erfolgreich ist und schnell umgesetzt wird, dann wird Russland innerhalb weniger Jahre wieder aufstehen und neu geboren werden. Wenn nicht, wird Russland aus dem revolutionären Chaos in eine lange Periode der postrevolutionären Demoralisierung, des Niedergangs und der Abhängigkeit von aussen fallen.»

Man kann sich vorstellen, wie verblüfft Wladimir Putin gewesen sein muss, als er diese

daten», der «die Einheit des gesamten russischen Volkes, den Willen, die Stärke und die Ehre des russischen Staates repräsentiert». Damit wird klar, welchen Zweck Iljin verfolgt. Er dient der intellektuellen Legitimierung der Akklamationsdemokratie, die Putin einführen will, seiner Alternative zum Kommunismus, aber auch zu den westlichen Demokratien, die er immer offener verachtet. In einem anderen Kapitel von «Unsere Aufgaben» («Der nationale Führer und die Parteiführer») spricht Iljin von der Notwendigkeit eines «Führers», der «weiss, was zu tun ist». Er kommt zu dem Schluss: «Der Führer dient, statt Karriere zu machen; kämpft, statt sich zu profilieren; schlägt den Feind, statt leere Worte zu sprechen; führt, statt sich an Fremde zu verkaufen.» Putins Programm ist geschrieben: Der russische Staat muss unter der Führung eines unbestrittenen Führers aufgebaut werden, der den Volkswillen verkörpert und es wagt, sich gegen die vermeintliche Feindschaft des Westens zu stellen.

Derweil werden irgendwann die sterblichen Überreste von Iwan Iljin, die in Zollikon ruhen, nach Russland übergeführt. Der ungewöhnliche Konvoi führt durch Paris, wo im September 2005 in der orthodoxen Alexan-

der-Newski-Kathedrale ein feierlicher Gottesdienst abgehalten wird. Nikita Michalkow ist natürlich anwesend. Auch ein junger Priester, Tichon Schewkunow, der noch nicht als «Putins Beichtvater» bezeichnet wird, aber zu einer wichtigen Figur der putinschen Ideologie geworden ist, ist anwesend. Einige Tage später wurden Iljins sterbliche Überreste auf dem Friedhof des Donskoi-Klosters in Moskau beigesetzt. Dem Kreml nahestehende Unternehmer – insbesondere Viktor Vekselberg – finanzieren die Operation, sicherlich auf ausdrücklichen Wunsch des Präsidenten; oder aber um ihm zu gefallen. Im Jahr 2009 wird man Wladimir Putin dabei beobachten, wie er das Grab des Philosophen mit Blumen schmückt.

Bei seiner Ansprache an die Föderationsversammlung im Dezember 2014 zitiert der Präsident erneut Iljin – Putin absolviert nach der Medwedew-Episode seine dritte Amtszeit. Doch seit der ersten Nennung des Philosophen im Jahr 2005 hat sich alles geändert. Die Konfrontation mit dem Westen ist Realität geworden, dies mit der Annexion der Krim im März 2014 und dem von Moskau unterstützten Separatistenkrieg im Donbass. Während Russland westlichen Sanktionen ausgesetzt ist, hämmert der Präsident darauf ein, dass die Entwicklung des Landes «nur noch von uns selbst» abhängt. Er beendet seine Rede mit einem Zitat seines Lieblingsphilosophen: «Wer Russland liebt, muss ihm Freiheit wünschen, vor allem Freiheit für Russland selbst, für seine internationale Unabhängigkeit und Autonomie, Freiheit für Russland als Einheit der Russen und aller anderen nationalen Kulturen. Und schliesslich die Freiheit für die Russen, die Freiheit für uns alle, die Freiheit des Glaubens, der Wahrheitssuche, des Schaffens, der Arbeit und des Eigentums.»



Dieses verkürzte Zitat stammt aus einem Kapitel von «Unsere Aufgaben» mit dem Titel «Freiheit ist für Russland unerlässlich». Doch hinter dem Anschein, das sei ja generell akzeptiert, verbirgt sich ein ganz eigenes Verständnis von Freiheit. Bei Iljin geht die Freiheit nicht vom Individuum aus. Und sie ist auch nicht universell. Iljin hierarchisiert und knüpft die Freiheit an Bedingungen. Sie entsteht seiner Meinung nach aus einer Artikulation von Staat und Individuum. Sie muss gelenkt werden. Wladimir Putin zitiert den Rest des Textes nicht, in dem Iljin weiter schreibt, dass dann, wenn die Russen aufhören, von den westlichen Freiheiten zu träumen, «Russland die Freiheit wiederfinden, sie festigen und sein Volk zu freier Loyalität erziehen wird». Diese sehr dialektische Formel lässt einen träumen.

Programm für Putin

Doch Iljin doziert nicht nur über die politischen Eigenheiten Russlands. Er betont oft die Gefahr, welche die aggressiven Ziele des Westens für sein Land darstellt. Einer seiner Lieblingstexte trägt den Titel «Was verspricht der Welt die Zerstückelung Russlands?». Darin ver-

mischen sich der Hegelianismus, der Militarismus und der imperiale Nationalismus des Philosophen. Wenn Putin darüber nachdachte, ging er also weder blind noch unvorbereitet in seine ukrainischen Abenteuer, das von 2014 und das von 2022. Aus einer typisch hegelianischen Perspektive argumentiert Iljin darin, dass Russland kein «künstlich arrangierter Mechanismus» sei, sondern ein «historisch geformter und kulturell begründeter Organismus». Daher sei es unmöglich, es zu zerstückeln, ohne ihm Schmerzen zuzufügen oder gar seinen Tod herbeizuführen.

In einem ebenfalls sehr hegelianisch geprägten Kampf, den Iljin entwirft, werden die «imperialistischen Nachbarn» versuchen, sich mehr oder weniger offen Gebiete wie die Ukraine, die baltischen Staaten, den Kaukasus, Zentralasien und so weiter anzueignen, die unter der natürlichen Kontrolle Russlands stehen. «Man wird Russ-

Seiner Meinung nach sind einige «Stämme» nicht geeignet, Staaten zu werden.

land in gigantische «Balkanstaaten» verwandeln, in eine ewige Quelle von Kriegen.» Warum sollte die Welt versuchen, Russland anzugreifen? Weil «die westlichen Völker die russische Originalität nicht verstehen und nicht ertragen können».

Ihr Ziel ist es daher, «Russland zu zerstückeln, um es unter westliche Kontrolle zu bringen, es zu besiegen und schliesslich auszulöschen». Nach Iljin wird dies durch die scheinheilige Förderung von Werten wie «Freiheit» erreicht. Seiner Meinung nach sind einige «Stämme» nicht dazu geeignet, Staaten zu werden, und müssen unter der Kontrolle von Nachbarstaaten bleiben. Er nennt Flamen, Wallonen, Kroaten, Slowenen, Slowaken, Basken, Katalanen und so weiter.

Er denkt aber auch an die Völker, die einst das Russische Reich bildeten, insbesondere an die Ukrainer. Auch hier wurde das putinsche Programm grösstenteils von Iljin verfasst. Ob er nun eine neue Art von Regime beschreibt, das jahrelang von einem Führer geleitet wird, die Notwendigkeit eines von westlichem Einfluss befreiten Russlands oder die unerlässliche Kontrolle über die Stufen des Imperiums – der Präsident hat bei Iljin sicherlich nicht nur Zitate für seine Reden, sondern auch eine ideologische Matrix gefunden. Als treuer Leser plant der russische Präsident nun, die letzte Etappe der «Befreiung» Russlands und seines Sieges über den dekadenten Westen zu vollenden.

Michel Eltchaninoff ist Doktor der Philosophie, Chefredaktor der französischen Monatszeitschrift *Philosophie Magazine* und Autor mehrerer Bücher über Russland, darunter «Dans la tête de Vladimir Poutine» (2015/2022) – auf Deutsch: «In Putins Kopf» – sowie «Lenin a marché sur la lune» (2022).

FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.

Stromkrise: Das fordert die Wirtschaft

Ab Montag, 10. Oktober, täglich ab 17.30 Uhr auf

und ab Montag, 17. Oktober, täglich ab 17.20 Uhr auf

www.fokus-kmu.tv

Sponsoringpartner

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Der kunstvoll
gestaltete Garten
ist auch in widrigen
Zeitläuften ein
Ort der persönlichen
Freiheit.»
Andreas Honegger, Seite 68

Béla Pablo Janssen, Her Vanishing/It Appears, 2012 – Das Flüchtige schlüpft immer mehr in die Rolle des Dauerhaften, so dominant ist es geworden. All die Bilder, die täglich neu Eingang finden in die eigene Bewusstseinsfabrik, all die Skizzen auch, die einen Moment lang haften bleiben, dann verschwinden, wohin, ist nicht ganz klar, vielleicht in die Lagerhalle abgehalfterter Wahrnehmungen, vielleicht auch in einen dunkeln Keller der Erinnerung.

Es ist schwer, das Flüchtige festzuhalten, es länger konservierbar zu machen als für einen Moment, wenn die Welt und die Welten, die unablässig Eingang suchen, immer nur Durchreisende sind, mehr schon im Zustand des Vergangenen als des Werdenden. Und das Unhaltbare, für den Moment ein scharf umrissenes, scheinbar greifbares Bild, dieser Schnappschuss des Kontinuums der Dinge und des Zeugs, diese Auseinandersetzung zwischen Subjekt und Objekt, verliert seine Konturen und mäandert in die Sümpfe des Verbllassens.

Fragmente bleiben hängen an den Schleusen, durch die die Bilder fließen, an den Toren, die zum Hades des Bewusstseins führen, und sie fließen in das Reich der Unkenntlichkeit, ihrer eigenen Auslöschung entgegen.

Wir sind die Summe dieses Bilderdurchflusses und seiner Gefühlsströme. Er reisst uns mit, lässt uns treiben, davonfließen und gar austrocknen ab und an. Wir sind nicht einmal das Treibholz in ihm. Wir sind nur jene, die sich festhalten wollen und doch unaufhörlich weitergespült und zerrieben werden.

Béla Pablo Janssen (1981, er stellt zurzeit in Basel aus, notforsale.ch) ist der Fänger der Momente, ein Fischer im Strom der Zeit mit der Hoffnung, den Fluten Kostbarkeiten zu entreissen; ein Moment des Stillstandes, ein Moment des Einfrierens der Vergänglichkeit, ein Moment der Zeitlosigkeit; um dem Flüchtigen eine Flucht zu gönnen. *Michael Bahnerth*



Mäandern in die Sümpfe des Verbllassens.

Grosses Kaleidoskop

Ein Maler, ein Chemiker und ein Grafiker haben sich zusammengetan, um etwas Unmögliches in die Welt zu wuchten: ein Buch, das Farbe atmet.

René Zeyer

Stefan Muntwyler, Juraj Lipscher, Hanspeter Schneider: Das Farbenbuch. 367 Pigmente, Farbstoffe, 17 Pigmentanalysen von Gemälden, 19 Farbgeschichten. Alataverlag. 496 S., Fr. 196.–

So etwa ab Seite 126, wo die Herstellung von Purpur aus der Stumpfen Stachel-schnecke erklärt wird, ist man leicht farb-trunken. Auf Seite 225, wo die Eigenschaften von Tagesleuchtfarben und ihre Verwendung in einem Selbstbildnis von Max Beckmann beschrieben wird, ist man schon beschwipst im Farbenrausch. Und auf Seite 422 wird die Verwendung von Lapislazuli in der Geschichte und Gegenwart dargestellt. Spätestens hier ist man volltrunken.

Der Maler und Farbforscher Stefan Muntwyler, der Chemiker und Spezialist für Pigment-analysen, Juraj Lipscher, und Hanspeter Schneider, Grafiker und Spezialist für Farbumsetzung, haben sich zusammengetan, um etwas schier Unmögliches in die Welt zu wuchten: eine Neuauflage der Publikation «Farbpigmente, Farbstoffe, Farbgeschichten» aus dem Jahr 2010.

Nein, keine Neuauflage – ein komplett neues Werk über Pigmente und Farbstoffe, ihre chemische Zusammensetzung, das Vorkommen, die Herstellung, die Geschichte und Anwendungen. Dazu Beispiele von ausgewählten Gemälden.

Das perfekte Resultat

Acht Jahre dauerte die Arbeit, sie ist ein Lebenswerk, eine Bereicherung für jeden, der diesen kiloschweren Wälzer in die Hand nimmt. Hier haben sich drei Farbenfans zusammengetan, in deren Teamwork ein Buch entstand, das alle Aspekte der Farben, ihre chemische Zusammensetzung wie auch ihre Wirkung, ihre Verwendung in der Kunst so darstellt, dass das Thema Farbe endgültig abgehandelt ist.

1979 entdeckte Stefan Muntwyler in Apulien eine Bauxitgrube, «die in den unterschiedlichsten Farbtönen leuchtete». In Otranto begann eine lebenslange Beschäftigung mit Pigmenten, eine Faszination, eine Leidenschaft. Geteilt vom Grafiker Hanspeter Schneider und



Johannes Vermeer, Dienstmagd mit Milchkrug, ca. 1660, Öl auf Leinwand, 45,5x41 cm, Rijksmuseum, Amsterdam



Beschwipst im Farbenrausch: Jan Vermeers «Dienstmagd mit Milchkrug», 1658–1660.

dem Chemiker Juraj Lipscher. Auch hier macht die richtige Mischung das perfekte Resultat.

Ein Vierfarbendruck hätte bei weitem nicht genügt, um die Farbnuancen zwischen Lichtem Ocker, Amberger Gelb oder Goldocker abzubilden. Ultramarin, Zinnober (wie

In der Grube von Otranto entdeckte Muntwyler 1979 die Erdfarben.

es Johannes Vermeer im Gemälde «Mädchen mit rotem Hut» verwendete), Mennige wie bei Albrecht Dürer oder auch Bernhard Luginbühl – es ist ein Farbfeuerwerk, das vor dem Betrachter entzündet wird.

Als einzig adäquate Form der Darstellung hat sich der 18-Farben-Druck erwiesen. Normal sind vier, allenfalls noch eine Sonderfarbe. Aber wenn man Neapelgelb zitron, Neapelgelb historisch und Neapelgelb rötlich (in zwei Varianten) so drucken will, dass der Leser meint, er könnte in die Farbhäufchen hineingreifen, dann steckt dahinter eine unvorstellbare Arbeit von Angleichung, Nachmessung, Überprüfung sowie eine Unzahl von Fehldrucken, die verworfen wurden.

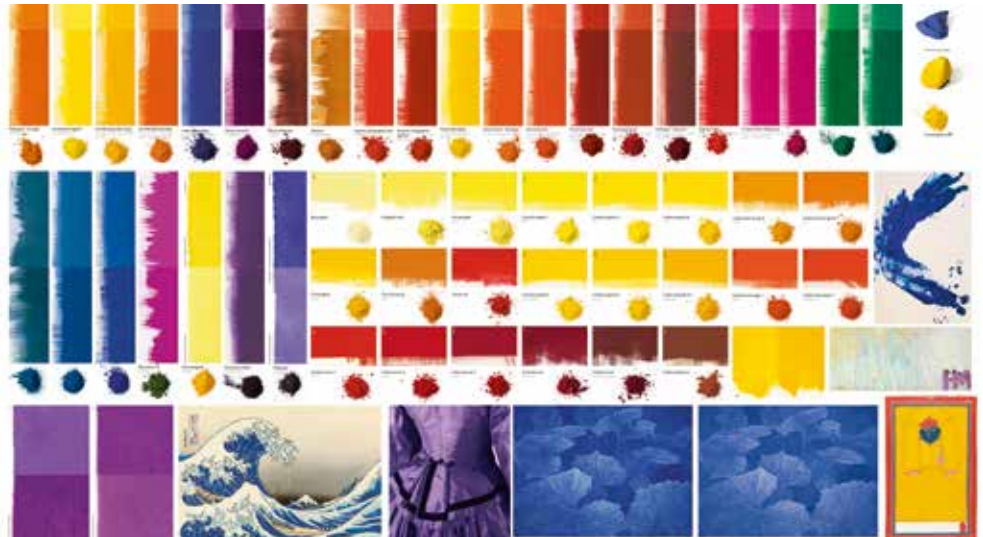
Van Goghs Schweinfurter Grün

Die Druckmaschinen mussten in mehreren Durchläufen mit den gleichen Seitenbögen benutzt werden. Dazwischen wurden die Walzen gereinigt und mit Farben versehen, die in normalen Druckprozessen nie verwendet werden. So gesehen, ist der Preis von 196 Franken ein Schnäppchen.

Tusche, synthetische, organische Pigmente und Farbstoffe, das Ferrari-Rot und, besonders faszinierend, Vantablack, ein schwarzes Schwarz, das so viel Licht schluckt, dass Konturen unsichtbar werden. Alleine Schwarz ist in diesem farbenfrohen Buch ein Kapitel wert und eine dichterische Ode von Wassily Kandinsky: «Und wie ein Nichts ohne Möglichkeit, wie ein totes Nichts nach dem Erlöschen der Sonne, wie ein ewiges Schweigen ohne Zukunft und Hoffnung klingt innerlich das Schwarz.»

Eine solche poetische Kraft müsste man haben, um auch nur einen schwachen Widerschein in Buchstaben zu liefern, was dieses Buch an Augenschmaus bereithält. Denn es ist, wie jedes grossartige Kompendium, so vieles in einem. Man kann die Seiten durchblättern und ab und an, zum Beispiel bei echtem Indigo, hängenbleiben. Zu allen Farben gibt es entweder handgemalte Beispiele, Stofffärbungen oder Verweise auf die Verwendung in der Malerei seit den Höhlenzeichnungen bis heute.

Das reicht schon für einen Farbrausch. Wer es genauer wissen will, bekommt alle Namen und Synonyme, die chemische Zusammensetzung,



«Pigmentkörner knirschen»: «Das Farbenbuch».

die Formel, das Vorkommen, die Herstellung, dazu Historisches, die Eigenschaften und Anwendungen serviert. Farbmittel, unterteilt in Pigmente und Farbstoffe, Bindemittel und Füllstoffe, anorganische Farbmittel und organische; wer sich darauf einlässt, wird in einem Schnellkurs zum Farbenkenner ausgebildet.

Man kann betrachten, wie Fruchtkerne und -steine verkühlt und zu Pigmenten verarbeitet werden. Wer meinte, es gebe doch nur ein Schwarz, wird auf Seite 165 eines Besseren belehrt. Alleine so entstehen 42 verschiedene Kernschwärzen.

Ein Beinkleid, gemalt von Anthony van Dyck 1638 in Indigo und Bleiweiss, ein Schweinfurter Grün, das Vincent van Gogh verwendete, die blaue Robe der betenden Madonna von Sassoferato, gemalt mit natürlichem Ultramarin; wohl noch nie wurde ein solches Blau auf Papier gedruckt.

Farben wurden und werden aus ziemlich allem hergestellt, sogar aus Mumien und menschlichen Knochen. Sie werden aus natürlichen Stoffen gewonnen oder künstlich produziert. Die Technische Universität Dresden bewahrt mehr als 20 000 Farbbelege auf, auf der Doppelseite 250/251 wird die Sammlung in Originalgefässen abgebildet. Alleine hier könnte man sich lange Zeit in Farbnuancen vertiefen und verlaufen.

Die Pigmentanalysen von Wandmalereien, als Draufgabe noch Farbgeschichten, von den ersten Farben der Menschheit über Ägyptisch Blau und Grün bis zu DPP oder Ferrari-Rot, die Erklärung des 18-Farben-Drucks, das Kompendium der Pigmente und Farbstoffe, die Pigmentanalysen von ausgewählten Gemälden, auch von der prähistorischen Malerei auf Fels: Dieses Buch ist so überreich, dass man sich ihm nur pointillistisch nähern kann. In der Hoffnung, dass daraus ein Sprachbild entsteht, das dem hier Dargebotenen einigermaßen gerecht wird.

In der Grube von Otranto entdeckte Muntwyler die Erdfarben. Seither begleitet ihn die Faszination der Klassifikation der Urstoffe, aus denen Farben gemacht werden. Für ihn ist das Malen ein speziell sinnlicher Prozess: «Ich sehe zu,

«Wie ein ewiges Schweigen ohne Zukunft und Hoffnung klingt innerlich das Schwarz.»

wie die Farbe während des Streichens langsam trocknet, und höre die kristallinen Pigmentkörner knirschen – Gänsehaut.»

Farben sind unsere Lebensbegleiter. Wie alles, was einfach da ist, schenken wir ihnen keine sonderliche Aufmerksamkeit. Ausser sie werden in der Kunst verwendet, wo sie ein gezügeltes oder ungezügeltes Eigenleben entwickeln. Sie sind Mittel zum Zweck, schaffen aber auch aus sich selbst Wirkungen. Es ist faszinierend, zu sehen, mit welcher Sorgfalt die Maler über die Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinweg die Farben ausgewählt haben, mit denen sie genau ihre Absicht ausdrücken konnten.

Bereichert in die Wirklichkeit zurück

300 000 v. u. Z. standen ihnen ein paar Ockertöne zur Verfügung, dann kamen Kreide, Siena und Holzkohle dazu. Ab 4000 v. u. Z. vergrösserte sich das Farbspektrum. Erst 1925 kam Titanweiss dazu, 1935 Manganblau, 2014 das Vantablack, und das Kaleidoskop der Farben ist noch längst nicht vollständig ausgefüllt.

Nach auch nur oberflächlicher Betrachtung dieses Kompendiums hat man den Eindruck, dass man noch nie im Leben so viele Farben in einer solchen Intensität wahrgenommen hat. Man atmet Farbe, spricht sie, fühlt sie. Ist selbst voller Farben und kehrt bereichert in die Wirklichkeit zurück.

Reich des Gärtners

Andreas Honegger

Stefan Rebenich: Der kultivierte Gärtner.
Klett-Cotta. 208 S., Fr. 39.90

Stefan Rebenich ist ein historisch gebildeter Mann, Professor für Alte Geschichte und Rezeptionsgeschichte der Antike an der Universität Bern. Daneben verfasst er regelmässig Gartenkolumnen – vor allem für die *Frankfurter Allgemeine* –, in die er vielfältigste Überlegungen und Querverbindungen zu anderen Wissensgebieten einfließen lässt.

Nun hat er ein Buch herausgegeben unter dem Titel «Der kultivierte Gärtner». Selbst begeisterter Gärtner, nimmt er, wie der Untertitel seines Buches verrät, «die Welt, die Kunst und die Geschichte im Garten» ins Visier. Daraus sind 34 in sich abgeschlossene Essays – oder eben Kolumnen – entstanden, die einerseits unübersehbar machen, dass er eine Zeitlang in Grossbritannien studiert hat und von der dortigen Gartenkultur geprägt wurde; andererseits aber als Gärtner aus Leidenschaft von einer entsprechenden Erfahrung profitiert und uns damit auch praktische Ratschläge für den Umgang mit Pflanzen und ihrer Welt vermitteln kann. Als dergestalt kultivierter Kultivator kann er unser Wissen bereichern, aber gleichzeitig auch unterhaltsame Lektüre in gut bemessenen «appetitlichen Häppchen» bieten. Zu Recht hält Rebenich einleitend fest, dass die Arbeit im Garten zu Bescheidenheit, Demut und Geduld gemahnt und damit ein ideales Mittel ist zur körperlichen und mentalen Entschleunigung. Jeder Gärtner hat an der

Der kunstvoll gestaltete Garten ist auch in widrigen Zeitläuften ein Ort der persönlichen Freiheit.

Gestaltung eines – wenn auch noch so kleinen – Teils der Welt Anteil und trägt damit eine Verantwortung: «Gärtnern bedeutet die Auseinandersetzung mit sich selbst und der Gesellschaft.» Die eigene Befriedigung, die mit dem Gärtnern verbunden ist, wirkt sich positiv aus auf die soziale Umwelt, was auch für die traditionellen Schrebergärten und das zeitgemässe Urban Gardening zutrifft.

Kein Plädoyer fürs Laissez-faire

Rebenich beginnt mit diversen Hinweisen zum Gärtnern über das Jahr, mit Ratschlägen für die Auswahl von Pflanzen und deren Pflege – auch zu Zeiten des Klimawandels. Dazu kommen einige «Tiefenbohrungen» mit der Vorstellung einzelner Pflanzen, etwa mit der Geschichte



Nie endende Aufgabe: «Gartenlabyrinth mit Faun-Statue» von Santiago Rusiñol y Prats.

der Tulpe, die 1559 beginnt, als der Zürcher Stadtarzt und Botaniker Konrad Gessner in Augsburg ein erstes Mal eine rote Tulpe – die *Tulipa gesneriana* – sieht, und mit der Tulpenindustrie der Niederlande endet. Porträtiert werden ferner Birke, Kastanie und die Linden.

Vorgestellt werden uns aber auch diverse Gärten. Darunter sind solche, die wir alle kennen, wie der Generalife bei der Alhambra, Versailles, Dessau-Wörlitz oder die Villa Carlotta am Comersee. Dann aber führt er uns mit Dumbarton Oaks bei Washington, Max Webers Garten in Heidelberg, dem Rosengarten im Weissen Haus oder den Gärten bei Sintra in Portugal in spannendes Neuland. Es folgt die Vorstellung einzelner Gärten rund um die Welt, und anschliessend schöpft Rebenich mit dem Blick in Geschichte, Malerei und Literatur aus dem Kerngebiet seines beruflichen Wissens: Seine Spannweite reicht über die Antike bis zum rasanten wirtschaftlichen Erfolg des «Kräuterpfarrers» Johann Künzle in der Folge der Pandemie der Spanischen Grippe nach dem Ersten Weltkrieg.

Schön ist auch die Quintessenz eines Beitrags über den leidenschaftlichen Gärtner Ru-

dolf Borchardt: «Auch an Blumen und Gärten kann sich die Welt nicht regenerieren. Aber der kunstvoll gestaltete Garten ist auch in widrigen Zeitläuften ein Ort der persönlichen Freiheit. Die nie endende Aufgabe des Gärtners besteht darin, Ordnung in die Natur zu bringen. Deshalb bedarf der Garten seiner ständigen Liebe und Pflege.»

Auch wenn die einzelnen Themen kurz und prägnant abgehandelt werden, so ist in dem hübsch aufgemachten Buch doch auf fast jeder Seite die Überzeugung des Autors zu spüren, dass Gärtnern «einen Ort der Freiheit und Selbstverwirklichung erschafft», aber auch zur Selbsterkenntnis führt, «denn jeder Gärtner wird in seinem Garten seiner selbst ansichtig». Zudem eröffnet der Garten kreative Gestaltungsräume, in denen Natur und Kultur zusammenfinden.

Ein Plädoyer fürs Laissez-faire findet sich in diesem Buch zum Glück nicht, denn der kultivierte Gärtner will Ideen umsetzen, und die Gestaltung ist immer einer Ordnung verpflichtet – auch wenn sich diese im lebendigen Raum der Natur dem stetigen Wandel anpassen muss.



Unmoral der Geschichte

Pierre Heumann

David de Jong: Braunes Erbe. Die dunkle Geschichte der reichsten deutschen Unternehmersdynastien. Aus dem Englischen von Michael Schickenberg und Jörn Pinnow. Kiepenheuer & Witsch. 496 S., Fr. 42.90

Seit Jahrzehnten treibt Historiker, Publizisten und Politiker die Frage um, wie es Adolf Hitler gelang, Deutschland und Europa ins Elend zu reiten. Welche Schlüsselrolle dabei die deutsche Wirtschaft spielte, beschreibt der gebürtige Niederländer und langjährige Bloomberg-Journalist David de Jong. Anhand von fünf prominenten Familien zeigt er, wie deutsche Industrielle und Bankiers von Anfang an mit Hitler kooperiert haben – oft aus Opportunismus. De Jongs Recherchen drehen sich um die Beziehungen der Manager zu den Nazis, süffig angereichert mit Klatsch aus dem privaten Bereich.

Er geht dem Engagement der einflussreichsten und vermögendsten Familien nach: die Quandts (BMW), die Flicks (ehemalige Grossaktionäre von Daimler), die Bankiersfamilie von Finck (Mitgründer der Allianz und der Münchner Rück), der Porsche-Piëch-Clan (kontrolliert die Volkswagen AG mit Audi, Porsche, Bentley, Lamborghini, Seat und Skoda) oder die Oetker-Familie (Backpulver-, Sekt- und Bierfirmen sowie Luxushotels). Sie alle waren Mitglieder in der NSDAP, der SS – oder gleich bei beiden.

Die Symbiose der deutschen Wirtschaft mit den Nationalsozialisten begann Anfang 1933. Rund zwei Dutzend Top-Geschäftsleute waren am 20. Februar einer Einladung Hitlers gefolgt, drei Wochen nachdem er zum Reichs-

Die Symbiose der deutschen Wirtschaft mit den Nazis begann 1933.

kanzler ernannt worden war. Vom Treffen hatten sie sich Informationen über die Industriepolitik Hitlers erhofft.

Stattdessen wurden sie aufgefordert, mehrere Milliarden Reichsmark in einen Wahlkampfonds einzuzahlen, damit Hitler die Reichstagswahlen vom 5. März gewinnen konnte. Aus seinen finsternen Absichten machte er kein Geheimnis. Es werde «die letzte Wahl» sein, sagte Hitler. Die Vertreter der Wirtschaftselite protestierten nicht und stellten auch keine kritischen Fragen – sondern zahlten brav in den Fonds ein.

Zunächst standen die Wirtschaftsführer dem Aufstieg Hitlers zwar skeptisch gegenüber, gepaart mit Verachtung. Doch einige merkten schnell, dass die Nähe zu diesem primitiv-groben Emporkömmling aus Österreich profitabel sein könnte. Ab 1934 stellten sie die Ausrüstung und Bewaffnung der Wehrmacht her, ab 1935 führten sie die Arisierung von Unternehmen durch, indem sie – mit dem Segen der deutschen Justiz – jüdischen Eigentümern ihre Vermögen raubten, und ab 1940 setzten sie Sklavenarbeiter ein, die ihnen Hitlers Armee zuführte und die sie vor allem in der Rüstungsindustrie zur Zwangsarbeit verpflichteten.

Keine kritischen Fragen

Mitunter wurden die Sklaven auch privat eingesetzt, zum Beispiel als Gärtner oder Diener in den Villen der Unternehmer. Insgesamt, so de Jong, werde die Zahl der Sklaven und Zwangsarbeiter im Dritten Reich auf zwölf bis zwanzig Millionen Menschen geschätzt. Flick zum Beispiel beutete in seinen Fabriken und Minen fast 100 000 Zwangs- und Sklavenarbeiter aus, die Quandts fast 60 000, Oetker Hunderte, bei Porsche in Stuttgart waren es

ebenfalls Hunderte, bei Volkswagen wiederum Zehntausende.

Die meisten Grossindustriellen des Dritten Reichs hätten nach Kriegsende «kaum mehr als einen Klaps auf die Finger» bekommen, schreibt de Jong. Dazu gehören Ausbeuter und Kriegsverbrecher wie Friedrich Flick, der Zwangsarbeiter eingesetzt hatte, um für die Wehrmacht zu produzieren, oder am Raub jüdischen Eigentums beteiligt war.

Mangelnde Transparenz

In Deutschland haben zwar zahlreiche Historiker die Unternehmensgeschichten aus der Nazizeit aufgearbeitet. Aber de Jong kritisiert mangelnde Transparenz. Oft werden die Kriegsverbrechen der Unternehmer ausgeklammert, schöngeschrieben oder «vergessen». Man feiere die «geschäftlichen Erfolge, aber die Kriegsverbrechen, die sie begangen haben, oder ihre Zugehörigkeit zum Nationalsozialismus, etwa als freiwillige SS-Offiziere, werden auf den Websites dieser Stiftungen verschwiegen».

Als typisches Beispiel nennt er die Stiftung BMW Foundation Responsible Leaders Network. Sie wolle, steht auf ihrer Internetseite, Führungspersonlichkeiten weltweit inspirieren, ihre gesellschaftliche Verantwortung wahrzunehmen und sich als verantwortungsbewusste Manager für eine friedliche, gerechte und nachhaltige Zukunft einzusetzen.

Pikant oder doppelte Moral? Die Stiftung trägt den Namen Herbert Quandts – ausgerechnet jenes Mannes, der in Berlin eine Batteriefabrik hatte, in der Tausende von Zwangsarbeitern eingesetzt wurden: darunter auch Sklavinnen aus Konzentrationslagern.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

Ergreifende Suche

Otto A. Böhmer

Kristin Valla: Das Haus über dem Fjord.
Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs.
Mare. 320 S., Fr. 34.90

Die norwegische Autorin Kristin Valla (Jg. 1975) beginnt ihren überaus lesenswerten Roman mit einem Unglück, das als Naturkatastrophe daherkommt, nach der man, sich mühsam suchend und wiederfindend, weiterleben muss. Elin, die Ich-Erzählerin, ist noch ein Kind, als der Vater und ihre beiden Brüder bei einem Erdbeben an der Küste von Nordnorwegen ums Leben kommen. «Wenn die Leute den Erdbeben beschrieben, sprachen sie über das Rauschen der Wassermassen, die gegen das Land schlugen (...) Aber sie sprachen auch über die Stille danach.»

Übergeordnetes Vergessen

Nach dem Unglück, das überraschend kam, aber dann doch nicht so ganz ungewöhnlich ist, gibt es bereits andere Kundschaft für den Tod; er darf sich nicht länger aufhalten als unbedingt nötig, sein Dienstplan ist eng getaktet. Ausserdem hat er, was die Personenschäden angeht, ordentlich gearbeitet: Die

Der Roman, ohnehin schon schön, nimmt noch einmal Fahrt auf, wird fast zum Krimi.

Opfer, die gefunden werden sollen, können beichtigt werden, darunter Vegard und Thomas, Elins Brüder. Wer aber verschollen bleibt, ist ihr Vater. Verlorengehen kann allerdings auch etwas, was man damals gar nicht vermisst hat: «So schlief ich ein, mit einem halbvollen Glas neben mir auf dem Nachttisch, in der letzten Nacht, als ich einfach ein Kind war.»

Elins Vater taucht nicht wieder auf, und es kommt, wie es kommen muss: Auf einem einkaufszettelähnlichen Totenschein wird amtlich festgehalten, «Papa müsse als umgekommen gelten». Damit beginnt, wenn man so will, Elins zweites Leben, das sie vorwiegend mit ihrer Mutter, einer in sich ruhenden, fast immer merkwürdig gepflegt wirkenden Frau, zu führen hat. Das ist nicht aufregend, sondern verläuft weitgehend ereignislos, was einerseits dem übergeordneten Vergessen dient, andererseits aber auch kleinteilige Erinnerungen bereithält, die auf Wiedervorlage aus sind.

Elin wächst heran, schießt förmlich in die Höhe, auch das ein Prozess, dem man nicht direkt zuschauen muss. Zudem steht die eine



«Die Sonne wärmte durch die Windschutzscheibe»: Autorin Valla.

oder andere Jugendliebe zur Verfügung; von ihr darf man träumen, was eine Variante der Liebe ist, die zur nachträglichen Verklärung taugt. Den stärksten Stand dabei hat Ola, der im Roman in eine Hauptrolle hineinwächst, die er auf anrührende Weise besetzt. Später wird er zum veritablen Schriftsteller, der so erfolgreich ist, dass man ihn, kaum hat er ein gutbelemundetes Buch unters Lesevolk gegeben, um weitere Manuskripte ersucht – keine Selbstverständlichkeit, wie wir wissen.

Elin arbeitet als Modejournalistin in Oslo, die mit ihrem Rang als Nummer zwei der Redaktion zufrieden ist, aber irgendwie dann doch nicht. Mit Ola kommt sie wieder zusammen, steht ihrem Glück aber auch gern im Weg. Vor den Konsequenzen, die ein auf

Dauer ausgerichteter Bund fürs Leben mit sich bringen könnte, schreckt sie, wohliger erschauernd, zurück.

Spur zum verschollenen Vater

Dann nimmt ihr fein austariertes Leben eine erneute Wendung: «Mama war fünfundsechzig, als sie starb. Eines Tages hatte ihr Herz genug, sie wurde ins Bezirkskrankenhaus gebracht (...) Als ich fragte, weshalb ihr Herz stehen geblieben war, konnten die Ärzte das nicht erklären (...) Noch gebe es vieles, sagten sie, was sie über das Frauenherz nicht wüssten.» Der Nachlass und das Erbe sind zu regeln; Elin hat zu tun, und Ola hilft ihr dabei. Dass sie einander lieben, ist ersichtlich, müsste aber irgendwie mal dingfest gemacht werden.

Inzwischen zeigt sich eine überraschende Spur, die zu Elins noch immer verschollenem Vater führen könnte. Was ist wirklich mit ihm passiert? Kristin Vallas Roman, ohnehin schon schön, nimmt noch einmal Fahrt auf, wird fast zum Krimi. Das Ende kommt überraschend, hat sich aber, bei näherem Hinsehen, bereits angedeutet. «Das Haus über dem Fjord», von Gabriele Haefs grossartig übersetzt, ist ein ergreifendes Buch, dessen Nachklang für sich selber spricht: «Die Sonne wärmte durch die Windschutzscheibe, legte sich über mein Gesicht. Alles draussen sah gut aus, so, wie es war.»

Die Beatles, kubistisch gesehen

Thomas Bodmer

Craig Brown: One Two Three Four – Die fabelhaften Jahre der Beatles. Aus dem Englischen von Conny Lösch. C. H. Beck. 672 S., Fr. 45.90

Noch ein Buch über die Beatles? Braucht es das? Die Antwort ist ein entschiedenes Ja. Denn Craig Brown hat all die anderen Beatles-Bücher studiert und daraus sowie aus eigenen Forschungen ein Werk geschaffen, das dadurch begeistert, dass es witzig, gelegentlich boshaft und vor allem multiperspektivisch ist.

Schläger John Lennon

So trägt er beispielsweise zusammen, wie unterschiedlich die Gelehrten über den 21. Juni 1963 berichten, als Paul McCartney seinen 21. Geburtstag feiern wollte und John Lennon den Conférencier Bob Wooler blutig schlug.

Wooler hatte eine Bemerkung darüber gemacht, was sich wohl zwischen dem schwulen Beatles-Manager Brian Epstein und Lennon während ihres gemeinsamen Spanienurlaubs abgespielt habe, und das hatte den besoffenen Beatle in Rage gebracht.

Man kommt sich bei der Lektüre fast vor, als läse man im Geschichtsunterricht verschiedene Berichte über die Schlacht von Salamis. Doch Brown, der seit Jahrzehnten für die Satirezeitschrift *Private Eye* arbeitet

Als Kind in der Sowjetunion die Beatles zu hören, sei «wie ein Schluck Freiheit» gewesen, sagte Putin.

und zahlreiche Bücher veröffentlicht hat, geht noch weiter: So liefert er zwei Fassungen ein und derselben Nacht im November 1940.

In der einen kreisen deutsche Flieger über Liverpool, und während des Bombenalarms

entdecken Mary Mohin und Jim McCartney ihre Liebe zueinander. In der zweiten bleibt alles ruhig, und so kommt 1942 kein Paul McCartney zur Welt.

Dieser wurde zum Glück doch geboren und besuchte im Mai 2003 Moskau. Dort erzählte ihm Präsident Putin, als Kind in der Sowjetunion die Musik der Beatles zu hören, sei «wie ein Schluck Freiheit» gewesen. Offenbar hat sich sein Musikgeschmack seither verändert.

Welche Stücke Putin damals gehört hat, berichtet Brown nicht, aber wir erfahren viel über die Entstehung einzelner Kompositionen, zum Beispiel «I am the Walrus».

Dessen Text schrieb John Lennon, nachdem er aus einem Brief erfahren hatte, dass an ebenjener Schule, an der er schlechte Noten erhalten hatte, unterdessen im Englischunterricht Beatles-Texte analysiert würden. Er beschloss darauf, etwas zu verfassen, was möglichst rätselhaft sein würde, um es «diesen Wichsern» zu zeigen.

Grauenhaft und fabelhaft

Und bis heute gibt es immer neue Deutungen dieses Songs, von dem der wunderbare Produzent George Martin zunächst sagte: «Was zum Teufel soll ich damit anfangen?» Tatsächlich schrieb Martin dann eines der verrücktesten Arrangements der Rockgeschichte und ist «I am the Walrus» neben «Strawberry Fields Forever» Lennons genialster Song geblieben.

Browns Buch (dessen deutsche Ausgabe dankenswerterweise ein Namenregister hat) beginnt und endet damit, dass Brian Epstein, der zimmerliche Geschäftsführer eines Liverpoolscher Plattenladens, und sein Assistent am 9. November 1961 einen stinkigen Klub in Liverpool besuchen, wo sie vier Rüpel auf der Bühne sehen, die zwischen den Songs dem Publikum den Rücken zuwenden, schreien, fluchen und Anstalten machen, einander zu verprügeln.

Nach dem Konzert sagt Epsteins Assistent: «Die sind ja grauenhaft.» – «Ja, grauenhaft», pflichtet ihm Epstein bei, «aber auch ganz fabelhaft, finde ich. Komm, wir sagen ihnen hallo.»



Die Sprache Lüfteln

Es liegt etwas in der Luft. Dialog zwischen zwei vermummten Gestalten: «Lass uns etwas frische Luft schnappen.» – «Ist die Luft rein?» Wenig später pirschen sich die beiden – sie wollen den Geländewagen nicht aufscheuchen – an ein SUV heran. Was ist ihr Begehrt? Wollen sie ihn klauen oder gar abfackeln, wie man das von Berlin her kennt? I wo. Sie wollen nur spielen. Klimaaktivisten sind's, die Luft ablassen, ihr Mütchen kühlen möchten. Sie wollen dem SUV an die Wäsche, ans Ventil, etwas frische Luft in die Klimadebatte bringen. Soll man sie etwa dafür loben? Das dann doch nicht. Aber eines muss man ihnen lassen: Ein schönes Wort haben sie ausgetüftelt für ihr schändliches Tun, das doch besser tönt als «Luft ablassen» oder das eher seltene und etwas technische «entlüften». Lächeln, fächeln, füsseln, hüsteln, sändeln, tändeln, züngeln. Kann denn Lüfteln Sünde sein? Gesiebte Luft werden die Lüftler jedenfalls kaum atmen.

Ein schweizerdeutsches Verb drängt hier ins Hochdeutsche. Anfang der neunziger Jahre taucht es erstmals in den Gazetten auf. Das «Schweizerische Idiotikon» kennt zwei Bedeutungen für «lüftele, lüftle»: 1. nach Luft riechen. 2. leise wehen. Im «Zürli-Slängikon» von Domenico Blass findet sich unter «Fahrad» der Eintrag «lüftle» (die Pneuventile lösen). Das Büchlein «Schwiizer-tüütsch – das Deutsch der Eidgenossen» von Christine Eggenberg ist auf dem neusten Stand: «Luft aus Reifen entweichen lassen», heisst es da kurz und bündig unter «lüftle».

In einem alten bayerischen Wörterbuch (1828) ist unter «lüfteln» vermerkt: «ein Lüftchen von sich geben». Etwas später (1836) findet sich folgende Passage in Franz von Gaudys «Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen»: «(...) denn wie die Frau Bacci, für welche jeder Rücksitz in der Karosse zu schmal war, die Beine habe lüfteln und sich schwenken können, das überstieg meine Einbildungskraft.»

Unter SUVlern herrscht dicke Luft. Die Lüftler sollen sich doch in Luft auflösen. Dem Verb «lüfteln» aber möge im Schweizerhochdeutschen ein langes Leben beschieden sein.

Max Wey

Weisser Ritter

Ein Monument wird siebzig. Was «High Noon» und Prarie-Edelmann Gary Cooper mit der heutigen Zeit zu tun haben.

Wolfram Knorr

High Noon (USA 1952). Von Fred Zinnemann.
Mit Gary Cooper, Grace Kelly.

Sein Amt als Sheriff von Hadleyville hat er niedergelegt, die Quäkerin Amy geheiratet und ist auf dem Weg zu neuen Ufern. Doch dann kehrt er zurück: «Ich bin noch nie vor jemandem weggelaufen.» Amy ist die Erste, die sich gegen ihren Mann Will Kane stellt: «Dann reise ich alleine», kauft am Bahnhof ein Ticket und geht in die Hotelhalle, um auf die Ankunft des Zugs zu warten. Am Bahnhof haben ihr drei herumlungernde Kerle Angst gemacht. Kane besucht den Friedensrichter, der dabei ist, sich aus dem Staub zu machen: der Zweite, der sich gegen Kane wendet. Am Ende, nach zahlreichen Besuchen, ist es die ganze Stadt.

Grund ist Gangster Frank Miller, den Kane vor Jahren hinter Schloss und Riegel brachte, der begnadigt wurde und im Zug nach Hadleyville unterwegs ist. Um zwölf Uhr wird er eintreffen, um mit seinen wartenden Kumpels Rache an Kane zu nehmen. Der darwinistische Selbsterhaltungstrieb hat die Stadt leergefegt: Die Bewohner haben sich in ihre Stuben verkrochen oder kleben am Saloon-Tresen. Draussen irrlichtert unter sengender Sonne Will Kane, sichtbar ausser Kraft gesetzt. Am Ende ist es seine Quäker-Frau, die ihre religiösen Gebote über Bord wirft, einen Banditen erschießt und Kanes Sieg sichert.

«Sternstunde der Traumfabrik»

«High Noon» heisst der Westernklassiker mit Gary Cooper als Will Kane und Grace Kelly als Amy, der mit seinem Entstehungsjahr 1952 nun sein Siebzig-Jahre-Jubiläum begeht und zu den Meilensteinen der Filmgeschichte gehört. Grund genug, um an das Hollywood-Opus zu erinnern – einen Western! –, das mit vier Oscars, drei Golden Globes und vielen weiteren Preisen ausgezeichnet wurde und als «eines jener seltenen, einsamen Meisterwerke der Filmkunst» (Hans Hellmut Kirst: «Sternstunde der Traumfabrik», 1963) hymnisch gepriesen wurde. Doch dem Hochamt folgte Jahre später, offenbar er-

nüchtern, kritische Skepsis. So schrieb Pauline Kael, einstige Prinzipalin der amerikanischen Filmkritik: «Ich neige zu der Annahme, dass die tiefen Einsichten nichts anderes sind als dramatisierte Grundschulsoziologie (...) und dass die Form des Westerns für eine Unterrichtsstunde in Staatsbürgerkunde erhalten muss» («Kiss Kiss Bang Bang», 1968).

1952 fand United Artists ein Idealteam mit dem ausführenden Produzenten Stanley Kramer, Carl Foreman als Autor und Fred Zinnemann als Regisseur; nicht zu reden vom Kameramann Floyd Crosby und vom Komponisten Dimitri Tiomkin. Der eine schuf mit einer «Wochenschau-Ästhetik» (Zinnemann) ein pseudorealistisches Schwarzweiss, der andere mit dem Song «Do Not Forsake Me, Oh My Darling» einen Ohrwurmhit. Die Branche jubelte, und die Kritik war entzückt.

Alle waren geblendet vom stilistischen Raffinement, von der formalen Strenge, der Echtzeit, in der das Drama ablaufe. Etwa gegen halb elf Uhr erfährt Kane, gerade vermählt, von Millers Anmarsch. Von diesem Moment an sind ständig Uhren im Bild, vor allem jene Wanduhr mit den runden Perpendikeln, die kurz vor zwölf in einem Winkel aufgenommen werden, als seien sie messerscharf wie Edgar Allan Poes Pendel. Die Schienen, gradlinig wie das unausweichliche Schicksal, werden ebenfalls häufig zwischen Kanes Suche nach Hilfe geschnitten; die wartenden Gangster am Bahnhof werden

Mal abgesehen davon, dass Cooper alt und weiss ist, hat er nun wirklich keine Kraftmeier-Allüren.

zu ikonenhaften Posen arrangiert. Alles, wie es später hiess, eine Spur zu aufdringlich (ihr dürft in unsere Handwerkskammer blicken!). Aber es gibt suggestive Momente, wie jene Schlag Schatten neben grellem Sonnenlicht, mit einem Sheriff als surreal anmutender Mischung aus einer Giorgio-de-Chirico- und einer Edward-Hopper-Figur, die in ihrer Einsamkeit den Boden der Moral zu suchen scheint. Nicht ge-



Ein Gesicht aus dem «Reich der Mineralogie»:

rade eine Haltung, die man von Westernhelden gewohnt war.

Aber Gary Cooper war immer anders, selbst in seinen frühen Western («The Plainsman», 1936; «The Westerner», 1940) wurde er kaum der typischen Pionierfigur gerecht. Dafür war er zu fragil, zu zurückhaltend, zu scheu, zu überlegt. Coopers Gesicht gehöre ins «Reich der Mineralogie» (Jean-Luc Godard). Seine Skrupel hatten etwas Smartes (heute würde man «cool» sagen), gefährlich werden konnte er trotzdem und in rabiater Entschlossenheit kippen («Man of the West», 1958). Gary Cooper war der Edelmann, John Wayne der Prolet der Prarie. In seiner Funktion als archetypischer Einzelgänger war Cooper der Erste, der in westerntypischer Mannhaftigkeit, der uramerikanischen Männlichkeit, Angst zeigte. Bei aller Kritik an «High Noon» – von den aufdringlichen Metaphern über das Spiel mit der Echtzeit, das letztlich nicht aufgeht, bis zum Gangster, der sich mit dem Zug ankündigt –, übersehen wurde, dass das maskuline Fabelwesen erst mal ein verletztes Ego war, entmutigt und müde von den enttäuschenden Bittgängen. Seinen letzten Gang geht er alleine, denn Feigheit ist schlimmer als der Tod.

Mit «High Noon» entstand der sogenannte Edelwestern, und mit Alan Ladd («Shane», 1953), James Stewart («The Man from Laramie», 1955), Gregory Peck («The Big Country», 1958) und Henry Fonda («Warlock», 1959) entstand das



Oscar-Preisträger Cooper als Will Kane, Grace Kelly als Amy Fowler Kane.

Gentlemen-Repertoire. Es waren Western, deren Helden in brenzligen Situationen *grace under pressure* aufbrachten, aber zugleich, wie Leslie Fiedler («Die Rückkehr des verschwundenen Amerikaners», 1968) spöttisch bemerkte, den Humor verloren, den der frühe Western und mit ihm auch Cooper («The Virginian», 1929) noch besaßen. «Der entsäuerte, kastrierte Westmann» (Fiedler) war zum «weissen Ritter» mutiert. Die 1950er Jahre befeuerten nach dem Krieg nicht nur die Wirtschaft, sondern leisteten auch «einem machtvollen Rollenmodell für Männer in Amerika» Vorschub, wie Leonard Kriegel in «On Men and Manhood» (1979) schrieb. Und das war der aufrechte, stolze Männermann, zur Gewalt fähig, aber ein Ehrenmann, der das Böse bekämpft und die Frauen verteidigt – ohne sich allerdings von ihnen domestizieren zu lassen.

Zu viel «hygienischer» Mannesmut?

Es war kein Zufall, dass in dieser Zeit die amerikanische Traumfabrik nicht nur Edelwestern produzierte, sondern auch aufwendige Ritterfilme, wie «Ivanhoe» (1952), «Knights of the Round Table» (1953), «Prince Valiant» (1954), «The Black Shield of Falworth» (1954), «The Black Knight» (1954), «The Adventures of Quentin Durward» (1955), und mit Stars besetzte, die auch in Western ihren Mann standen, statt den Sechsschüssler aber das Schwert zogen. Edelwestern wie «High Noon» oder Ritterfilme wie

«Ivanhoe», ob in sauberem Schwarzweiss oder plastikfarbigem Cinemascope – immer wirkte das Hollywood-Kino der 1950er Jahre, als habe man die Welt entbakterialisieren wollen. Das ist vermutlich die Ursache, warum heute viele auf Gary Coopers Sheriff Kane mit mildem Spott reagieren. Zu viel «hygienischer» Mannesmut, zu viel edle Schwermut, zu kriecherisch das Bürgertum. Andererseits aber ist es verwunderlich, gerade heute Cooper nicht sympathisch zu finden. Denn mal abgesehen davon, dass er ein alter weisser Mann ist, hat er im woken Zeitalter nun wirklich keine hemingwayschen Kraftmeier-Allüren. Im Ritterfilm lernt der Held das Rittertum von der Pike auf (als Knappe, ein Mann des Volkes eben), in «High Noon» hat er es hinter sich, muss aber noch einmal beweisen, was es heisst, es zu repräsentieren. Kann sein, dass diese Pose einer überlebten Lichtgestalt in einem Zeitalter der Verdüsterung einfach nicht mehr glaubwürdig ist.

Keiner wusste das besser als Sergio Leone, der in seinem legendären Western «Once Upon a Time in the West» (1968) «High Noon» zitiert und bis in manche Einstellungen ins Opernhafte nachinszenierte. Sein Held Henry Fonda riskierte das Gegenteil: das Böse, ohne seine Haltung, sein Image auch nur ein Jota zu ändern. Leone wollte es, denn exakt in diesem Edelmut, erkannte er, könne auch ein Dämon stecken. Diese Rollen sind heute gefragt.

Generation Z und «High Noon»

«High Noon» zeigt das Ideal eines Mannes, der für Freiheit und Recht kämpft. Dorf-Sheriff Marshal Kane (Gary Cooper) bleibt freiwillig einen Tag länger im Amt, um gegen eine Gangsterbande Widerstand zu leisten. Er sucht vergebens Mitkämpfer. Niemand unterstützt ihn, aus Feigheit. Man will ihn sogar aus der Stadt vertreiben.

In einem der emotionalsten Momente des Films senkt Kane in seiner Verzweiflung sein Gesicht auf den Bürotisch. Er ballt seine Fäuste. Kane blickt auf und entdeckt einen Jungen, der sich in einer Ecke versteckt hatte. Der Vierzehnjährige will mitkämpfen. «Let me fight with you! I'm not afraid!» Marshal Kane lehnt ab: «You're a kid, you're a baby ...»

Würde ein Jugendlicher, ein Vertreter der Generation Z also, heutzutage gleich handeln und sich freiwillig zum Kampf melden? Die junge Generation im Westen ist im Ukraine-Krieg für einen starken Widerstand gegen die russische Grossmacht. Ist das als Rückkehr der Courage zu werten? Um heute mutig zu sein, reicht es, auf Social Media #standwithukraine zu posten. Das wäre so, als hätte der vierzehnjährige Junge dem Sheriff einen Brief geschrieben, um ihm viel Glück zu wünschen, ohne selbst bereit zu sein, zu kämpfen.

Solidarität hat eben ihre Grenzen – besonders im Westen. Russland-Sanktionen sind in den Augen vieler Jugendlicher sinnvoll, aber nur, solange sie den Akku ihres Smartphones aufladen können. Wenn er wegen Stromknappheit nicht mehr aufgeladen werden kann, herrscht Panik. Der Kampfgeist der Jungen löst sich auf. In der Ukraine ist es wohl anders: Die Jungen dort können sich die Schönwettersolidarität ihrer westlichen Altersgenossen kaum leisten.

In einer früheren Version des Filmskripts dankt Marshal Kane dem Vierzehnjährigen für die Hilfe, die er angeboten hatte. «Thanks», sollte Kane sagen, während der Junge aus dem Büro läuft. Er lehnte seine Hilfe zwar ab, weiss nun aber definitiv: Nicht alle Stadtbewohner sind feige. Es besteht Hoffnung auf eine gute Zukunft ohne ihn als Sheriff.

Joan Meier

Joan Meier, Jahrgang 2004, ist Praktikant der Weltwoche-Online-Redaktion.



Fernsehen Blochers Trümpfe

René Hildbrand

Samschtig-Jass: SRF 1, Samstag, 1. Oktober 2022

Was wusste die Schweiz (noch) nicht über Christoph Blocher? Der Altbundesrat bekannte im «Samschtig-Jass»: «Dass ich manchmal wirklich *en ekelhafte Cheib* bin. Das weiss nur meine Frau.» Gut gelaunt und offen plauderte Blocher aus dem Nähkästchen. Als er erfahren hatte, dass die Sendung in seinem Wohnort Herrliberg ausgetragen wird, sagte er spontan als Gast zu.

In Kürze feiern er und seine Frau Silvia ihren 55. Hochzeitstag. Von Moderatorin Fabienne Bamert nach dem «Geheimrezept» für die lange Ehe gefragt, antwortete der SVP-Doyen unverhofft: «Das Rezept ist, dass wir keine harmonische Ehe führen. Wichtig ist, dass man Auseinandersetzungen austrägt. Streit ist eine Form von Kommunikation und Auseinandersetzung.» Dass seine Kinder so gut herausgekommen sind, nimmt Blocher hauptsächlich für sich in Anspruch. «Das ist mein Verdienst. Ich war nie zu Hause!» Ehefrau Silvia kann offenbar auch gut mit den privaten Auffassungen ihres Mannes umgehen. Sie sass lächelnd im Saalpublikum.

Spielkarten hat er im «Samschtig-Jass» nicht in die Hand genommen. Seine Begründung: «Ich will mich nicht blamieren vor den Herrlibergern.» Viele Zuschauer dürften sich gefragt haben: Kann Blocher womöglich gar nicht jassen? Sein Auftritt war dennoch kurzweilig. Politiker mögen TV-Unterhaltungsformate. Grund: Dort haben sie nichts zu «befürchten». Der Fokus liegt nicht auf der Politik. Sie werden hauptsächlich harmlos zu Amüsantem und Persönlichem befragt – und können Sympathie vermitteln.

Film

Sisis Leid

Wolfram Knorr

Corsage (Österreich, 2022)
Von Marie Kreutzer. Mit Vicky Krieps,
Florian Teichtmeister, Katharina Lorenz

Keine kostbaren Interieurs, kein höfisches Gepränge, keine *grands sentiments* in edler Verpackung. Leergeräumt von allem Luxus liegt in einem tristen Gemach Sisi in einer Zinkbadewanne, umsorgt von zwei Zofen, und übt, wie lange sie den Atem unter Wasser anhalten kann. Möglichst lange, wünscht sie, und testet ihre Ausdauer. Auch in Ohnmacht zu fallen, um sich zereemoniellen Zwängen zu entziehen, hat sie gelernt und beherrscht's geschmeidig. Täglich ins Korsett geschnürt, sieht sie in derartigen Übungen ihre kleinen Fluchten aus den höfischen Zwängen; denn Sisi ist die Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn (1837–1898). Romy Schneider hat sie in der «Sissi»-Trilogie aus den 1950er Jahren so geprägt, dass sie für immer und ewig als «Königin der Herzen» in die menschliche DNA transplantiert wurde. In einem eher Glamour-armen deutschsprachigen Kulturraum hatte freilich die Unterhaltungsindustrie mit ihren nicht enden wollenden Rückgriffen auf die Märchenkönigin, mit Biografien, Romanen, Musicals, Serien, Filmen, Parodien, auch ein operativ leichtes Spiel.

Und so geht's auch jüngst wieder weiter: mit dem Roman «Sisi» von Karen Duve, der Mini-Serie «The Empress» auf Netflix, dem Spielfilm «Sisi und ich», erzählt aus der Perspektive einer Hofdame, und so weiter. Was die neuen Produkte über die ewige Traumwandlerin ge-

Als wäre sie in eine Schwerkraftfalle geraten, entflieht sie abrupt dem Etiketten-Schwindel.

meinsam haben, ist – klar – eine ganz zeitgemässe, wenn nicht diverse, auf jeden Fall feministische Perspektive. Vorbei die Zeit, als sie noch das zauberhafte bayerische Mädels aus dem ersten Teil der Trilogie («Sissi», 1955) war, an einem rauschenden Wildbach die Angel weit, weit auswarf – und nicht einen Fisch, sondern den feschen Kaiser (Karlheinz Böhm) angelte. In «Corsage» hat sie längst alle Illusionen hinter sich und übt in der Zinkbadewanne das Wegtauchen. Ob sie bereit hat, den Kaiser geangelt zu haben, erfährt man nicht, genauso wenig die wahre Absicht ihrer Abtaucherei; vielleicht will sie ertrinken?

«Corsage» von der Österreicherin Marie Kreutzer («Was wir wollten») ist eine abendfüllende Geduldssprobe mit kargen Dialogen. Und nicht zu übersehen: Aus der «Königin der

Herzen» wurde eine der «Schmerzen». Sie begeht ihren 40. Geburtstag, und den hält sie für überflüssig, vor allem das ganze Drumherum. Eine Torte mit vierzig Kerzen, ein Galadiner mit erlauchten Gästen, falschen Huldigungen, dann das Kerzenausblasen, das Geburtstagsständchen; selbst der Gatte mit seinem abnehmbaren Backenbart und seiner Nachsichtigkeit, einfach alles geht ihr auf den Zeiger. Als wäre sie in eine Schwerkraftfalle geraten, entflieht sie abrupt dem Etiketten-Schwindel, der Hofschranzerei auch noch mit hochgerecktem Mittelfinger! «Punk statt Prunk» (*Cinema*) herrscht in diesem, alles andere als höfischen Ambiente. Den Räumen, Fluren und Hallen, selbst den Innenhöfen ist jeder Glanz genommen. Das Personal ist überschaubar, der Kaiser mehr ab- als anwesend, die Kommunikation von beinahe quälender Frostigkeit.

Fehlende Magie

Pablo Larraíns Lady-Di-Porträt «Spencer» (2021) und Sofia Coppolas «Marie Antoinette» (2006) haben Marie Kreutzer mit Sicherheit inspiriert. Ihre Sisi ist so renitent wie Larraíns Lady Di und lebt wie Coppolas Marie Antoinette in einer Vergangenheit mit Bezügen zur Gegenwart, um die historische Illusion aufzubrechen. So steht in den Fluren modernes Putzzeug, ein Telefon auf einem Tisch, und ein Erfinder führt Sisi «bewegte Bilder» vor, filmt sie zu ihrer Entzückung. Auf dem Zelluloid ist sie frei, doch die Erfindung



Königin der Schmerzen: Vicky Krieps als Sisi.

ist noch weit weg. Alles durchschaubar, einfach zu viel und wenig elegant. Bei Coppola hatte das Spiel mit den Brüchen Charme, sie war ein Teenager. Sisi ist verbiestert, in der Midlife-Crisis, ernährt sich mit rigider Diät, treibt Sport, reitet, will ihre Schönheit erhalten, mit der sie das Volk entzückte; und natürlich wird ihr bei jeder Gelegenheit versichert, wie schön sie sei. Ihre Reaktion schwankt zwischen Spott und Herablassung. Ihr Gatte, Kaiser Franz Josef, der ihre Eskapaden und Launen geduldig erträgt, verweist sie nur einmal auf ihre Rolle: «Du hast zu repräsentieren und sonst nichts.» Und so besucht sie Irrenhäuser, spielt die mildtätige Monarchin und verteilt lilafarbene Pralinen.

Marie Kreutzers Sisi ist eine säuerliche. Ihre Einsilbigkeit, Sprödhheit, Emotionsarmut verlangen Geduld. Vicky Krieps als Sisi überzeugt in ihrem Wechsel zwischen Dulderin und hochfahrender Renitenzlerin, aber aus dem kriechenden Handlungsverlauf entsteht kein innerer Monolog. Die Isolation als Leidmotiv, das Leben ein Jammertal. «Corsage» hat zu viel Leichenbitter, und die Metaphern werden nervig. Sisi habe sich, heisst es in den Biografien, mit dreissig Jahren nicht mehr porträtieren lassen. Damals galt dieses Alter gesellschaftlich schon als «bedenklich». Dieser Konflikt einer beim Volk Beliebten mit sich selbst hätte doch dramatisches Potenzial. In «Corsage» ist davon wenig zu spüren, den Bildern fehlt die Magie. Man bleibt aussen vor.

Pop Geniale Zumutung Thomas Wördehoff

Jockstrap: I Love You Jennifer B. Rough Trade

Gelegentlich, beim Anhören einer Neuerscheinung, stellt sich ein Glücksgefühl ein. Beim ersten Durchlauf reagiert man mit Verwunderung, vielleicht mit Befremden – aber dann, bei jeder weiteren Runde steigert sich das Interesse zu einer echten Sucht nach den unerhörten Sounds, und man ahnt: Das ist gross.

Ob das, was das Duo von Jockstrap auf ihrem Debütalbum «I Love You Jennifer B» treibt, nun tatsächlich Zukunft hat, wissen die Götter. Sicher aber ist: Es hat verdammt viel Gegenwart, es ist ziemlich clever – und es ist *very, very British*.

Ausgebildet wurden Georgia Ellery and Taylor Skye an der renommierten Londoner Guildhall School of Music and Drama; Georgia widmete sich dem Geigenspiel im Jazz und Taylor der elektronischen Musik. Beide sassen in der gleichen Kompositionsklasse, doch das wechselseitige Interesse am künstlerischen Output setzte erst via Facebook ein. Sie mochte Tschai-kowsky und Brahms, er stand mehr auf Skrillex und Philip Glass. Sie mailte ihm ihre Songs, er

verbog sie mit irrlichternden Samples, ranzigen Streichern und kruden elektronischen Effekten. Dass dieses Stille-Post-Verfahren immer häufiger zu «accidental clashes» führte, wie Taylor Skye einräumt, bot beileibe keinen Anlass zum Streit zwischen den beiden Nerds. Im Gegenteil: Jene «zufälligen Zusammenstösse» sind das vitaminstrotzende kreative Kraftfutter von Jockstrap. Apropos: «jockstrap» ist das englische Wort für Suspensorium (oder auch Hodenschutz) und sonst kein Thema für gepflegte Unterhaltungen. Georgia Ellery allerdings führt drei gute Gründe für den Namen an: «Er ist einprägsam, er ist ordinär, meine Mutter hat ihn gehasst.»

Und damit hätte man auch schon die aufregende Rezeptur für die Musik von Ellery & Skye beisammen: Sie ist frech, unberechenbar und hochtheatralisch, geht aber doch unter die

*Es hat verdammt viel Gegenwart,
es ist ziemlich clever –
und es ist very, very British.*

Haut und ist so ideenprall und ungebärdig, als wären geniale Hobbits am Werk. Georgia Ellery schreibt unwiderstehlich schöne Melodien und singt mühelos wie eine Elfe bis in schwindelerregende Höhen. Und es scheint, dass *electronic wizard* Taylor Skye sehr stark in akustisch-instrumentalen «Räumen» denkt – ein Verfahren, das den Songs eine geradezu kinematografische Dramaturgie gibt.

Irre Abschweifungen

Die beiden fantasieren regelrechte Hörfilme, Song-Jingles, Mini-Soundtracks, nostalgisch verzerrte TV-Szenen (wie die grandios leichtfüssige Motown-Halluzination «Greatest Hits») herbei. Dabei lassen sie die klassischen Songabläufe links liegen und folgen wie unartige Kinder ihren exzentrischen Impulsen, ihrer Lust an irren Abschweifungen und plötzlichen Eingebungen. Und wenn sie dann mal ausnahmsweise, wie bei «Concrete Over Water», Lust auf einen Chorus haben, dann geht's ab in eine flackernde Geisterbahn mit wimmerndem Mellotron, sehnsuchtsvollen Echos, feixendem Theremin, Heliumstimme und rhythmischem Hundegebell (mit wachweichen Streichern unterlegt) – eine hinreissend durchgeknallte Kurzoper, die urplötzlich von einem Bandsalat abgewürgt wird. Ein brutaler Fall ins Nichts.

Gut – zusammenwürfeln kann jeder, aber auf dieser Scheibe ist kein Ton Beliebigkeit zu finden (ausser vielleicht bei der letzten Nummer «50/50», wer kein Fan von Dubstep ist, wird sich schwertun mit diesem Track). «I Love You Jennifer B» ist ein Album, das mit Witz und ohne Pathos von der Überforderung unserer Zeit erzählt. Dieser genial produzierten Zumutung von Stimmen und Klängen zuzuhören, ist ein echtes Erlebnis.



Ausstellung

Die Schweiz und die Verwerfungen Europas

Rolf Hürzeler

Barock: Zeitalter der Kontraste. Landesmuseum, Zürich. Bis 15. Januar

Wer einen Frieden derart pompös inszeniert, der traut ihm nicht: Eine riesige Tapisserie zeigt das Treffen des französischen Monarchen Louis XIV. mit dem Spanier Philipp IV. Die beiden Herrscher besiegelten Mitte des 17. Jahrhunderts das Ende ihrer kriegerischen Auseinandersetzungen, indem der Spanier seine Tochter Maria Teresa für eine halbe Million Goldécus an den Franzosen verschacherte. Die junge Frau steht hinter ihrem Vater, nicht etwa schüchtern, sondern selbstbewusst. Sie scheint zu wissen, welches politische Pfand ihre schiere Existenz bedeutet. Im Hintergrund sind die Entourages der beiden Herrscher als Garden gruppiert, die dafür sorgen, dass keiner dem anderen zu nahekommt. Was die Darstellung verschweigt: Die Franzosen dachten nicht daran, diesen Frieden mit den Spaniern je einzuhalten.

Bezüge zur Eidgenossenschaft

Die Tapisserie aus der Pariser Manufacture Royale des Gobelins ist eines der eindrucksvollen Werke in der neuen Ausstellung im Landesmuseum in Zürich. Die Schau deckt die grosszügig bemessene Epoche von 1580 bis 1780 ab: Die Exponate und die Texte dokumentieren den Barock als eine Zeit des Prunks, neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse sowie der Grausamkeit in den Religionskriegen.

Bezüge zur Eidgenossenschaft belegen, wie sehr die Gebiete der heutigen Schweiz in diese politischen und gesellschaftlichen Verflechtungen eingebunden waren. Die Ausstellung ist didaktisch plausibel in Kapitel wie «Architektur und Städtebau» oder «Wissen

An Frankreich war kein Vorbeikommen, weder politisch noch gesellschaftlich.

und Kunst» eingeteilt. Zur Einstimmung empfängt eine grossflächige Videoanimation die Besucher. Sie veranschaulicht die politischen und konfessionellen Verwerfungen Europas in diesen zwei Jahrhunderten.

Der im Baskenland geschlossene Pyrenäenfrieden symbolisiert die Folgen dieser Umwälzungen trefflich. Der französische und der spanische Machträger begegneten sich zwar geografisch weit weg von der Schweiz. Dennoch waren die Auswirkungen hierzulande



Bester Geschichtsunterricht: Nautiluspokal, um 1670–1680.

spürbar, denn sie besiegelten die französische Hegemonie in Europa – politisch und kulturell. An Frankreich war kein Vorbeikommen, weder politisch noch gesellschaftlich: Eine Festtafel mit Westschweizer Tafelsilber ist der Tapisserie sinnbildlich gegenübergestellt.

Über Europa hinaus weisen die damaligen Phänomene der Globalisierung: So verdingte sich der Berner Söldner Albrecht Herport (1641–1730) in der Niederländischen Ostindien-Kompanie – nicht aus imperialer Absicht, sondern aus Wissbegierde: «... hatte mich doch eine lobliche Neugierigkeit gestochen, das Original oder die Sache selbst zu sehen, und in das weit entlegene Indien zu sägeln, zu besichtigen, die Wasser-Bäch so da mit Gold fliesen, die güldene Berge...» So steht es in einer Textsammlung über Indien in der frühen Neuzeit. Ein kleines Porträt zeigt den Abenteurer in senkrechter Pose mit einem Säbel in der rechten Hand vor seiner Brust. Das von einem un-

bekanntem Künstler gemalte Bildnis signalisiert Respekt.

Kapitalisten der ersten Stunde

Der Soldat hätte allerdings nicht weit reisen müssen, um sein Metier auszuüben. Denn in Europa kam es laufend zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Ein Ölbild des Freiämter Malers Johann Franz Strickler illustriert die Flucht der Innerschweizer Truppen vor den heranstürmenden Bernern am 25. Juli 1712 bei Villmergen. Die konfessionellen und allenfalls auch politischen Sympathien des Künstlers sind erkennbar. Über den Berner Truppen haben sich dunkle Wolken gebildet, als ob die Reformierten mit einem bedrohlichen Unwetter vergleichbar wären. Ihr Vorstoss erscheint unaufhaltsam, sind die Soldaten doch im Begriff, ein Geschütz zu überrennen, das die flüchtenden Katholiken mitsamt dem Kanonier zurückgelassen haben. Die Schweiz war während der beiden Villmer-

gerkriege im Glauben so tief gespalten wie das restliche Europa.

Ein Jahrhundert früher lebte der Zürcher Leonhard Zubler (1565–1612). Ein Stich zeigt den bärtigen Mann mit Halskrause zwei Jahre vor seinem frühen Pesttod. Er wird als «Studiosus» der Mechanik und der Mathematik vorgestellt, denn er entwickelte Instrumente der Vermessungstechnik. Zubler gehörte offenkundig zu jener aufstrebenden Klasse, die ihre intellektuellen Fähigkeiten kommerziell umzusetzen vermochte – Kapitalisten der ersten Stunde also. So eröffnete der Vermesser Zubler in Frankfurt eine Zweigstelle, um seine Geräte im Ausland zu verkaufen.

Nicht alle Exponate dieser Ausstellung erscheinen prima vista so spektakulär wie die Pyrenäen-Tapisserie, umso spannender sind aber die Geschichten, die sie erzählen. Deshalb ist ein Besuch im Landesmuseum bester Geschichtsunterricht mit historischen Objekten, die eine Epoche zwar nicht neu, aber anschaulich erklären.

Klassik

Oper für alle

Christian Berzins

Richard Wagner: «Die Walküre».
Opernhaus Zürich. Bis 18. Oktober

Das befreiende «Hojotohoo», das Zürichs Operndirektor Andreas Homoki nach seinem Triumph in die Premierenacht herauschmetterte, hätten wir hören wollen. Den Schlachtruf der Walküren hatte in der fünf Stunden und fünf Minuten dauernden Auf-führung eine zum Knuddeln liebe Horde Kriegerinnen prächtig gesungen – allen voran Titelheldin Brünnhilde, famos gesungen von Camilla Nylund.

In Zürich spielt die mit Pferdehelmen ausgestattete Schar mit den nach Walhall gebrachten Helden Katz und Maus. Aber ausser einem verfrühten Kuss ist es das dann schon mit den Regie-Kuriositäten. Doch das heisst noch lange nicht, dass im Opernhaus am Schluss nicht gebubelt wurde. Homoki ist es nämlich gelungen, eine berührende Regie in einem modernen Rahmen zu erzählen.

Met aus dem Horn

Im Frühling schwächelte «Rheingold» szenisch und musikalisch, doch mitsamt «Siegfried» und «Götterdämmerung» soll der «Ring des Nibelungen» das Abschiedsgeschenk des 2025 scheidenden Intendanten an Zürich werden. Nichts ist gefürchteter, als dieses sechzehn Stunden dauernde Spiel um Macht und

Liebe zu inszenieren, jedes Mal soll die Interpretationsgeschichte neu geschrieben werden.

Homoki bleibt gelassen. Schon im «Rheingold» war ein Speer ein Speer, ein Drache ein Drache. In der «Walküre» gibt es Met aus dem Horn, und da steht auch ein wundersamer Stamm einer monumentalen Esche.

Das alles hört sich wie Wagner für Anfänger an. Vielleicht aber ist's Homokis Wunsch, die seit 2012 angekündigte «Oper für alle» zu realisieren. Er nimmt Opernneulinge an die Hand; sogar die Mutti von Brünnhilde, Wala, führt er vor.

Unnötig ist es, die knarrende Drehbühne mit Kindergeburtstageseuphorie zu bedienen. Fast egal, denn Homoki zeichnet die Figuren

Zeit, ganz
andere Seiten
aufzuziehen!



liebepoll genau und versorgt das Geschehen in eine moderne, äusserst reduzierte Bühne: Die weiss getäferte Villa ist unser «Ring»-Zuhause geworden.

In einem ihrer Zimmer wird nun Brünnhilde schlafen, bis sie am 5. März von Siegfried, dem in der «Walküre» gezeugten «hehrsten Helden der Welt», geweckt wird; im anderen Zimmer wird Wotan versuchen, die Geschehnisse seiner Welt zu lenken.

Der Gott ist zu Beginn der «Walküre» noch der coole Hund, der Supertrickser aus dem «Rheingold», am Ende ein gebrochener Mann, ein Greis. Wie Tomasz Konieczny diesen Gang meistert, ist zutiefst berührend.

Sowieso wird famos gesungen und unter der Leitung von Gianandrea Noseda im Graben ein grandioser Wintersturm entfacht. Nicht verpassen.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.

Jazz

Umbi et orbi

Peter Rüedi

Peter Schärli: Double Vision/ Triple Vision.
(Umberto Arlati, Peter Schärli, Lars Lindvall,
Vince Benedetti, Hämi Hämmerli, Peter
Schmidlin). TCB 37302 (2 CD)

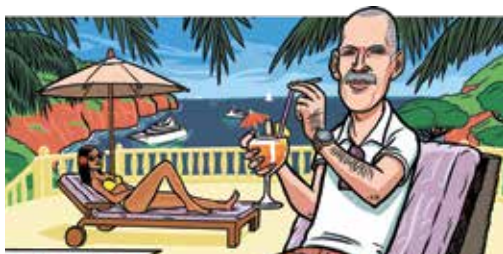
Von nichts kommt nichts. Auch in der improvisierten Musik, wo die Versuchung gross ist, aus der «Erfindung von etwas aus nichts» (Racines alchemistischer Definition von Kunst) einen Geniekult abzuleiten. Dagegen wäre mal wieder das erstaunliche Zitat des alten Goethe anzuführen, der, gewiss kein Selbstwertproblematiker, zu Eckermann sagte: «Wenn ich sagen könnte, was ich alles grossen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.»

Das mag ein etwas grosser Vergleich sein im Zusammenhang mit der Hommage, die der vielseitige, ebenso selbstbewusste wie bescheidene Innerschweizer Trompeter Peter Schärli seinem einstigen Lehrer Umberto Arlati, geboren 1931 in Olten und gestorben daselbst 2015, mit seinem jüngsten Doppelalbum ausrichtet. Arlati, ursprünglich Maurer von Beruf und seit einem Diktum des wirkungsmächtigen Joachim-Ernst Berendt der «Miles Davis von Olten», war erstens eine Legende des frühen modernen Schweizer Jazz und zweitens eine Seele von einem Mensch. Oder umgekehrt. Jedenfalls waren seine menschlichen und seine künstlerischen Vorzüge nicht zu trennen. Bei aller im Trompetenidiom des Bebop unerlässlichen Technik, machte eine humane Wärme und Melodiosität «Umbis» Sound aus (so umarmten ihn alle seine Freunde): Qualitäten (Kenny Dorham näher als Miles), die bei allen Weiterentwicklungen von Schärli's Musik auch die seinen blieben.

Arlatis diskretes Genie bezeugen bis heute vergleichsweise wenige Aufnahmen. So ist der Mitschnitt eines Konzerts von Schärli's «Triple Vision» im Basler «Bird's Eye» von 2003 besonders wertvoll: neben Arlati, Schärli und dem schwedischen Wahlschweizer Lars Lindvall an drei stilistisch ausdifferenzierten Trompeten ein brillanter Vince Benedetti am Piano und die felsenfest gegründeten Hämi Hämmerli und Peter Schmidlin an Bass und Drums. Hardbop-Klassiker wie Horace Silvers «Strollin'» oder Jimmy Heaths «Gemini» stehen neben zwei *originals* von Schärli und Lindvall sowie Arlati's magistraler Interpretation von «Body and Soul».

«Double Vision» enthält ein Berner Konzert vom Jahr zuvor. Gleiche Band, aber ohne Umbi. Auch hier liegt das Gewicht glücklich mehr auf Ausdruck, Inspiration und Spontaneität als auf ausgefinkelter Perfektion. (Ein Who's who der Trompetensoli in den *liner notes* wäre nützlich.)

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine coole Stadt

Mark van Huissing

Jüngst war es so weit, wieder mal: Ein Weltmedium erklärte Zürich zu Europas neuer Coolness-Kapitale («Capital of Cool», *Financial Times*-Wochenend-/Kunstbeilage HTSI). Der Text war gefällig geschrieben, leidlich recherchiert und zählte zahlreiche Klischees auf, um sie in der Folge zu widerlegen – ein prima Artikel also. «Denken Sie, die grösste Schweizer Stadt sei aalglatt, seriös, gutbürgerlich und ein wenig langweilig? Überlegen Sie's sich noch mal» stand in der Unterzeile.

Der szenische Einstieg, mit dem zu beginnen man in der Journalistenschule lernt, war ein wenig, sagen wir, «zugespitzt» – eine gutgekleidete Frau hetzt in die Galerie Gmurzynska am Paradeplatz, fragt, ob eine Picasso-Zeichnung aus der aktuellen Ausstellung noch zu haben sei, und bekommt eine Abfuhr, «schon verkauft». Der Mitarbeiter am Empfang teilt dem Journalisten mit, das sei business as usual, wenn man sich gegenüber Unternehmen «wie diesen» befinde (er meint die Banken).

Danach wird die Reportage glaubwürdiger, es folgen belastbare Fakten. Etwa der Zuwachs der Bevölkerung auf 440 000 («boom»), Angaben zum Europasitz von Google / zu den neuen Büros von On im gentrifizierten Westen, wo früher junge Zürcher Underground-Raves besuchten («trend»). Und, natürlich, der Kunsthäuserweiterungsbau (zur Erleichterung ohne Erwähnung des Meinungsstreits um die Sammlung Bührle).

Ausländer mit halbfetten Namen, vorübergehend in Zürich, sind erwähnt – Modedesigner Demna, der seinen Nachnamen nicht mehr nutzt und die Stadt getauscht hat gegen

ein Dorf im vielleicht noch cooleren Aargau, oder Wu Tsang, ein/e *artist in residence* (Pronomen: sie, 3. Person Plural) des Kunsthauses. Auch Inländer sowie Zuzüger, vorwiegend aus der Welt der Kunst, kommen vor, darunter Charlotte von Stotzingen, die das «Zürich Art Weekend» irgendwie mitorganisiert, oder das Galeristenpaar Gregor Staiger und Marie Lusa. Weiter werden Lokale aufgezählt, klassische («Kronenhalle») plus neuere («La Muña» im Hotel «La Réserve Eden au Lac», «Bauernschänke») sowie, logisch, Ladengeschäfte (Tasoni, Trunk). Schliesslich ist noch Platz für die hohe Lebensqualität (der Zürichsee, das Bad Utoquai – bezeichnet als «Club» –, die Limmat, die in den See fließen soll).

Es geht zu Herzen, falls man hier lebt, wenn Aussenstehende erkennen, wie toll Zürich ist. Was diese, fürchte ich, mehrheitlich aber dennoch nicht tun. Weil es unwichtig ist für sie. Zürich bleibt für die Mehrheit der Menschheit eine mittelgrosse Stadt im Ausland, die sie nie bereisen werden. Schweizer sind anders. Viele sind reisefreudig, richtige Wandervögel, waren schon in London und Los Angeles. Aber auch in Laos und Litauen. Der Zürcher fährt nach Berlin und Bozen, klar, doch die Berliner/der Bozner nicht nach Zürich. «Dort will ich nicht hin, soll teuer sein und nichts los», geht die Entgegnung auf meine Frage, wenn ich sie in Berlin stelle.

Kommentare auf den wohlmeinenden FT-Artikel zeigen: Zirka die Hälfte der Rückmeldung erstattenden Leser ist einverstanden. Es handelt sich dabei um Expats, Ausländer, die hier leben und arbeiten. Die anderen waren entweder noch nie in Zürich oder bloss kurz («für eine Sitzung») – und sie hassten die Stadt beziehungsweise denken, sie würden es tun, wenn

«Zürich?

Will ich nicht hin, soll teuer sein und nichts los.»

sie hinmüssten. «Ferien in Zürich?», fragt zum Beispiel «Mongol2», «lieber lass ich mir die Augen von einem Schimpansen auskratzen.» («Passiert hoffentlich bald», antwortet Jordan Meltboy und ergänzt: «Fabelhafter Ort.»)

Als ich in London lebte, vermittelte mich die Schweizer Botschaft für *cross cultural briefings*; mein Job war dann, Briten, die im Auftrag

ihres Arbeitgebers nach Zürich zogen, vorzubereiten. Ich versuchte, ihnen meine Liebe zur Stadt zu vermitteln. Ob es gelang? *Not really*. In jedem Workshop sass einer oder eine, der/die meinte, es klinge zwar nett, was ich erzähle, doch man könne angeblich das Leitungswasser nicht trinken, und es soll verboten sein, die Toilette zu spülen nach 22 Uhr (Quelle: «Lonely Planet», ältere Ausgabe).

Darum: In meinen Augen ist Zürich die beste Stadt zum Leben. Andere Leute dürfen das auch so sehen, sie müssen aber nicht. Vor allem, wenn sie nicht hier wohnen.



UNTEN DURCH

Brunos Socken

Linus Reichlin

Der Mann und die Socke: ein jahrtausendealtes Drama. Archäologische Ausgrabungen in Jütland haben eine gestrickte Männersocke aus dem Jahr 1500 v. Chr. zutage gefördert. Sie war voller Löcher und so steif, dass man sie an eine Wand stellen konnte. Heute liegt sie in einem dänischen Museum in einer luftdichten Vitrine, und das ist meiner Meinung nach auch der Ort, wo die Socken meines Freundes Bruno hingehören. Bruno kauft seine Socken im Internet, wahrscheinlich im Darknet, wo jede Perversion befriedigt wird. Er kauft immer schwarze Socken, weil er denkt, dass sie zu jeder Hose passen – das heisst, er denkt zu viel, denn er hat ja nur drei Hosen: zwei Jeans und eine Flanellhose mit Bügelfalten. Alle drei Hosen sind schwarz, weil Bruno denkt, das passe am besten zu den Socken.

Wenn Bruno zu einer Familienfeier eingeladen wird, zieht er die Flanellhose an und dazu seine neusten Socken, also die, die nach einer Kochwäsche bei neunzig Grad nicht mehr ganz so übel riechen. Bruno hat zu jenen

Familienmitgliedern ein gutes Verhältnis, die bei ihren Geburtstagsfeiern nicht darauf bestehen, dass die Gäste die Schuhe ausziehen. Zu seinem Bruder hat er seit 25 Jahren keinen Kontakt mehr, denn damals liess dieser sein Haus mit Spannteppich auslegen. Zu allem Übel hat der Bruder dann auch noch eine Japanerin geheiratet, wahrscheinlich, weil er wegen des Spannteppichs sich eine Frau wünschte, die kulturell darauf geprägt ist, zu Hause barfuss herumzulaufen. Aber für Bruno ist eine solche Kultur natürlich Gift. Es geht dabei weniger um die Löcher in den Socken als um deren Geruch, den Bruno anderen Menschen nicht zumuten möchte – hier kommt seine christliche Erziehung ins Spiel: «Du sollst nicht töten!» Was hat Bruno nicht schon alles unternommen, um seinen Fussgeruch zumindest auf ein Mass zu verringern, bei dem nicht alle Hunde einer Stadt sofort den Kopf heben, wenn Bruno am Bahnhof aus dem Zug steigt! Er hat seine Socken mit Sprays besprüht, in Tinkturen aus Kampfer gebadet. Einmal hat er sich sogar eine Maschine gekauft, mit der man angeblich die Füsse vakuumieren konnte. Aber der Plastik wurde während des Vakuuervorgangs auf den Zehen so heiss, dass Bruno sich entscheiden musste: stinken oder verbrennen.

Auf Mitleid hofft man bei mir vergeblich, denn ich weiss ja, was Bruno unter «regelmässig» versteht, wenn er sagt: «Ich wechsle die Socken doch regelmässig!» Genau genommen, ist schon das Wort «regelmässig» hier falsch und sollte durch «täglich» ersetzt werden. Aber davon ist Bruno weit entfernt, denn wenn er ein Paar Socken drei Tage lang getragen hat, fällt es ihm schwer, sich davon zu trennen. Er beginnt dann, an diesen Socken zu hängen, sagt: «Die sind so bequem, die möchte ich jetzt nicht waschen.»

Nicht nur Bruno, viele Männer werden häufig irrational, wenn es um ihre Socken geht. Ein anderer Freund von mir behauptet steif und fest, dass Frauen es attraktiv finden, wenn Männer die Beine übereinschlagen und dann eine Handbreit Haut zwischen Socke und Hosenbund sichtbar wird. In Wahrheit trägt er, wie die meisten Schweizer Männer, einfach nur zu kurze Socken und macht aus diesem ästhetischen Defizit ein Aphrodisiakum. Frauen lieben italienische Socken, die bis unters Knie des Mannes reichen und, weil sie besonders dünn sind, den Mann zum täglichen Wechseln ani-

mieren. Denn bei so dünnen Socken erspürt man mit den Zehen die Verkrustungen, die sich gebildet haben viel besser als Bruno, der billige, dicke Synthetsocken trägt, die praktisch schon *pre-smelling* geliefert werden. Aber letztlich geht mich das eigentlich nichts an. Es soll jeder in der Socke glücklich werden, die er verdient, meinetwegen auch wochenlang.



FRAUEN Taylor Swift, Philanthropin Julie Burchill

Gäbe es Taylor Swift nicht, müsste sie erfunden werden – von einem verzweifelten Teenagermädchen, das in einem Meer von Promiheulansen am Ertrinken ist und dringend ein überlebensgrosses Vorbild braucht. Man denke nur an Adele, die sich selbst als «traurigen Menschen» bezeichnet und Shows ohne Rücksicht darauf absagt, wie viele Fans sie pleite in Las Vegas hat stranden lassen. Doch die Arme konnte ja nichts dafür: Sie war zu traurig, um zu singen!

Swift, die wie Adele mit neunzehn Erfolg hatte und jetzt mit 32 als erste Frau bei den Nashville Songwriter Awards als «Songwriter-Artist of the Decade» ausgezeichnet wurde, würde sich niemals so unprofessionell verhalten. Es ist unglaublich, wie wichtig ihr die Nähe zu ihren Fans ist: Zwar besitzt sie mittlerweile ein Vermögen von 400 Millionen Dollar, dennoch hat sie letztes Jahr Gruppen von Fans zu sich nach Hause eingeladen, um ihr neues Album zu hören – so, wie sie das seit ihren Anfängen getan hat. In einer Zeit, in der Stars ihre Fans gern als eine Mischung aus Cashcows und Stalkern behandeln, ist Swift offenherzig bis zur Philanthropie. Sie ist die J.K. Rowling des Pop und spendet so viel Geld für gute Zwecke – von Studienkrediten bis zu Katastrophenhilfe

–, dass die Musikzeitschrift *Billboard* letztes Jahr eine «Timeline von Taylor Swifts Grosszügigkeit» publizierte.

Teenagermädchen spielen in der Geschichte des Pop eine traurige Rolle: als weinende Fans, sitzengelassene Groupies. Und wenn sie zu Stars aufsteigen, dann stürzen sie ab und verbrennen wie Marianne Faithfull und Britney Spears. Doch Swift hat ihr Leben immer im Griff gehabt: Mit dreizehn überredete sie ihre Eltern dazu, von Pennsylvania nach Nashville umzuziehen, und später gelang es ihr, unguete Liebesgeschichten in Songs umzumünzen, die sich millionenfach verkauften. So heisst es in «Dear John», der dem zwölf Jahre älteren Singer-Songwriter John Mayer gewidmet sein soll: «Lieber John, findest du nicht, ich war zu jung, um mit mir rumzuspielen? Findest du neunzehn nicht zu jung für deine dunklen, perversen Spielchen?» Alle Künstler beuten ihr Privatleben gnadenlos aus für ihre Kunst. Es hat etwas Erfrischendes zu sehen, wie ein hübsches Mädchen, das sonst auf die Rolle der Muse reduziert worden wäre, für einmal den Spiess umdreht.

In einer Zeit, in der «Ehrgeiz» als schmutziges Wort gilt und Empfindsamkeit Unprofessionalität kaschieren soll, ist Taylor Swift, auf die die Songzeile «Cold as ice cream, but still as sweet» von Blondie wunderbar zutrifft, ein Musterbeispiel dafür, wie man am besten mit Herzschmerz umgehen soll: nicht als etwas, worin man sich suhlt, sondern als Treibstoff, um etwas Aufregendes, Neues zu schaffen. Sie beweist, dass es besonders für liebeskranke Musikerinnen eine raffinierte Form der Rache an Herzensbrechern gibt: viel mehr zu verkaufen als diese.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Gesundheitspolitik

Cassis: Wie können wir verhindern, dass bei der nächsten Grippewelle wieder Menschen sterben?

Berset: Nur mit einer kompromisslosen Nulltoleranz.

Parmelin: Was meinst du damit?

Berset: Wir müssen das Sterben unter Strafe stellen.

Keller-Sutter: Du willst das Sterben verbieten?

Amherd: Das nützt nichts. Gestorben wird trotzdem.

Maurer: Und die Verstorbenen können ja auch nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden.

Berset: Die Verstorbenen vielleicht nicht, aber die Ungeimpften.

Keller-Sutter: Was hat das mit den Ungeimpften zu tun?

Berset: Das Sterbeverbot erlaubt es uns, für jeden Tod einen Schuldigen zu suchen und ihn zu bestrafen.

Keller-Sutter: Aber wenn es kein Mord oder Totschlag war, wer soll dann schuld sein am Tod eines anderen?

Berset: Ein Ungeimpfter.

Sommaruga: Das leuchtet ein. Aber wie willst du die Ungeimpften bestrafen?

Berset: Indem wir sie impfen.

Maurer: Die Strafe für eine Impfverweigerung ist eine Impfung?

Sommaruga: Sehr gut, das wird die Ungeimpften davor abschrecken, sich nicht impfen zu lassen.

Keller-Sutter: Schön und gut, aber was machen wir bei einem Suizid? Für den Suizid eines anderen können wir keinen Ungeimpften verantwortlich machen.

Parmelin: Also wie können wir Suizide verhindern?

Berset: Indem wir auch den Suizidversuch unter Todesstrafe stellen. Das schreckt vom Suizid ab.

Cassis: Das leuchtet ein! Wenn auf Suizidversuch die Todesstrafe steht, wird ja wohl keiner mehr den Versuch wagen, sich umzubringen.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Schiefer Turm von Paris

Meisterarchitekt Jean Nouvel setzt auch als 77-Jähriger überraschende Akzente.



«Höhepunkt des beginnenden Jahrhunderts»: «Tours Duo» im 13. Arrondissement.

In Paris steht ein neues Wahrzeichen. Zumindest hatte Stararchitekt Jean Nouvel ein solches im Sinn, als er seine «Tours Duo» erdachte. «Es geht darum, den Gipfel zu bauen, den Höhepunkt des beginnenden Jahrhunderts», sagte der Pritzker-Preisträger im britischen Fachmagazin *Dezeen*. Die Schaffenskraft des genialen französischen Baumeisters und sein Wille, Grosses zu leisten, sind auch mit 77 ungebrochen.

Für seinen eben eröffneten jüngsten Wurf hat er sich das 13. Arrondissement ausgesucht. Dieses entstand im Jahr 1860. Die aufblühende Industrie prägte die Umgebung; es wuchs zu einem typischen Arbeiterquartier heran. Und zu einem heimlichen Hotspot für Architekten, schliesslich handelte es sich beim 13. um städtebauliches Entwicklungsgebiet: Le Corbusier baute wenig in Paris, hier gleich zweimal.

Der Reiz blieb. Jean Nouvel, dem Luzern das beliebte Kultur- und Kongresszentrum verdankt und der den berühmten «Monolith» für die Expo 02 entwarf, zog seine «Tours Duo» am Seine-Ufer, *rive gauche*, hoch. Die Zwillingstürme glänzen schon von weitem und befinden sich zwischen den Bahngleisen und der Pariser

Stadtautobahn «Boulevard périphérique», im Volksmund «périph» genannt. Der eine Turm misst 122, der andere, in atemberaubender Schiefelage, 180 Meter und ist der zweithöchste Wolkenkratzer der französischen Hauptstadt. Darin untergebracht sind Büros und das exquise «Too Hôtel» mit 139 Zimmern.

Dieses hat es buchstäblich in sich, denn beim Innenausbau war ein anderer weltberühmter Franzose am Werk: Philippe Starck. Er entwarf 1988 nicht nur die ikonische Zitronenpresse «Juicy Salif» für Alessi, sondern veredelt eben auch das Interieur von Häusern. Der damalige Staatspräsident François Mitterrand zum Beispiel liess 1982 seine privaten Zimmer im Elysée-Palast von Starck gestalten.

Die Bauarbeiten an den «Tours Duo» dauerten fünf Jahre. Spiritus Rector Jean Nouvel erklärt: «Es geht auch darum, einen Charakter zu schaffen, eine Einzigartigkeit, die mit der Realität des Ortes in Beziehung steht (...), um die Attraktivität des Ortes zu erfinden und zu stärken.» Dies ist ihm offensichtlich gelungen.

Selbstverständlich hat man vom «Too Hôtel» aus aber auch einen formidablen Blick auf den bolzengeraden Eiffelturm.

Birgit Steinegger

Ihre Parodien von Schweizer Persönlichkeiten sind legendär. Nach der Corona-Pause spielt die Berner Schauspielerin wieder Theater, tritt an Grossanlässen auf und gibt Lesungen.

Weltwoche: Birgit Steinegger, wie geht es Ihnen?

Birgit Steinegger: Nachdem man mir in der Apotheke in Sugiez den Corona-Test mit «Madame, vous êtes positive» bestätigte und ich nach drei Impfungen, immerhin mit mildereren Symptomen, wieder geheilt bin, freue ich mich jetzt umso mehr des Lebens.

Weltwoche: Wann waren Sie zuletzt in Kopenhagen, wo sie als Kind oft Ferien verbrachten?

Steinegger: Das war vor drei Jahren, als ich mit dem Schweizer Fernsehen in Dänemark auf Spurensuche ging. In der Hauptstadt mit gut 600 000 Einwohnern besuchten wir den 1843 eröffneten Vergnügungspark Tivoli. Dieser hat unendlich viel Charme. In dem entzückenden Theater wurden sehr schöne Erinnerungen wach, vor allem an Clown Pierrot. Ich habe ihn geliebt und mich halb totgelacht, wenn dieser Mann mit dem schneeweissen

Gesicht und den knallroten Lippen vor den Vorhang trat und wir Kinder ihn lauthals begrüssen durften. Ich liebe ihn immer noch. Als Kind war mir klar, auch einmal Clown werden zu wollen.

Weltwoche: Wer hat Sie dazu gebracht, Schauspielerin und Parodistin zu werden?

Steinegger: In unserer Familie wurde viel musiziert. Meine Mutter war Musikerin. Selber spielte ich Geige und Klavier. Bei uns gab es regelmässig Hauskonzerte, oft hatten wir viele Gäste. Mir gefiel, wie mein Vater beim gemütlichen Teil die Leute zu unterhalten wusste und sie zum Lachen brachte. Er erzählte spannende Geschichten und parodierte Persönlichkeiten in den verschiedensten Sprachen. Besonders in Erinnerung bleiben mir sein Hitler, Charlie Chaplin oder Mussolini. Das färbte auf mich ab. Schon als kleines Kind ging ich mich während dieser Anlässe auf dem Estrich verkleiden, um die Leute zu unterhalten.

Weltwoche: Sie hatten ein inniges Verhältnis zu Ihrem Vater?

Steinegger: Oh ja, sehr. Er war wissensdurstig, empathisch und sehr charmant. Und, wenn ich noch weitere Eigenschaften nennen darf: Er war auch äusserst kommunikativ, sensibel, fleissig, humorvoll und mit viel Noblesse ausgestattet.

Weltwoche: Was raten Sie einer jungen Person, die auf die Bühne will?

Steinegger: Sie muss diesen Beruf wirklich wollen. Fleiss, Neugierde und eine gute Ausbildung sind unabdingbar. Man muss bereit sein, dauernd der Kritik ausgesetzt zu sein, und Freude haben, sich in andere Figuren zu versetzen und deren Gestik, Mimik und Ausdrucksweise zu studieren.

Weltwoche: Wie oft sehen Sie Walter Andreas Müller, Ihren langjährigen Schauspielpartner?

Steinegger: Wir sehen uns ab und zu und lachen wie immer viel zusammen. WAM ist ein herzensguter Mensch. Er arbeitet sehr professionell und hat ein gewaltiges Repertoire. Ich finde, er ist einer der vielseitigsten Schauspieler in unserem Land.

Weltwoche: Vermissen Sie das Schweizer Fernsehen eigentlich?

Steinegger: Natürlich. Schliesslich durfte ich 42 Jahre für SRF arbeiten. Mir bleiben wunderbare Erinnerungen an all die vielen Sendungen. Jetzt freue ich mich auf das «Benissimo»-Revival am 5. Oktober. Diese Einladung ist eine Ehre. Zumal auch ich eine grosse Bewunderin von Beni Thurnheer bin.

Weltwoche: Welche Persönlichkeiten parodieren Sie am liebsten?

Steinegger: Zu meinen liebsten gehören unter anderen Micheline Calmy-Rey, Doris Leuthard, Uriella, Carla Del Ponte, Magdalena Martullo-Blocher, Vreni Sperry, Ruth Dreifuss oder Trudi Gerster.

Weltwoche: Was machen Sie heute noch?

Steinegger: Nach der Corona-Pause spiele ich wieder Theater, trete bei Grossanlässen auf und mache mit grosser Begeisterung Lesungen von verschiedenen Autoren in Deutsch und Dialekt.

André Häfliger



«Halb totgelacht»: Parodistin Steinegger, in den 90ern und heute.

Birgit Steinegger, 73, absolvierte die Ausbildung zur Kindergärtnerin und nahm später Schauspielunterricht in Bern und in Paris (Lecoq). Besondere Bekanntheit erlangte sie mit ihrer eigenen Sendung «Total Birgit» und ihren Parodien von Schweizer Persönlichkeiten.



Bilder aus Aromen

Restaurant Incantare, Seecallee 10, 9410 Heiden, Tel. 071 898 40 40. Sonntags und montags geschlossen. 2 Sterne, 17 Punkte

Ein paar kurvige Kilometer geht es von St. Gallen aus in die Appenzeller Hügel, bis man die «Fernsicht» in Heiden erreicht, wo der Zürcher Tobias Funke als Geschäftsführer und kulinarischer Mastermind seit 2015 mit einem Strauss von Ideen und ebenso viel Feinarbeit – vom Fondue-Chalet bis zum Gourmetrestaurant «Incantare» – ein beeindruckendes Gesamtwerk geschaffen hat. Besitzer des Ensembles mit Restaurants, Bar und Hotelzimmer sind der Unternehmer Alfred Grossauer und seine Frau Sabine.

Im «Incantare» wird ein aufwendiges Menü in sieben Gängen (Fr. 270.–) serviert, zu jedem Gericht gibt es eine illustrierte Karte mit detaillier-



ten Beschreibungen – der Gast soll den Aufwand nicht nur schmecken, sondern bewusst wahrnehmen. Eine Mais-Trilogie zum Start, gefolgt von einer pochierten Gillardeau-Auster, die mit Räucheraal, Kohlrabi und Apfel in einem fein ziselierten Geschmacksensemble dargestellt wird. Nuancen von Jod, Rauch, Säure und Süsse werden dabei präzise herausgearbeitet.

Wenn es einen Anlass zu Kritik gibt, dann allenfalls, dass einen Funkes Menü über zwei Stunden ziemlich fordert. Jeder Teller besteht

aus rund einem Dutzend Komponenten, und im Sinne der Dramaturgie wäre ein schlichteres Gericht zwischendurch nicht falsch. Andererseits erlebe ich einen an Höhepunkten reichen Abend: Schon das Gewurzbrot von Bäcker Werner Kast ist ein Ereignis, die trockengereifte Lachsforelle mit Blumenkohl, Tomatillo, fermentierten Trauben und gleich zwei Saucen (Beurre noisette und Vin jaune/Beurre blanc) zeigt eindrücklich, was mit etwas Fantasie – und eben: Feinarbeit – aus Schweizer Susswasserfisch gemacht werden kann.

Tobias Funke und sein gut eingespieltes Team reizen die Möglichkeiten klassischen Handwerks und moderner Techniken aus; das Resultat ist eine beeindruckende Bilderlandschaft der Aromen, die mal auf luxuriösen, aber noch häufiger auf eher schlichten Zutaten beruhen.

David Schnapp ist Autor beim GaultMillau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Für jede Jahreszeit

Herdade do Rocim: Alves Vieira Rosé 2021. Alentejano IGP (Portugal). 12,5 %.

Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 14.–, www.kueferweg.ch

Herdade do Rocim: Alves Vieira Tinto 2021. 14 %. Ebenda. Fr. 15.–

Herr, es ist Zeit, der Sommer war sehr gross. Mit ihm die Flut der Sonderangebote, mit denen uns der Handel mit «Sommerweinen» die heissen Abende kühler und das Leben leichter zu machen suchte. Es war die hohe Zeit der Roses unterschiedlichster Herkunft. Durchaus auch ein bisschen zu meinem Missvergnügen. Zum einen, weil ich generell ein Rosé-Skeptiker bin, seit den Jugendzeiten, als wir den nachtelangen Abusus von billigem Rosé d’Anjou mit grimmigsten Kopfschmerzen (um nicht zu sagen diskreten Lahmungerscheinungen) zu zahlen hatten. Ich weiss, zum Glück ist nicht einmal der Rosé d’Anjou mehr das, was er vor einem halben Jahrhundert mal war; und klar, nicht einmal mich hindert das sture Vorurteil an der Erkenntnis, dass es inzwischen eine ganze Reihe guter, ja



sogar grossartiger Roses gibt (nicht nur aus Südfrankreich). Die ändern freilich nichts daran, dass ich die Kategorie «Sommerwein», als deren Inbegriff Roses gemeinhin gelten, für einen Unfug halte. Taugt ein Wein etwas, macht er vor einem winterlichen Cheminée-feuer nicht weniger Vergnügen als vor einem hochsommerlichen Grill. Und umgekehrt.

Wie auch immer: Wenn mich ein diskret altrosafarbener, aromatisch reicher, cool-eleganter Rosé, also das, was ich einen «kompletten Wein» nennen möchte, in letzter Zeit wirklich entzückt hat, ist es eine Flasche aus dem südlichen portugiesischen Alentejo, aus dem Unterbereich Vidigueira, genauer und etwas verwirrllich: aus einem Ort mit dem Namen Cuba. Er stammt aus einer Reihe, die der Winzer Pedro Ribeiro als Hommage an die

Familie seiner Frau «Alves Vieira» taufte. Die hatte die «Herdade (Weingut) do Rocim» zu Beginn des Jahrtausends gekauft und 2007 mit einem modernen Keller versehen. Die Cuvée aus Touriga nacional und Tinta Roriz ist gewissermassen ein im sportlichen Tenue verkleideter Rotwein; wunderbar in der Aromatik (ein Touch Exotik mit etwas Mango und Ananas, aber auch eine Spur Melone); 12,5 Prozent Alkohol, erstaunlich lang im Abgang.

Damit meine Kirche im Dorf bleibt, sozusagen, sei nun allerdings auch ein Roter aus der Reihe gepriesen – eine Preis-Genuss-Exzellenz wie seine helle Schwester. Eine Cuvée auch er, ebenfalls mit einem Anteil Touriga nacional, dazu die portugiesischen Vorzugssorten Alicante Bouschet und Trincadeira. Im Stahltank, anschliessend in Barriques zweiter und dritter Belegung ausgebaut. Auch er aus biozertifiziertem Anbau: schwarzbeerig, viele Gewürznoten, sehr vollmundig, fruchtsuss, mit wuchtigem, weichem Körper. Hält an Speisen einiges aus, vom Sommergrill wie aus dem winterlichen Schmortopf. Und wenn dem das Gas ausgeht, wärmt er uns die Seele allein.

Eine gute Idee

Mit dem Sportage erinnert Kia daran, dass die Hybrid-Technik eine interessante Variante für sparsames Fahren wäre.



Das es im Zweifelsfall mehr als eine Möglichkeit gibt, sparsam und umweltschonend Auto zu fahren, kommt in einer zu digitalen Schwarzweissantworten neigenden Öffentlichkeit gerne unter die Räder des weitverbreiteten Wunsches nach einfachen Lösungen für angeblich drängende Probleme. Über die ökologischen Vorzüge von Dieselmotoren oder Antrieben, die auf der Elektrifizierung von Wasserstoff beruhen, wurde hier schon berichtet.

Nun erinnert Kia, der viertgrösste Automobilhersteller der Welt, bei seinem neuen SUV namens Sportage daran, dass auch in der Antriebstechnologie Vielfalt den Reiz des Lebens ausmacht. Das Auto gibt es mit verschiedenen Hybridisierungsstufen: als Plug-in-Hybrid mit 13,8-kWh-Batterie und etwa sechzig Kilometern elektrischer Reichweite, als Benzin- oder Dieselmotor mit 48-Volt-Mild-Hybrid-Generator sowie als klassischer Hybrid ohne Stecker.

Diese Technologie hat Toyota Anfang der 2000er Jahre im Prius eingeführt, ist in den USA oder in Japan weitverbreitet und wird in Europa möglicherweise immer noch etwas belächelt. Im Kia leistet der Antrieb insgesamt 230 PS und besteht aus einem 1,6-Liter-Benzinmotor in Kombination mit einem Elektromotor, Allradsystem und einer Lithium-Ionen-Polymer-Batterie. Im Stadtverkehr oder beim Manövrieren reicht das, um kurzzeitig elektrisch zu fahren, auf Langstrecken wiederum belastet das geringe Gewicht des klassischen Hybrid-Systems die Verbrauchsstatistik nicht zu stark.

Auf meinen Testfahrten komme ich so auf durchschnittlich 6,5 Liter Superbenzin auf hundert Kilometer, das ist für ein geräumiges Allradfahrzeug ein sehr vorteilhafter Wert und liegt noch unter der offiziellen Verbrauchsangabe. Abgesehen davon ist es einfach angenehm, mit dem Kia Sportage unterwegs zu sein, die äussere Erscheinung ist mit seinen weit nach hinten gezogenen LED-Tagfahrleuchten leicht extrovertiert, aber mit Sinn für Stil gezeichnet. Innen ermöglicht einem das Fahrzeug angenehmen Langstreckenkomfort.

Kia-Spezialität

Das Cockpit mit zwei grossen Bildschirmen ist modern, aufgeräumt und hat eines der besten Bediensysteme, die zurzeit auf dem Markt sind. Einzig die Einbindung des Telefons über Apple Carplay funktioniert nicht immer zuverlässig. Hingegen sind die gängigen Assistenzsysteme ebenso vorhanden wie eine Kia-Spezialität: Setzt man den Blinker, wird im Armaturenbrett ein Kamerabild eingeblendet, das den Bereich des toten Winkels in Abbiegerichtung zeigt. Das ist, wie vieles am Kia Sportage, eine einfache, gute Idee.

Kia Sportage GT-Line 1.6 T-GDi HEV

Motor/Antrieb: Benzinmotor mit Hybridsystem, Allrad, 6-Gang-Automatik; Hubraum: 1598 ccm; Leistung: 230 PS (169 kW); max. Drehmoment: 350 Nm; Beschleunigung (0–100 km/h): 8,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 193 km/h; Verbrauch (WLTP): 6,5 l/100 km; Preis: Fr. 51 950.–; Testwagen: Fr. 53 990.–



OBJEKT DER WOCHE Häberli trifft Rado

Rado DiaStar
Original 60-Year Anniversary Edition
Erhältlich für Fr. 1850.–

Wie malt man eine Uhren-Ikone neu und modern, ohne ihren Charakter zu stark zu verändern? Vor dieser Aufgabe stand der Schweizer Stardesigner Alfredo Häberli, als Rado-Chef Adrian Bosshard ihn anfragte, ob er zum 60. Geburtstag der legendären DiaStar nicht Hand anlegen wolle an diesen Klassiker.

Häberli willigte ein, und in rund zwei Wochen stand das neue Werk. Seit je sei er an Uhren interessiert gewesen; im Grunde genommen habe er also fast sein ganzes Leben an der neuen Uhr gearbeitet, erklärt der Designer. Die DiaStar, lanciert zur Basler Uhrenmesse 1962, zeichnete sich damals bereits durch ihre unverwechselbare Formgebung aus. Die eigentliche Innovation war aber das Material. Es war die weltweit erste kratzfesteste Uhr aus Hartmetall. Die Schweizer Uhrenmanufaktur Rado aus Lengnau bei Biel hat sich mit der Entwicklung innovativer Materialien Weltruf erworben. Auf dem heute populären Feld der Keramik ist sie unangefochtene Pionierin.

Subtil, aber doch kraftvoll fällt die Neugestaltung Häberlis aus. Ins Auge sticht das getreu dem 6 x 10-Jahr-Jubiläum hexagonal geschliffene Saphirglas, das auf einem Gehäuse aus Edelstahl und auf einer Lünette aus Ceramos sitzt. Ceramos, so viel zum Thema Expertise beim Material, besteht zu 90 Prozent aus Titankarbid und zu 10 Prozent aus einer Metalllegierung. Es verbindet die Härteeigenschaften von Keramik mit dem Glanz und der Widerstandsfähigkeit von Metall.

Florian Schwab



Die Chefs: Oliver (l.) und Freddy Burger (Produzent), Gattin Isabella.



Maya Brunner mit Bruder Carlo, Eveline Glanzmann mit Partner Antonio Costanzo.



Legendär: Sängerin Paola Felix mit ihrem Sohn Daniel.



Auf Achse: Künstler Wolfgang Beltracchi, Ehefrau Helene.



Familiensache: Josy und Alex Eugster, Corina und Lukas Eugster mit ihren Kindern Anni und Lina.

BEI DEN LEUTEN

Die Eugsters bewegen

Grandiose Uraufführung im Zürcher Theater 11: Das Musical «Oh läck du mir!» begeisterte 1500 Gäste.

André Häfliger

Sängerin Paola Felix («Blue Bayou») strahlte: «Herrliche Erinnerungen werden wach!» Sie war mit ihrem und Kurt Felix' Sohn, TV-Programmleiter **Daniel**, gekommen. «Die Ohrwürmer des legendären Trio Eugster gehören zum obersten Schweizer Liedgut. Es sind unvergessliche Evergreens.» Auch die Texte seien Weltklasse: «Kein Wunder, Starautor **Charles Lewinsky** hat sie geschrieben.» Geglänzt wird auch auf der Spielfläche: vom hervorragenden dreissigköpfigen Ensemble plus Live-Orchester bis hin zu Hauptdarstellerin **Susanne Kunz** (steht als Wirtin Trudi zum ersten Mal auf der Musicalbühne) sowie Kollegin **Viola Tami**, der Büroassistentin Franca. **Alex** und **Vic Eugster**, zwei der drei Mitglieder des 1967 gegründeten Trio Eugster (Guido Eugster ist 2021 verstorben), sind sich einig: «Sie sind alle hervorragend. Grosses Kompliment!»

Das Musical «Oh läck du mir!» (bis 30. Oktober) führt zurück in die beschauliche Idylle einer Schweizer Vorstadt Anfang der siebziger Jahre. Es ist eine Zeit, in der alles noch in Ordnung scheint. Doch die Idylle trägt, denn ein Im-

mobilienhai will im Quartier gross investieren. Dafür sollen sowohl der Laden des bescheidenen Lebensmittelhändlers Mario also auch die Beiz der kämpferischen Wirtin Trudi dem Erdboden gleichgemacht werden. Nicht nur ihre Existenzen sind bedroht, sondern auch das Herz des gemütlichen Viertels. Also schliessen sich die beiden mit den anderen Bewohnern zusammen, um dem Spekulanten Paroli zu bieten.

Speziell: **Freddy Burger**, Schweizer Entertainment-Unternehmer und Betreiber des Theater 11 Zürich, setzt zum ersten Mal seit über vierzig Jahren wieder auf eine Musical-Eigenproduktion. «Es ist gerade in diesen herausfordernden Zeiten für mich wichtig, etwas Neues zu schaffen, ganz nach dem Motto «Jetzt erst recht». Ich glaube, dass sich viele Menschen nach einer *feel-good*-Geschichte sehnen. Kommt dazu, dass es höchste Zeit ist, das Trio Eugster mit seinen grossartigen Liedern zu würdigen. Erfolgsautor Charles Lewinsky hat mit Unterstützung von **Markus Schönholzer** eine wunderbare, generationenübergreifende Geschichte geschrieben, die das Herz berührt. Bravo!»



Musik im Blut:
Ronja, Bo und Marianne Katzman.



Premierenfieber: Eventmanager Reto Hanselmann (l.), Sängerin Fabienne Louves mit ihrem Freund Luca Schneider.



Aus dem Stück:
Viola Tami und Diego Valsecchi in Aktion.



Lieferte den Text zum Musical:
Starautor Charles Lewinsky.



St.-Moritz-Präsident Christian Jott Jenny, Tochter Tosca, Schauspieler Walter Andreas Müller.



Gern gesehene Gäste im Theater 11:
Vic und Tosca Eugster, Tochter Simone Fuhrer-Eugster und ihr Partner Beat Unholz.



Beste Freundinnen: Zürcher Regierungsrätin Natalie Rickli und Manuela Ritter.

Bildbetrachtung des Postfaschismus



Geist des Duce.

Der Faschismus ist kaum zu fassen, weil er als Idee weitgehend entpolitisiert ist: Er zeichnet keinen Entwurf der Zukunft. Ganz im Gegenteil, er gleicht einem Totenkult. Der Soziologe Ralf Dahrendorf beschrieb den Faschismus als Versuchung mit drei Merkmalen: Ein parareligiöses Zusammengehörigkeitsgefühl – Dahrendorf nannte es Bindung – wohnt dem Faschismus erstens inne; zweitens

eine starke Führung mit einem Erlöser, der die Wiedergeburt verspricht; sowie drittens die Verklärung, die sich als Ultrationalismus zeigt. Italien hat eine neue Regierungschefin, die je nach Lesart als Konservative, als Faschistin oder euphemistisch als Postfaschistin bezeichnet wird. Das Emblem ihrer Partei, das 1946 von Kaderleuten Mussolinis erfunden wurde, interpretiert sich vor Dahrendorfs De-

fnition deutlich. Die Flammen sollen für den Geist des Duce stehen, und sie zeigen sich in den nationalen Farben. Sie können auch als Lagerfeuer gesehen werden; kein treffenderes Bild steht wohl für Zusammengehörigkeit.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, meine Vagina ist eigentlich nie richtig feucht, obwohl ich sexuelle Lust spüre. Klar, es gibt Gleitmittel, die Abhilfe schaffen. Gibt es auch andere Wege? S. A., Basel

Diese Frage wird mir in der Praxis immer wieder gestellt. Ich versuche dann, mit meinen Patientinnen verschiedene Themen anzuschauen. In erster Linie geht es darum zu klären, ob die gespürte Erregung nur emotional ist oder ob sie auch mit dem Genital zu tun hat. Dann ist es auch wichtig, anzuschauen, wie jemand sich gewohnt ist, Erregung aufzubauen.

Es gibt Menschen, die ganz weich und weit werden, damit spielen und die Erregung steigern können. Andere spannen sich in der Erregung an, können so ihre Erregung steigern. Diese zweite Variante hat aber auch zur Folge, dass sich die Beckenbodenmuskeln anspannen und



so die Durchblutung und Befeuchtung der Vagina weniger stark ist.

Was mir bei Ihrer Frage aber ins Auge sticht: Sie scheinen mit dem Gleitmittel ja eine Lösung zu haben, und wenn ich es richtig verstehe, funktioniert diese auch. Gleichzeitig höre ich heraus, dass Sie Ihre Lösung als Defizit betrachten – als sollte man eigentlich ohne Gleitmittel Geschlechtsverkehr haben können. Ich finde Gleitmittel allerdings etwas sehr Tolles, unter anderem aus folgen-

dem Grund: Man kann auf eine sehr einfache Art die Vagina feucht halten, auch wenn man mit den Gedanken einmal abschweift. Denn es gibt viele Frauen, die eine feuchte Vagina haben, die aber bei abschweifenden Gedanken etwas austrocknet. In solchen Momenten nimmt das Gleitmittel den Druck ein wenig heraus, weil die Vagina feucht bleibt – und lässt einen wie bei der Mediation ganz einfach wieder zurückfinden.

Falls Sie mehr über Ihre Erregbarkeit erfahren möchten, kann ich Ihnen mein Buch «Coming Soon» empfehlen, das auch eine Checkliste mit Fragen enthält, um sich selbst besser zu verstehen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch



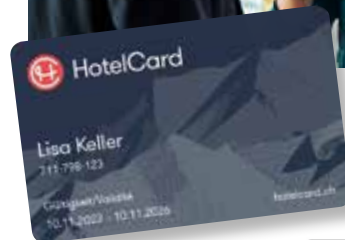
VIP-Leserangebot: «Hotelcard – Tophotels zum Spezialpreis» Mehr Hotel für weniger Geld

Mit der Hotelcard sparen Sie in mehr als 500 Tophotels bis zur Hälfte des regulären Preises! Vom gemütlichen Alpen-Chalet bis zum exklusiven 5-Sterne-Resort ist alles dabei, was das Reiseherz begehrt. Bestellen Sie jetzt Ihre persönliche Hotelcard zum Platin-Club-Spezialpreis von Fr. 69.– (statt Fr. 99.–) und erhalten Sie Zugang zu sämtlichen Hotelcard-Angeboten.

Geht es Ihnen auch so, dass Sie plötzlich die Reiselust packt? Mit der Hotelcard können Sie diesem Wunsch jetzt noch viel sorgloser nachgehen. Denn mit der Hotelcard steht Ihnen für jede Reise das passende Hotel zur Verfügung – und das zum weitaus günstigsten Preis.

Ob für eine Herbstwanderung, eine Auszeit übers Wochenende oder einen spontanen Städte-Trip: Mehr als 500 Hotels in der Schweiz und in den Nachbarländern bieten ihre freien Zimmer auf hotelcard.ch an und optimieren so ihre Auslastung. Dank diesem Win-win-Modell spart ein Hotelcard-Mitglied durchschnittlich 100 Franken pro Übernachtung.

Sogar ein Aufenthalt im Luxushotel wird nun erschwinglich. Und das Beste daran: Der Mitgliederbeitrag ist meistens bereits nach der ersten Buchung wieder eingespart!



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot: «Hotelcard – Tophotels zum Spezialpreis»

Hotelcard-Vorteile auf einen Blick:

- Über 500 Hotels mit bis zu 50 % Rabatt
- Ganzjährig grosse Hotelauswahl
- Einfacher Buchungsprozess ohne versteckte Kosten
- Spannende Ausflugstipps
- Nur eine Karte nötig pro Zimmer-Buchung
- Beliebig oft einsetzbar

Sonderangebot:

- 1 Jahr für Fr. 69.– (statt Fr. 99.–)
- 2 Jahre für Fr. 133.– (statt Fr. 173.–)
- 3 Jahre für Fr. 187.– (statt Fr. 247.–)

Bestellung online:

www.hotelcard.com/platinclub-2022 oder scannen Sie den QR-Code. Wir sind gerne auch telefonisch unter 0800 083 083 für Sie da (Rabattcode: platinclub-2022).

Gültigkeit:

Das Angebot ist ausschliesslich für Hotelcard-Neukunden verfügbar bis 30. November 2022.

Informationen:

Hotelcard AG, 3600 Thun
www.hotelcard.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Freigeist vom Leutschenbach

Für Franz Fischlin, den soeben zurückgetretenen «Mr. Tagesschau», ist Donat Hofer eines der grossen Talente des Schweizer Fernsehens. Wir haben uns mit ihm unterhalten.

Michael Baumann

Sein Arbeitsplatz befindet sich vor allem hinter der Kamera – aber auch davor. Donat Hofer ist seit Juni 2021 im 50-Prozent-Pensum als Redaktor und Reporter beim Online-Format «rec.» von SRF angestellt. Dabei hat sich der Berner rasch einen Namen als einfühlsamer Journalist gemacht, der genau hinschaut, unvoreingenommen berichtet sowie die Bilder und die porträtierten Menschen in den Vordergrund rückt und für sich sprechen lässt. «Ob ich Freiheitstrychler begleite oder Menschen, die im Wald wohnen, besuche, ich bin einfach neugierig, ergebnisoffen und unparteiisch», sagt er. Dass er heute dieser Tätigkeit nachgeht, hat sich keineswegs abgezeichnet.

Aufgewachsen in der Stadt Bern, wusste er nach der Sekundarschule nicht so recht, wie es weitergehen sollte. «Schliesslich besuchte ich die Handelsschule und machte die Berufsmatur», erzählt er. An der Fachhochschule Bern studierte Hofer Betriebsökonomie und schloss mit einem Bachelor ab. Während des Studiums kam er erstmals mit dem Journalismus in Kontakt, wenn auch noch recht niederschwellig. «Wenn man beim Radio RaBe zwei Wochenendkurse belegt, dann kann man selbst Sendungen produzieren», erklärt er, der den TV- und Radiomoderator Hannes Hug als eine Inspirationsfigur bezeichnet. Gesagt, getan: Einmal im Monat war Hofer fortan hobby-mässig und unentgeltlich mit einem Live-Gespräch auf dem Äther. «Dabei habe ich mich jeweils eine Stunde lang mit Menschen unterhalten, die mich auf irgendeine Weise inspiriert haben», sagt er. Darunter befanden sich etwa ein Astrophysiker, ein Wirtschaftsethiker, der Berner Musiker Baze oder ein Tantra-Experte.

Nach dem Studium bekam er bei der Stellensuche zunächst Absage um Absage, ehe er doch noch als Bankrevisor eine Anstellung fand. «Ich wusste aber von Anfang an, dass ich diesen Job nicht bis zur Pensionierung machen möchte», sagt er schmunzelnd. Deshalb verliess er eineinhalb Jahre später die Finanzwelt und brach zu einer siebenmonatigen Reise durch Zentralamerika auf. «Im Anschluss daran machte ich eine Auslegeordnung meines Lebens und suchte



«Hauptprofiteur ist das Publikum»: Bildschirmlegende Fischlin, 59.

Franz Fischlin war achtzehn Jahre lang Journalist und «Tagesschau»-Moderator beim Schweizer Fernsehen. Über Donat Hofer sagt er: «Was ihn als Journalisten auszeichnet, ist seine Neugier und Offenheit – gegenüber Menschen und Themen. Er fragt kritisch und ist gleichzeitig respektvoll. Und er schmunzelt auch mal über sich selber, wenn er beispielsweise als Städter nicht weiss, wie «der Puck» beim Hornussen heisst. Dank seiner Authentizität und Spontaneität öffnen sich ihm Türen und Menschen. Hauptprofiteur ist das Publikum, das mit ihm in Realitäten eintaucht, in denen viel Überraschendes und Neues entdeckt werden kann. Und das steht im Mittelpunkt, nicht er.»

auch die Berufsberatung auf.» Dort wurde seine Affinität zu den Medien zwar erkannt, Hofer hatte aber noch nicht den Mut, auf diese Karte zu setzen, und sah auch keinen gangbaren Weg.

Also ging's an die Universität Bern, wo er Mathematik zu studieren begann und schliesslich in Psychologie mit einem Masterdiplom abschloss. Beim Jobben als Student lernte er einen Mitinhaber der privaten TV-Produktionsfirma

Mediafisch kennen, die auch für SRF Beiträge erstellt. Dieser wies ihn auf Praktikumsmöglichkeiten bei seinem Unternehmen hin. «2017 zügelte ich nach Zürich, machte das Praktikum und arbeitete dann weiter bei dieser Firma, heute noch 30 Prozent», sagt er. In der Freizeit drehte Hofer einen Dokumentarfilm über die Rapperin Steff la Cheffe, die er von der Schule her kannte. «Der Beitrag, an dem ich eineinhalb Jahre lang arbeitete, stiess bei SRF zwar auf Anklang, wurde aber trotzdem nicht ausgestrahlt, weil Steff letztlich nicht wollte.» Doch der Film war für ihn ein Türöffner und Mutmacher zugleich, weil er in der Branche Kontakte knüpfen konnte und zur Gewissheit gelangte: «Ich kann's.»

«Reise in eine andere Lebensrealität»

Hofer bewarb sich bei «rec.» und bekam die Stelle. Dieses Sendegefäss von SRF ist speziell für Junge und für Online-Beiträge konzipiert, weshalb die Sendungen immer zuerst auf YouTube und erst später im TV gezeigt werden. «Wir filmen, schneiden und vertonen alles selbst», beschreibt er die Arbeitsweise. Und jedes Mal, wenn er ein neues Thema anpackt, «ist es wie die Reise in eine andere Lebensrealität, die ich in eine Geschichte verpacken kann».

Seine Hartnäckigkeit hat sich gelohnt. «Heute bin ich sehr zufrieden mit meiner Situation», reflektiert er, der mit Frau und Kind am Eingang zum Emmental wohnt. «Der Mix macht es aus. Mein Job hat psychologische, poetische und dramaturgische Aspekte, und ich kann mit Text und Bild arbeiten.» Angesprochen darauf, wie es weitergehen könnte, ist Hofer selbst gespannt, hat er doch auch Selbstzweifel an seinen Fähigkeiten und will noch besser werden. «Sicher bin ich kein Tagesjournalist und kein Nachrichtensprecher», weiss er. Seine Stärke sei es, mit Menschen zu sprechen, Reportagen und Dokumentarfilme zu drehen. Also statt «Tagesschau», «Arena» oder «Rundschau» sind es eher Sendegefässe wie «SRF bi de Lüt», «Mona mittendrin», «Gredig direkt» oder «Aeschbacher», die ihn ansprechen. Es würde nicht überraschen, wenn Donat Hofer dereinst wieder seine eigene Sendung hätte – diesmal aber bei SRF.



«Neugierig, ergebnisoffen, unparteiisch»: Reporter und Moderator Hofer, 35.

Weltwoche Nr. 40.22

Bild: Alessandra Leimer für die Weltwoche

Viola von Scarpatetti, Sängerin

Die 35-Jährige fordert mehr Live-Musik und hätte gerne mehr Tätowierungen; bevor sie einschläft, ist sie am glücklichsten.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Viola von Scarpatetti: Ein lokaler Gemüsebauer mit Mischkulturen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Von Scarpatetti: Am Hals.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Von Scarpatetti: Dass Frieden nicht komplex ist.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Von Scarpatetti: Manchmal sehr viel, manchmal sehr wenig.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Von Scarpatetti: Ruhe, Kraft und Ehrlichkeit.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Von Scarpatetti: Ich bin claustrophobisch veranlagt.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Von Scarpatetti: Vor kurzem, weil mir etwas unterstellt wurde.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Von Scarpatetti: Eine Urwaldbewohnerin.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Von Scarpatetti: In jeglichen Formen, ja.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Von Scarpatetti: Die, die am besten geerdet ist.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Von Scarpatetti: Ich bin Jungfrau, eh, nein, Steinbock!

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Von Scarpatetti: Einen Mikrofonständer.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Von Scarpatetti: Keine sogenannten harten Drogen.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Von Scarpatetti: Wohl meine Eltern.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Von Scarpatetti: Von familiären Situationen.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Von Scarpatetti: Ich habe zu wenige Tätowierungen.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Herbstabend verbringen?

Von Scarpatetti: Zum Beispiel mit Milosz Matuschek. Mit ihm kann man sicher ein spannendes Gespräch führen.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Von Scarpatetti: Mit Arwen aus «Der Herr der Ringe».

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Von Scarpatetti: Deine Intuition weiss, was zu tun ist.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Von Scarpatetti: Jein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Von Scarpatetti: Wegen der Tourneen und Caterings.

Weltwoche: Wer sind die Vorbilder in Ihrem Leben?

Von Scarpatetti: Kinder.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Von Scarpatetti: Mehr Live-Musik, überall.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Von Scarpatetti: Um mich selbst zu schützen.

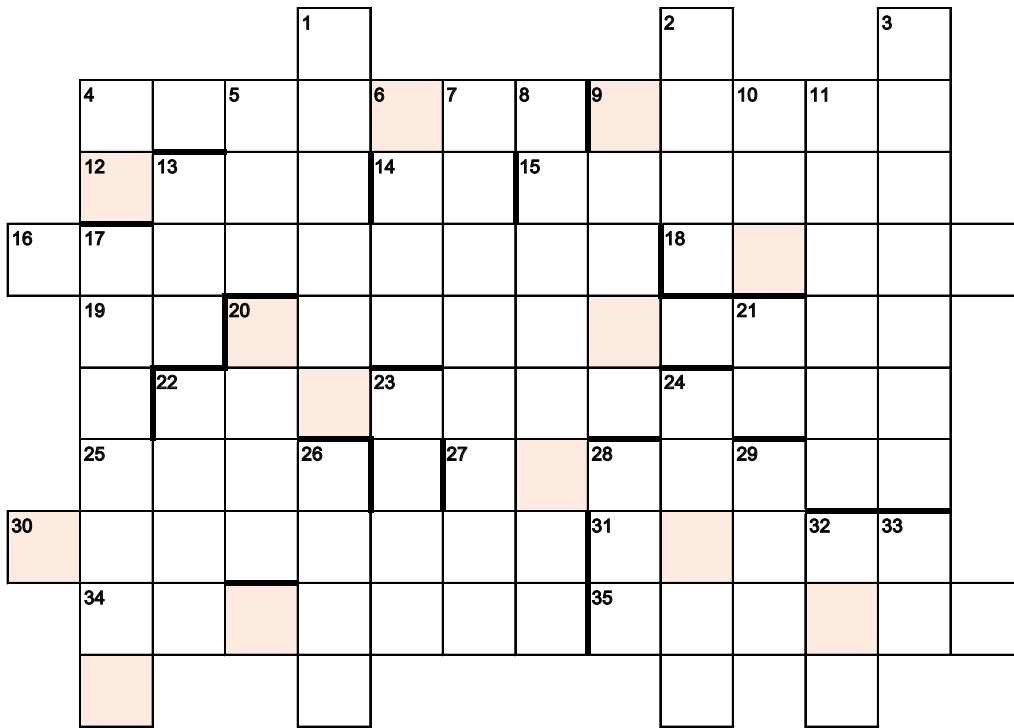
Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Von Scarpatetti: Kurz bevor ich einschlafe.



«Ruhe, Kraft und Ehrlichkeit»: Künstlerin von Scarpatetti.

Viola von Scarpatetti, französisch-schweizerische Musikerin, Schauspielerin und Filmemacherin, veröffentlicht am 28. Oktober ihr Debütalbum «Fais un pont». Die Plattentaufe findet am 29. Oktober im «Balkkon» in Neuenburg statt.



Lösungswort — was Zyniker vielleicht manchmal sollten

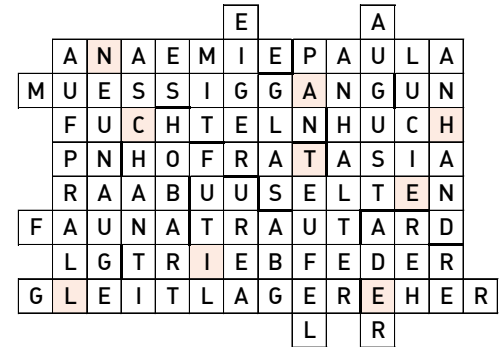
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 worauf sitzt, wer keinen Ort für seine Möbel mehr hat 9 was der Teufel angeblich trägt 12 umgestaltetes Oval 14 etwas für Solothurner Leser und Bündner Gipfelstürmer 15 9 senkrecht Liebessessen 16 Flugtätigkeit, inwendig durcheinander 18 Nicht-Vegetarier-Happen 19 halb-halb 20 Schlussposition von Duttweilers erster Zeitung? 22 Lehrgang plus moderne Kommunikationsform 25 Berninabahn-Abschnitt, der Briefmarkensammler anzieht 27 bildet sich umso schneller, je langsamer jemand fährt 30 in den meisten Gartenschuppen und in allen Vorschaufeldern zu finden 31 was zehn Reiskrispen symbolisieren 34 bietet einen schönen Anblick und endet ungeteilt 35 dabei können sich Daumen als nützlich erweisen

Senkrecht — 1 tönt irgendwie besser als Fischlaich 2 Engländer haben üblicherweise zwei davon, typische Amis gerne noch ein paar mehr 3 Comic-Katzen-Futter 4 simple Antwort auf die Frage nach dem Wie 5 sprachlich passender 18-waagrecht-Urzustand 6 typisch englische Art 7 Dehnübung zum Unter-die-Füsse-nehmen 8 märchenhafte Haarfarben-Vorlage 9 hat vier Beine oder vier Räder 10 Abteilungs-Teil 11 ausdauernde Wanderer 13 Bön-Gottheit in Walhalla 17 sind selten ohne Risiken zu haben 20 liegt im Stubaital 21 Affenschwanz-Bedeutung 22 wird durch Ratze verstärkt 23 Mesofauna-Bestandteil 24 in stürmischen Zeiten oft zu hören 26 sollte man allenfalls im übertragenen, aber besser nicht im wörtlichen Sinn auf jemanden werfen 28 idealer Platz für cats, eher suboptimaler Platz für ...-tops 29 Sagt wohl die Mehrheit der Deutschschweizer zu Hochdeutsch im Kindergarten 32 Hutmaterial für 5G-Gegner 33 liegt in Neuwagen ganz vorne, auch von hinten gesehen

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 786



Waagrecht — 3 ANAEMIE 8 PipPAULAubblättern 12 MUESSIGGANG ist aller Laster Anfang 14 neUN/sechshUNDert 15 FUCHTELN 17 HUCH 18 PN 19 HOFRAT 22 StASIArchiven 23 Stefan RAAB 24 UU 26 SELTEN (Anagramm) 27 FAUNA (aus «The Addams Family») 28 TRAUT 30 ADER 32 FeLGen 33 TRIEBFEDER 35 GLEITLAGER 36 KorkenziEHER

Senkrecht — 1 EIGER (rückwärts: Regie) 2 AUGUST 3 AUFPRALL 4 NEU(NAUGE) 5 ASCHANTI 6 ES (Halbton) 7 MIT 8 PAN 9 (ANH)ALTER 10 LUCIE 11 ANHAND (an Hand) 13 Uschi GLAS 16 HOBART (Ho-Bart) 20 FUTIL 21 TEUFEL 25 FettsäUREAmiden 29 ABG (Abgeordneter) 30 ADER 31 (D)REHBuch 34 RESIGNIEREN

Lösungswort — **NACHTEILE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

LADY-DATEJUST

Seit ihrer Vorstellung im Jahr 1957 ist die Lady-Datejust ein Synonym für zeitlose Eleganz. Ausgestattet mit einem 28-mm-Gehäuse, in dem sich Präzision mit Zuverlässigkeit verbindet, hebt sie klassische Schönheit auf ein neues Niveau.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL LADY-DATEJUST

BUCHERER

1888